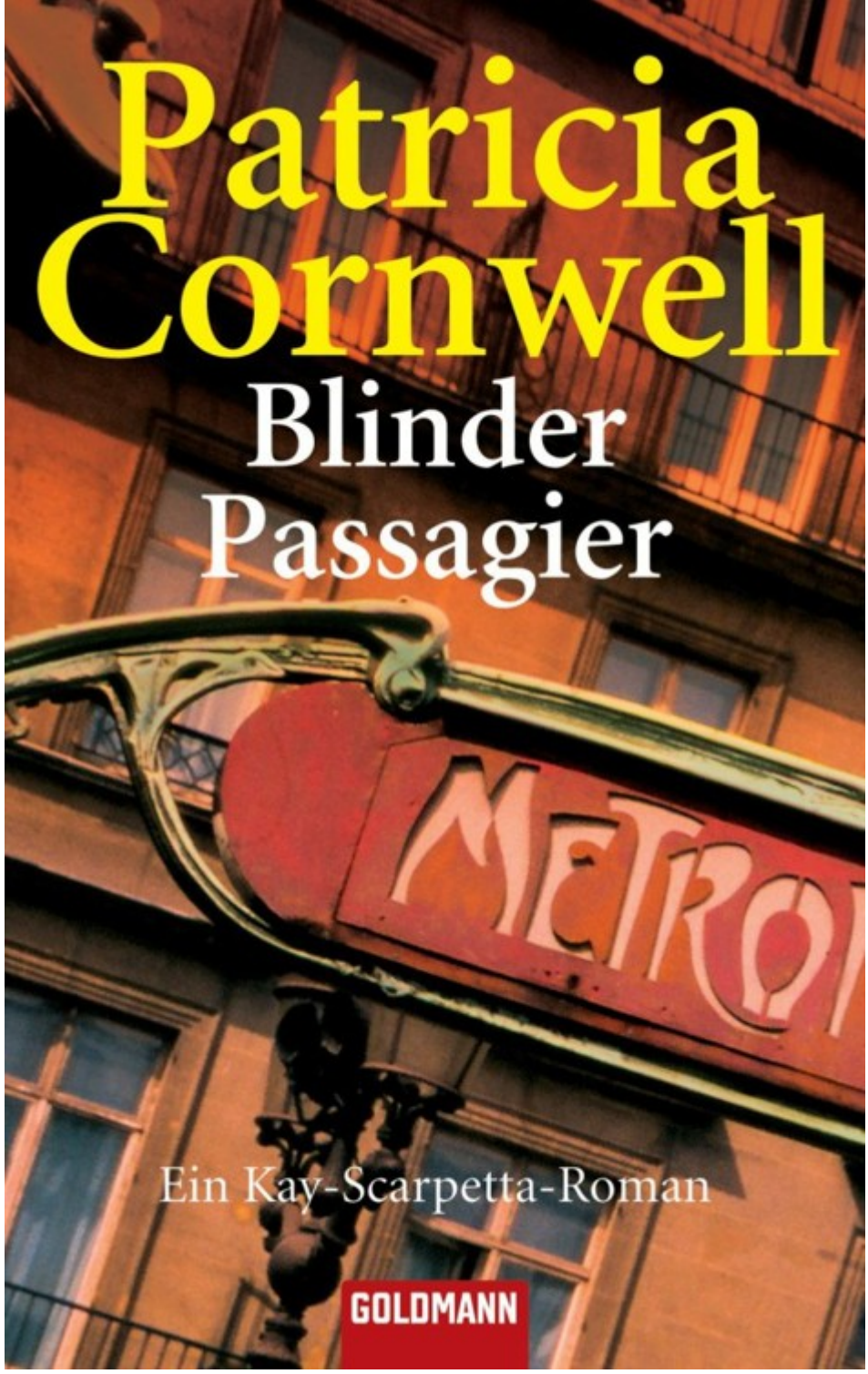
Patricia
Cornwell
Blinder
Passagier
METRO
Ein Kay-Scarpetta-Roman
GOLDMANN

Buch

In dem Jahr nach dem Tod ihres Lebensgefährten Benton Wesley hat sich Kay Scarpetta, oberste Gerichtsmedizinerin von Virginia, noch mehr als sonst in ihre Arbeit gestürzt, um der schrecklichen Erinnerung an seinen von den Flammen verkohlten Körper zu entfliehen. Doch das Vergessen will ihr nicht gelingen - zu sehr ist sie traumati-siert von ihrem letzten Fall und Bentons tragischem Ende. Dann erhält sie auch noch einen Brief, den Wesley ihr vor seiner Ermordung geschrieben hat. Die schmerzhaften Erinnerungen lodern wieder in ihr auf, und nur mühsam gelingt es ihr, die tägliche Routine aufrechtzuerhalten - bis ein spektakulärer Mordfall ihren vollen Ein-satz fordert: In einem Frachtcontainer im Hafen von Richmond wird eine Leiche ge-funden, die eine wochenlange Passage von

Frankreich über den Atlantik hinter sich hat und deutliche Spuren eines Gewaltverbrechens aufweist ...

Autorin

Patricia Cornwell arbeitete als Gerichtsreporterin und Computerspezialistin in der forensischen Medizin, bevor sie für ihre Thriller um Kay Scarpetta in den USA, in Großbritannien und Frankreich mit hohen literarischen Auszeichnungen bedacht wurde. Die Autorin lebt in Richmond, Virginia, und Malibu.

Weitere Informationen zu Patricia Cornwell finden Sie im Internet:

www.patriciacornwell.com

Von Patricia Cornwell außerdem im Goldmann Verlag erschienen:

Die Tote ohne Namen. Ein Kay-Scarpetta-Roman (43536/5493) · Ein Fall für Kay Scarpetta (Mord am

Samstagmorgen). Roman (44138) · Ein Mord für Kay Scarpetta. Roman (44230) · Trübe Wasser sind kalt. Ein Kay-Scarpetta-Roman (43537) · Der Keim des Verderbens. Ein Kay-Scarpetta-Roman (43902) · Brandherd. Ein Kay-Scarpetta-Ro-man (43903) · Die Hornisse. Roman (43901) · Ein Fall für Kay Scarpetta/Ein Mord für Kay Scarpetta. · Zwei Romane in einem Band (13134) · Kay Scarpetta bittet zu Tisch (44541) · Zum Sterben gut. Kay Scarpettas Lieblingsgerichte (45301)

Patricia Cornwell

Blinder Passagier

Ein Kay Scarpetta Roman

Aus dem Amerikanischen von Anette Grube

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel »Black Notice« bei G. P Putnam's Sons, New York.

Umwelthinweis: Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind chlorfrei und umweltschonend.

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Taschenbuchausgabe Juli 2003

Copyright © der Originalausgabe 1999 by Cornwell Enterprises, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica/Cohadon

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 43904 JE

Herstellung: Sebastian Strohmaier

Made in Germany

ISBN 978-3-442-43904-3

www.goldmann-verlag.de

13579108642

Für Nina Salter

Wasser und Worte

Und der dritte Engel goss aus seine Schale in die

Wasserströme und in die Wasserbrunnen;

und es ward Blut.

(Offenbarung 16:4)

-BW-

6. Dezember 1996

Epworth Heights

Luddington, Michigan

Meine liebste Kay,

ich sitze auf der Veranda und schaue hinaus auf den Lake Michigan, und ein heftiger Wind erinnert mich daran, dass ich mir die Haare schneiden lassen muss. Ich denke an das letzte Mal, als wir beide hier waren und für einen kostbaren Augenblick in der Geschichte unserer gemeinsam

verbrachten Zeit vergaßen, wer und was wir sind. Kay, Du musst mir zuhören.

Du liest diese Zeilen, weil ich tot bin. Als ich beschloss, diesen Brief zu schreiben, bat ich Senator Lord, ihn Dir persönlich Anfang Dezember zu übergeben, ein Jahr nach meinem Tod. Ich weiß, wie schlimm Weihnachten immer für Dich war, und jetzt muss es unerträglich sein. Mein Leben begann, als ich mich in Dich verliebte. Jetzt, da es vorbei ist, wünsche ich mir als Geschenk von Dir, dass du weiterlebst.

Selbstverständlich hast Du überhaupt nichts verarbeitet, Kay. Du bist wie der Teufel an Schauplätze von Verbrechen geeilt und hast mehr Autopsien gemacht als je zuvor. Du hast Dich aufgerieben mit Auftritten vor Gericht, mit der Leitung der Rechtsmedizin und mit Vorträgen, Du hast Dich wegen Lucy gesorgt und über Marino geärgert, Du hast Deine Nachbarn gemieden und Dich

vor der Nacht gefürchtet. Du hast keinen Urlaub genommen oder Dich auch nur für einen Tag krank gemeldet, sosehr Du es auch gebraucht hättest.

Es ist an der Zeit, dass Du aufhörst, Deinem Schmerz auszuweichen. Lass Dich von mir trösten. Halte im Geist meine Hand und erinnere Dich an die vielen Male, die wir über den Tod geredet und nie hingenommen haben, dass eine Krankheit, ein Unfall oder eine Gewalttat die Macht besitzt, uns vollkommen auszulöschen. Unsere Körper sind nur die Hüllen, die uns umgeben. Wir sind so viel mehr als das.

Kay, Du sollst wissen, dass ich mir Deiner irgendwie bewusst bin, während Du diese Zeilen liest, dass ich irgendwie auf Dich aufpasse und dass alles gut werden wird. Ich bitte Dich, dass Du eines tust, um das Leben zu feiern, das wir gemeinsam hatten und das, dessen bin ich sicher, nie enden

wird. Ruf Marino und Lucy an. Lade sie heute Abend zu Dir zum Essen ein. Koch eins Deiner berühmten Gerichte für sie und halte einen Platz für mich frei.

Ich werde Dich immer lieben, Kay,

Benton

1

Der Vormittag erstrahlte in leuchtendem Blau und in den Farben des Herbstes, aber nichts davon berührte mich. Sonnenschein und Schönheit waren etwas für andere Leute, mein Leben war leer und trostlos. Ich starrte aus dem Fenster auf einen Nachbarn, der Laub zusammenrechte, und fühlte mich hilflos, gebrochen, kaputt.

Bentons Worte ließen all die schrecklichen Bilder wieder auferstehen, die ich hartnäckig unterdrückte. Ich sah, wie die Lichtkegel von Taschenlampen auf verbrannte Knochen zwischen nassem Schutt und Wasser fielen. Erneut packte mich Entsetzen, als verschwommene Formen zu einem versengten Kopf ohne Gesicht und zu Büscheln rußigen silbernen Haars wurden.

Ich saß an meinem Küchentisch und nippte an dem heißen Tee, den Senator Frank Lord mir gemacht hatte. Ich fühlte mich erschöpft, und mir schwindelte von der Übelkeit, die mich zweimal auf die Toilette hatte flüchten lassen. Und ich fühlte mich gedemütigt, weil ich nichts so sehr fürchtete, wie die Kontrolle über mich zu verlieren, und genau das war passiert.

»Ich muss noch einmal Laub zusammenrechen«, sagte ich idiotischerweise zu meinem alten Freund. »Heute ist der sechste Dezember, und es ist wie im Oktober. Schau nur, Frank, wie groß die Eicheln sind. Ist dir das schon aufgefallen? Angeblich lässt das auf einen harten Winter schließen, aber bislang sieht es so aus, als ob wir überhaupt keinen Winter kriegen würden. Ich kann mich nicht erinnern, ob es in Washington auch Eicheln gibt.« »Bestimmt«, sagte er. »So es noch Bäume gibt.« »Sind sie groß?

Die Eicheln, meine ich.« »Ich werde nachsehen, Kay«

Ich schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte. Er stand vom Tisch auf und kam zu mir. Senator Lord und ich waren beide in Miami aufgewachsen und in derselben Erzdiözese in die Schule gegangen. Ich war allerdings nur ein Jahr auf der St. Brendan's High School gewesen und das lange nach ihm. Aber diese weit zurückliegende Gemeinsamkeit war ein Vorbote dessen gewesen, was noch kommen sollte.

Als er Staatsanwalt war, arbeitete ich für das gerichtsmedizinische Institut des Dade County und sagte häufig in seinen Fällen vor Gericht aus. Als er zum Senator gewählt und dann zum Vorsitzenden des Rechtsausschusses ernannt wurde, leitete ich die Gerichtsmedizin von Virginia, und er bat mich oft, ihn in seinem Kampf gegen das Verbrechen zu unterstützen.

Als er mich gestern anrief und mir ankündigte, dass er vorbeikommen würde, um mir etwas Wichtiges zu übergeben, war ich wie vor den Kopf gestoßen. Nachts schlief ich kaum. Als er die Küche betrat und den schlichten weißen Umschlag aus seiner Jackentasche nahm, war ich am Boden zerstört.

Während er jetzt neben mir stand, erschien es vollkommen logisch, dass Benton ihm so sehr vertraut hatte. Er hatte gewusst, dass Senator Lord mich sehr schätzte und mich nie im Stich lassen würde. Wie typisch für Benton, dass er einen Plan gehabt hatte, von dem er wusste, dass er ausgeführt würde, auch wenn er selbst sich nicht mehr darum kümmern konnte. Wie typisch für ihn, mein Verhalten nach seinem Tod so präzise vorherzusehen.

»Kay«, sagte Senator Lord, während ich heulte, »ich weiß, wie schwer es für dich sein muss, und ich wünschte, ich könnte etwas

dagegen tun. Kaum etwas ist mir je schwerer gefallen, als Benton dieses Versprechen zu geben. Ich wollte nicht glauben, dass dieser Tag kommen würde, aber heute ist es so weit, und ich bin da für dich.«

Er schwieg eine Weile, dann fügte er hinzu: »Nie zuvor hat mich jemand gebeten, so etwas zu tun, und ich wurde um eine Menge Dinge gebeten.«

»Er war nicht wie andere«, sagte ich gefasst und zwang mich, mich zu beruhigen. »Das weißt du, Frank. Gott sei Dank.«

Senator Lord war eine eindrucksvolle Erscheinung, und seine Haltung zeugte von der Würde seines Amts. Er hatte dichtes graues Haar und leuchtend blaue Augen, war groß und schlank und trug - typisch für ihn - einen konservativen dunklen Anzug, eine auffällige bunte Krawatte, Manschettenknöpfe, Taschenuhr und Krawattennadel. Ich stand

von meinem Stuhl auf, holte tief Luft, nahm ein paar Taschentücher aus der Schachtel, wischte mir das Gesicht ab und putzte mir die Nase.

»Es war sehr nett von dir zu kommen«, sagte ich.

»Was kann ich sonst noch für dich tun?«, fragte er traurig lächelnd.

»Es reicht, dass du hier bist. Ich will mir gar nicht vorstellen, welche Mühe es dich gekostet hat. Bei deinem Terminkalender.«

»Ich gebe zu, dass ich von Florida hergeflogen hin. Übrigens, ich habe mich nach Lucy erkundigt, sie leistet Großartiges dort unten«, sagte er.

Lucy, meine Nichte, arbeitete als Agentin für die Abteilung Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, ATF, des FBI. Seit kurzem war sie

dem Büro in Miami zugeteilt. Ich hatte sie seit Monaten nicht mehr gesehen.

»Weiß sie von dem Brief?«, fragte ich Senator Lord.

»Nein.« Er sah aus dem Fenster auf den wunderschönen Tag.

»Du wirst sie anrufen müssen. Und ich sollte noch erwähnen, dass sie sich von dir ziemlich vernachlässigt fühlt.«

»Von mir?«, sagte ich überrascht. »Sie ist diejenige, die nicht zu erreichen ist. Nicht ich arbeite schließlich undercover, um Waffenhändler und dergleichen zur Strecke zu bringen. Sie kann nicht einmal anrufen, außer sie ist im Büro oder in einer Telefonzelle.«

»Du bist auch nicht leicht zu erreichen. Seit Bentons Tod bist du mit dem Kopf woanders. Du giltst als vermisst, und ich

glaube nicht, dass dir das schon aufgefallen ist«, sagte er.

»Ich kann das bestätigen. Auch ich habe Mühe, zu dir vorzudringen.«

Erneut stiegen mir Tränen in die Augen.

»Und wenn ich dich erwische, was sagst du dann? Alles in Ordnung. Viel zu tun. Ganz zu schweigen, dass du mich kein einziges Mal besucht hast. Früher hast du mir hin und wieder sogar eine deiner speziellen Suppen gebracht. Du hast die vernachlässigt, die dich lieben. Du hast dich selbst vernachlässigt.«

Er hatte ein paar Mal verstohlen auf die Uhr geblickt. Ich stand wieder auf.

»Fliegst du zurück nach Florida?«, fragte ich mit zittriger Stimme.

»Nein, nach Washington«, sagte er. »Ich muss bei Face the Nation auftreten. Wieder mal. Ich habe es so satt, Kay.«

»Ich wünschte, ich könnte dir helfen«, sagte ich.

»Die Welt da draußen ist voller Schmutz, Kay. Wenn bestimmte Leute wüssten, dass ich mit dir allein in deinem Haus bin, würden sie ein paar bösartige Gerüchte in Umlauf bringen. Dessen bin ich sicher.«

»Dann wärest du besser nicht gekommen.«

»Nichts hätte mich davon abgehalten. Und ich sollte mich wegen Washington nicht beschweren. Du hast genug, womit du fertig werden musst.«

»Für deinen unbescholtenen Charakter lege ich jeder Zeit die Hand ins Feuer«, sagte ich.

»Wenn es darauf ankäme, würde das nichts nützen.«

Ich führte ihn durch das makellose Haus, das ich entworfen hatte, an schönen Möbeln und Kunstgegenständen und den alten medizinischen Instrumenten vorbei, die ich sammelte, über farbenfrohe Teppiche und Hartholzböden. Alles entsprach genau meinem Geschmack, und doch war alles anders als zu der Zeit, als Benton noch gelebt hatte. Ich kümmerte mich derzeit genauso wenig um mein Zuhause wie um mich selbst. Ich war zu einer herzlosen Verwalterin meines Lebens geworden, und das offenbarte sich, wohin ich auch blickte.

Senator Lord ließ seinen Blick über meine offene Aktentasche auf der Couch im großen

Zimmer schweifen, über die Akten, die Korrespondenz und die Zettel, die verstreut auf dem gläsernen Beistelltisch und auf dem Boden herumlagen. Sofakissen waren zerdrückt, ein schmutziger Aschenbecher stand herum, weil ich wieder angefangen hatte zu rauchen. Er machte mir keine Vorwürfe.

»Kay, ist dir klar, dass ich nach diesem Besuch nur noch begrenzt Kontakt zu dir halten kann?«, sagte Senator Lord. »Wegen der Sache, die ich gerade erwähnt habe.«

»Oh Gott, schau dir nur dieses Chaos an«, platzte ich angewidert heraus. »Ich scheine keine Ordnung mehr halten zu können.«

»Es gab Gerüchte«, fuhr er vorsichtig fort. »Ich will nicht in die Details gehen. Verschleierte Drohungen.« Er klang zornig. »Nur weil wir befreundet sind.«

»Und ich war so ordentlich.« Ich lachte verzweifelt auf. »Benton und ich stritten immer wegen meines Hauses, wegen meiner Scheiße. Meiner perfekt gestylten, perfekt arrangierten Scheiße.«

Meine Stimme wurde lauter, als Schmerz und Wut höher aufflackerten als zuvor. »Wenn er etwas umstellte oder in die falsche Schublade legte … So geht es einem, wenn man älter wird und immer allein gelebt hat und alles auf seine gottverdammte eigene Art gemacht hat.«

»Kay, hörst du mir zu? Ich möchte nicht, dass du meinst, mir liegt nichts an dir, wenn ich mich nur selten melde, wenn ich dich nicht zum Mittagessen einlade oder bei einer Gesetzesvorlage um deinen Rat frage.«

»Im Augenblick kann ich mich nicht einmal mehr daran erinnern, wann Tony und ich geschieden wurden«, sagte ich voll

Bitterkeit. »Wann? 1983? Er hat mich verlassen. Na und? Ich brauchte weder ihn noch irgendjemand anders. Ich habe mir meine Welt so erschaffen, wie ich sie wollte. Meine Karriere, meinen Besitz, meine Aktien. Und schau nur.«

Ich stand noch immer im Flur und machte eine ausholende Handbewegung, die mein schönes Haus aus Stein und alles, was sich darin befand, umfasste.

»Na und? Na und, verdammt noch mal?« Ich blickte Senator Lord in die Augen. »Benton könnte mitten im Haus Müll abladen! Er könnte das verdammte Ding einreißen! Ich wünschte nur, nichts davon wäre von Bedeutung gewesen, Frank.« Ich wischte die Tränen der Wut ab. »Ich wünschte, ich könnte noch einmal von vorne anfangen und würde ihn nie wegen irgendetwas kritisieren. Ich möchte ihn nur zurück. Oh Gott, ich möchte ihn zurück. Jeden Morgen wache ich

auf, ohne daran zu denken, und dann fällt es mir wieder ein, und ich kann kaum aufstehen.«

Tränen liefen mir übers Gesicht. Jeder Nerv in meinem Körper schien verrückt zu spielen.

»Du hast Benton sehr glücklich gemacht«, sagte Senator Lord leise und voll Mitgefühl. »Du hast ihm mehr als alles andere bedeutet.

Er hat mir erzählt, wie gut du zu ihm warst, wie gut du die Schwierigkeiten in seinem Leben verstanden hast, die entsetzlichen Dinge, die er mit ansehen musste, als er diese grauenhaften Fälle für das FBI bearbeitete. Und zuinnerst weißt du das auch.«

Ich holte tief Luft und lehnte mich gegen die Tür.

»Und ich bin sicher, er möchte, dass du jetzt wieder glücklich bist, ein besseres Leben führst. Und wenn du dich dagegen wehrst, dann wird sich deine Liebe für Benton Wesley als schädlich und falsch erweisen, als etwas, was dein Leben zerstört.

Letztlich als Fehler. Verstehst du, was ich meine?« »Ja«, sagte ich. »Natürlich. Ich weiß genau, was er jetzt möchte.

Ich weiß, was ich möchte. So möchte ich es nicht. Das ist mehr, als ich ertragen kann. Manchmal hab ich gedacht, dass ich zerbreche, einfach auseinander falle und irgendwo in einem Krankenhaus lande. Oder in meinem eigenen verdammten Leichenschauhaus.«

»Das wirst du nicht.« Er nahm meine Hand in seine. »Wenn ich etwas von dir weiß, dann dass du standhalten wirst. Das hast du immer getan. Diese Zeit ist die

schwierigste in deinem Leben, aber es kommen auch wieder bessere Zeiten. Das verspreche ich dir, Kay.«

Ich umarmte ihn.

»Danke«, flüsterte ich. »Danke, dass du gekommen bist, dass du den Brief nicht in irgendeinem Ordner hast liegen lassen, dass du ihn nicht vergessen hast, dass es dir nicht gleichgültig war.«

»Du wirst mich anrufen, wenn du mich brauchst?« Es war mehr ein Befehl als eine Frage. Ich öffnete die Haustür. »Aber vergiss nicht, was ich gesagt habe, und versprich mir, dass du dich nicht vernachlässigt fühlen wirst.«

»Ich verstehe.«

»Ich bin für dich da, wenn du mich brauchst. Denk dran. Mein Büro weiß immer, wo ich bin.«

Ich sah dem schwarzen Lincoln nach, dann ging ich ins große Zimmer und machte ein Feuer im Kamin, obwohl es nicht so kalt war, dass man es gebraucht hätte. Aber ich sehnte mich verzweifelt nach etwas Warmem und Lebendigem, um die Leere zu füllen, die Senator Lord zurückgelassen hatte. Wieder und wieder las ich Bentons Brief und hörte in Gedanken seine Stimme.

Ich stellte ihn mir mit hochgekrempelten Hemdsärmeln vor, die Adern an seinen kräftigen Unterarmen traten hervor, in den starken eleganten Händen hielt er den silbernen Mont-Blanc-Füller, den ich ihm geschenkt hatte, weil er zu Bentons Präzision und Unverfälschtheit passte. Die Tränen nahmen kein Ende, und ich hielt das Blatt

mit seinen aufgedruckten Initialen hoch, damit seine Handschrift nicht verschmierte.

Sein Stil und seine Ausdrucksweise waren immer zielgerichtet und knapp gewesen, und ich empfand seine Worte als Trost und als Qual, während ich sie zwanghaft analysierte und nach einem Hinweis, einer Bedeutung und einem Tonfall suchte, die ich bislang übersehen hatte. Zwischendurch glaubte ich nahezu, dass er mir auf kryptische Weise mitteilte, sein Tod sei nicht wirklich, sondern Teil einer Intrige, eines Plans gewesen, irgendetwas, was das FBI, die CIA oder sonst wer in Szene gesetzt hatte. Dann war ich wieder mit der Wahrheit konfrontiert, die es mir kalt ums Herz werden ließ. Benton war gefoltert und ermordet worden.

DNS, Röntgenaufnahmen der Zähne und seine persönlichen Dinge hatten bestätigt, dass die unkenntlichen Reste er waren.

Ich überlegte, wie ich seiner Bitte heute Abend Folge leisten sollte, und hielt es für undurchführbar. Es war eine lächerliche Vorstellung, dass Lucy zum Abendessen nach Richmond, Virginia, fliegen würde. Ich versuchte sie trotzdem zu erreichen, denn darum hatte Benton mich gebeten. Eine Viertelstunde später rief sie mich von ihrem Handy aus zurück.

»Ich habe gehört, dass du mich sprechen willst. Was gibt's?«, sagte sie gut gelaunt.

»Das ist schwer zu erklären«, begann ich. »Ich wünschte nur, dass ich mich nicht immer zuerst an dein Büro wenden müsste, wenn ich mit dir reden will.«

»Ich auch.«

»Und ich kann auch gar nicht viel sagen .« Ich wurde wieder ganz aufgewühlt.

»Was ist denn los?«, fragte sie mich.

»Benton hat mir einen Brief geschrieben -«

»Wir reden ein andermal weiter«, unterbrach sie mich, und ich verstand, oder zumindest nahm ich das an. Handys waren nicht sicher.

»Fahr rechts ran«, sagte Lucy zu jemand anders. »Tut mir Leid«, sagte sie zu mir. »Wir machen einen Boxenstop bei Los Bobos, um uns einen Colada reinzuziehen.«

»Einen was?«

»Viel Koffein und Zucker in einem Schnapsglas.«

»Er wollte, dass ich ihn jetzt, das heißt heute lese. Er wollte, dass du ... Ach, egal. Es

ist alles so albern.« Ich versuchte so zu klingen, als ginge es mir blendend.

»Ich muss jetzt los«, sagte Lucy zu mir.

»Kannst du später noch einmal anrufen?«

»Mach ich«, sagte sie in demselben enervierenden Tonfall.

»Mit wem bist du unterwegs?« Ich versuchte, das Gespräch zu verlängern, weil ich ihre Stimme brauchte und nicht mit dem Echo ihrer plötzlichen Kälte im Ohr zurückbleiben wollte.

»Meiner Psycho-Partnerin«, sagte sie.

»Grüße sie von mir.«

»Sie lässt grüßen«, sagte Lucy zu ihrer Partnerin Jo, die bei der Drug Enforcement Agency, DEA, der Drogenfahndung arbeitete.

Sie waren beide einer High-Intensity-Drug Trafficking-Area-Spezialeinheit zugeteilt, einer HIDTA, die zuständig war für ein Gebiet mit hohem Drogenkonsum und -schmuggel und bereits eine Reihe von überaus gefährlichen Razzias durchgeführt hatte. Jos und Lucys Beziehung war auch in anderer Hinsicht eine Partnerschaft, aber die beiden waren sehr diskret. Ich war mir nicht sicher, ob das ATF oder die DEA davon wussten.

»Bis später«, sagte Lucy zu mir und legte auf.

2

Captain Pete Marino von der Richmonder Polizei und ich kannten uns so lange, dass es manchmal schien, als könnten wir die Gedanken des jeweils anderen lesen. Deswegen war ich nicht wirklich überrascht, als er mich anrief, noch bevor ich Gelegenheit hatte, ihn ausfindig zu machen.

»Du klingst verschnupft«, sagte er. »Hast du eine Erkältung?«

»Nein. Gut, dass du anrufst. Ich wollte dich gerade anrufen.« »Tatsächlich?«

Ich hörte, dass er rauchte entweder in seinem privaten Pickup oder in einem Polizeiauto. In beiden befanden sich Funkgeräte und Scanner, die im Augenblick einen Mordslärm verursachten.

»Wo bist du?«, fragte ich ihn.

»Ich fahre herum und höre die Scannermeldungen«, sagte er, als hätte er das Verdeck heruntergelassen und würde den schönen Tag genießen. »Und zähle die Stunden bis zu meiner Pensionierung. Ist das Leben nicht großartig? Fehlt nur noch eine Frau in meinem Arm.«

Sein Sarkasmus war schneidend.

»Was ist los mit dir?«, fragte ich.

»Ich nehme an, du hast von der verwesten Leiche gehört, die sie vorhin im Hafen von Richmond gefunden haben«, sagte er.

»Angeblich kotzen die Leute nur so. Bin bloß froh, dass mich das nichts angeht.«

Mein Verstand weigerte sich zu funktionieren. Ich wusste nicht, wovon er sprach.

Ich hörte, dass jemand anders versuchte, mich telefonisch zu erreichen. Ich nahm das schnurlose Telefon in die andere Hand, während ich in mein Arbeitszimmer ging und den Stuhl vor dem Schreibtisch wegzog.

»Was für eine verweste Leiche?«, fragte ich ihn. »Marino, einen Augenblick. Ich hab einen Anruf auf der anderen Leitung. Bleib dran.« Ich drückte auf einen Knopf. »Scarpetta«, sagte ich.

»Ich bin's, Jack«, sagte mein Stellvertreter Jack Fielding. »Im Hafen wurde in einem Frachtcontainer eine Leiche gefunden.

Ziemlich stark verwest.«

»Das hat Marino mir gerade erzählt«, sagte ich.

»Sie klingen, als hätten Sie einen Schnupfen. Ich glaube, ich kriege auch eine

Erkältung. Und Chuck kommt später, weil er sich nicht wohl fühlt. Sagt er jedenfalls.«

»Wurde der Container gerade von einem Schiff entladen?«, unterbrach ich ihn.

»Von der Sirius, wie der Stern. Ziemlich gruselige Angelegenheit. Wie soll ich vorgehen?«

Ich begann, Notizen auf einen Block zu kritzeln, meine Handschrift noch unleserlicher als sonst, mein zentrales Nervensystem so satt wie eine kaputte Festplatte.

»Ich fahre hin«, sagte ich, ohne zu zögern, während Bentons Worte noch in meinem Kopf nachklangen.

Und wieder einmal startete ich durch und rannte los. Diesmal vielleicht sogar noch schneller.

»Das müssen Sie nicht, Dr. Scarpetta«, sagte Fielding, als würde er plötzlich die Verantwortung übernehmen. »Ich werde hinfahren. Heute ist Ihr freier Tag.«

»Wen kontaktiere ich, wenn ich dort bin?«, fragte ich. Ich wollte nicht, dass er es noch mal versuchte.

Fielding bat mich seit Monaten, eine Pause einzulegen, für ein oder zwei Wochen Urlaub oder sogar ein Freisemester zu nehmen. Ich hatte es satt, dass die Leute mich besorgt ansahen.

Mich ärgerte die Unterstellung, dass Bentons Tod meine professionellen Leistungen beeinträchtigte, dass ich meine Kollegen und andere Leute mied und einen erschöpften und zerstreuten Eindruck machte.

»Detective Anderson hat uns verständigt. Sie ist dort«, sagte Fielding.

»Wer?«

»Muss neu sein. Wirklich, Dr. Scarpetta, ich kümmere mich darum. Warum ruhen Sie sich nicht aus? Bleiben Sie zu Hause.«

Mir fiel ein, dass Marino auf der anderen Leitung wartete. Ich schaltete um, um ihm zu sagen, dass ich ihn zurückrufen würde, sobald das andere Gespräch beendet wäre, aber er hatte bereits aufgelegt.

»Sagen Sie mir, wie ich dorthin komme«, sagte ich zu meinem Stellvertreter.

»Sie nehmen meinen Pro-bono-Rat also nicht an?«

»Von meinem Haus aus nehme ich den Downtown Express-way und dann?«

Er erklärte es mir. Ich legte auf und hastete in mein Schlafzimmer, Bentons Brief

in der Hand. Ich wusste nicht, wo ich ihn aufbewahren sollte. Ich konnte ihn nicht einfach in eine Schublade oder einen Aktenschrank legen. Womöglich würde ich ihn verschlampen, oder meine Zugehfrau fände ihn, ebenso wenig wollte ich ihn an einem Ort aufheben, wo ich zufällig darüber stolpern und erneut zusammenbrechen würde. Meine Gedanken drehten sich im Kreis, mein Herz raste, Adrenalin schoss mir ins Blut, während ich auf den festen weißen Umschlag starrte, auf dem in Bentons bescheidener schöner Handschrift »Kay« stand.

Schließlich verfiel ich auf den kleinen feuerfesten Safe im Boden meines Kleiderschranks. Verzweifelt versuchte ich mich zu erinnern, wo ich den Zettel mit der Zahlenkombination hingetan hatte.

»Ich verliere noch den Verstand«, rief ich laut.

Die Kombination war, wo ich sie immer aufbewahrte, zwischen den Seiten 670 und 671 der siebten Ausgabe von Hunter's Tropical Medicine. Ich sperrte den Brief in den Safe, ging ins Bad und wusch mir das Gesicht mit kaltem Wasser. Ich rief Rose, meine Sekretärin, an und bat sie, in zirka eineinhalb Stunden einen Abholdienst in den Hafen von Richmond zu schicken.

»Sagen Sie ihnen, dass der Leichnam in einem ziemlich erbärmlichen Zustand ist«, wies ich sie an.

»Wie kommen Sie hin?«, fragte Rose. »Ich würde Ihnen ja raten, erst hierher zu kommen und den Suburban zu nehmen, aber Chuck hat ihn zum Ölwechsel gebracht.«

»Ich dachte, er ist krank.«

»Er ist vor einer Viertelstunde aufgetaucht und hat den Suburban geholt.«

»Na gut, dann nehme ich meinen eigenen Wagen. Rose, ich werde das Luma-Lite brauchen und eine Dreißig-Meter-Verlängerungsschnur. Jemand soll auf dem Parkplatz damit auf mich warten. Ich melde mich, kurz bevor ich dort bin.«

»Ich wollte Ihnen noch sagen, dass Jean ziemlich aus dem Häuschen ist.«

»Was ist passiert?«, fragte ich überrascht.

Jean Adams war die Verwaltungschefin des Leichenschauhauses und zeigte selten Gefühlsregungen, ganz zu schweigen davon, dass sie aus dem Häuschen geriet.

»Offenbar ist die ganze Kaffeekasse verschwunden. Sie wissen, dass es nicht das erste Mal ist .«

»Verdammt!«, sagte ich. »Wo wurde sie aufbewahrt?«

»Eingeschlossen in Jeans Schreibtischschublade, wie immer. Es sieht nicht so aus, als wäre das Schloss aufgebrochen worden, aber sie hat heute Morgen nachgeschaut, und das Geld war nicht mehr da. Einhundertelf Dollar und fünfunddreißig Cent.«

»Das muss ein Ende haben«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, ob Sie schon das Neueste wissen«, fuhr Rose fort. »Aus dem Aufenthaltsraum verschwinden Lunchpakete.

Cleta hat aus Versehen abends ihr Handy auf ihrem Schreibtisch liegen lassen, und am nächsten Morgen war es weg. Das Gleiche ist Dr. Riley passiert. Er hat einen teuren Kugelschreiber in seinem Laborkittel vergessen. Am nächsten Morgen war er nicht mehr da.«

»Die Putzkolonne?«

»Vielleicht«, sagte Rose. »Aber meiner Meinung nach, Dr. Scarpetta - und ich will wirklich niemanden beschuldigen -, ist es jemand aus dem Haus.«

»Sie haben Recht. Wir sollten niemanden beschuldigen. Gibt es auch gute Nachrichten?«

»Bislang nicht«, sagte Rose sachlich.

Rose arbeitete für mich, seit ich zur leitenden Gerichtsmedizinerin Virginias ernannt worden war, das heißt, sie hatte mein Leben nahezu während meiner gesamten Laufbahn organisiert.

Sie verfügte über die bemerkenswerte Fähigkeit, praktisch alles zu erfahren, was um sie herum vorging, ohne sich darin verwickeln zu lassen. Ihr Ruf war tadellos, und obwohl das Personal ein bisschen Angst vor

ihr hatte, war sie die Erste, an die man sich wandte, wenn es Schwierigkeiten gab.

»Seien Sie vorsichtig, Dr. Scarpetta«, sagte sie. »Sie klingen furchtbar. Warum lassen Sie Jack nicht hinfahren und bleiben ausnahmsweise mal zu Hause?«

»Ich nehme meinen Wagen«, sagte ich, als eine Woge des Schmerzes über mich hereinbrach, die auch meiner Stimme anzuhören war.

Rose bemerkte sie und ging mit Schweigen darüber hinweg. Ich hörte, wie sie auf ihrem Schreibtisch Papiere ordnete. Ich wusste, dass sie mich irgendwie trösten wollte, aber das hatte ich nie zugelassen.

»Vergessen Sie nicht zu wechseln, bevor Sie wieder einsteigen«, sagte sie schließlich. »Was zu wechseln?«

»Ihre Kleidung. Bevor Sie wieder in ihr Auto steigen«, sagte sie, als hätte ich noch nie mit einer verwesten Leiche zu tun gehabt.

»Danke Rose«, sagte ich.

3

Ich schaltete die Alarmanlage ein und verschloss das Haus, dann machte ich Licht in der Garage und öffnete einen großen Spind aus Zedernholz mit Belüftungsschlitzen oben und unten. Darin befanden sich Wander- und hohe Gummistiefel, dicke Lederhandschuhe und ein Barbour-Mantel, dessen wasserdichte Oberfläche mich an Wachs erinnerte.

Hier bewahrte ich Socken, Unterwäsche, Overalls und andere Dinge auf, die ich nie mit ins Haus nahm. Nach Gebrauch landeten sie in dem riesigen Waschbecken aus rostfreiem Stahl, in der Waschmaschine und dem Trockner, die nicht für normale Bekleidung bestimmt waren.

Ich warf einen Overall, schwarze Lederreeboks und eine Baseballmütze mit der Aufschrift OCME (Office of Chief Medical Examiner) in den Kofferraum. Ich überprüfte den Inhalt des großen Halliburton-Aluminiumkoffers, den ich stets zu Tatorten mitnahm, und vergewisserte mich, dass genügend Latexhandschuhe, extradicke Plastiktüten und Wegwerftücher darin waren, ebenso die Kameraausrüstung und Filme. Schweren Herzens machte ich mich auf den Weg, Bentons Worte ließen mich noch immer nicht los. Ich versuchte, seine Stimme auszublenden, seine Augen und sein Lächeln und wie sich seine Haut anfühlte. Ich wollte ihn vergessen, und genau das war es, was mir am wenigsten gelang.

Ich schaltete das Radio ein, während ich auf dem Downtown Expressway bis zur 1-95 fuhr und die Skyline von Richmond in der Sonne funkelte. Ich hielt an der Lombardy

Toll Plaza, als mein Autotelefon klingelte. Es war Marino.

»Wollte nur sagen, dass ich auch vorbeischaue«, sagte er.

Ich wechselte die Spur und schnitt beinahe einen silberfarbenen Toyota, den ich im blinden Fleck des Rückspiegels nicht gesehen hatte. Der Fahrer hupte laut, überholte mich und brüllte mir Obszönitäten zu, die ich ignorierte. »Fahr zur Hölle«, rief ich ihm verärgert hinterher. »Was?«, schrie mir Marino ins Ohr. »Irgendein idiotischer Autofahrer.«

»Ah, gut. Hast du schon mal was von Wutattacken im Straßenverkehr gehört, Doc?« »Ja, ich habe gerade eine.«

Ich nahm die Ausfahrt an der Ninth Street und ließ Rose wissen, dass ich in zwei Minuten da wäre. Als ich auf den Parkplatz

fuhr, erwartete mich Fielding mit der Ausrüstung und dem Verlängerungskabel.

»Der Suburban ist noch nicht zurück?«, fragte ich.

»Nein«, sagte er und verstaute die Sachen in meinem Kofferraum. »Das wird ein Hallo geben, wenn Sie mit dem Wagen vorfahren. Ich sehe schon die Hafenarbeiter vor mir und die gut aussehende blonde Frau in dem schwarzen Mercedes anstarren.

Vielleicht sollten Sie mit meinem Wagen fahren.«

Mein durchtrainierter Stellvertreter hatte gerade eine Scheidung hinter sich gebracht und das Ereignis gefeiert, indem er seinen Mustang gegen eine rote Corvette eingetauscht hatte.

»Das ist eine ziemlich gute Idee«, sagte ich trocken. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht. Solange es sich um eine V 8 handelt.«

»Ja, ja, hab verstanden. Rufen Sie mich an, wenn Sie mich brauchen. Sie wissen, wie Sie hinkommen?« »Tu ich.«

Seiner Wegbeschreibung folgend fuhr ich nach Süden und war fast in Petersburg, als ich abbog und an der Rückseite der Philip-Morris-Werke entlang und über Gleise fuhr. Die schmale Straße führte mich durch unbebautes, mit Unkraut und Bäumen bewachsenes Gebiet und endete abrupt an einem Kontrollhäuschen. Ich kam mir vor, als würde ich die Grenze zu einem feindseligen Land überschreiten. Jenseits davon befanden sich ein Güterbahnhof und hunderte waggongroßer orangefarbener Container, die in Dreier- und Viererreihen übereinander gestapelt waren. Ein Wachmann, der seinen

Job sehr ernst nahm, trat aus dem Häuschen. Ich ließ mein Fenster herunter.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Ma'am?«, fragte er in sachlich militärischem Tonfall.

»Ich bin Dr. Kay Scarpetta«, sagte ich.

»Und mit wem sind Sie hier verabredet?«

»Ich bin hier, weil es einen Toten gegeben hat«, erklärte ich. »Ich bin Pathologin.«

Ich zeigte ihm meine Papiere. Er nahm sie und studierte sie gewissenhaft. Vermutlich wusste er nicht, was ein Pathologe ist, und wollte auch nicht nachfragen.

»Sie sind also die Chefin«, sagte er und gab mir die abgewetzte schwarze Brieftasche zurück. »Die Chefin von was?«

»Ich bin die Chefin der Gerichtsmedizin von Virginia«, entgegnete ich. »Die Polizei wartet auf mich.«

Er ging zurück in sein Häuschen und telefonierte, während meine Ungeduld wuchs. Jedes Mal, wenn ich in eine Sicherheitszone wollte, musste ich diese Prozedur über mich ergehen lassen. Früher hatte ich mein Frausein dafür verantwortlich gemacht, und damals stimmte das wahrscheinlich auch - zumindest in einigen Fällen. Mittlerweile war ich jedoch überzeugt, dass die Angst vor Terrorakten, Verbrechen und Prozessen die Erklärung war. Der Wachmann notierte eine Kurzbeschreibung meines Wagens und das Autokennzeichen. Er reichte mir ein Clipboard, auf dem ich unterschreiben musste, und einen Besucherpass.

»Sehen Sie die Kiefer dort?«, sagte er und deutete mit dem Finger.

»Ich sehe mehrere Kiefern.«

»Die kleine schief Gewachsene. Dort biegen Sie links ab und fahren zum Wasser Ma'am«, sagte er. »Einen schönen Tag noch.«

Ich fuhr weiter, kam hier und da an riesigen Autoreifen und an ein paar roten Klinkergebäuden mit Schildern der US-Zollbehörde und der Marine vorbei. Der Hafen selbst bestand im Wesentlichen aus riesigen Lagerhallen voller orangefarbener Container, die aufgereiht an Verladedocks standen wie Tiere an Trögen. Im James River lagen zwei Containerschiffe, die Euroclip und die Sirius, beide ungefähr doppelt so lang wie ein Footballfeld. Zig Meter hohe Kräne ragten über swimmingpoolgroßen offenen Luken auf.

An Leitkegeln befestigtes gelbes Band sperrte weitläufig einen Container ab, der auf ein Chassis montiert war. Niemand

befand sich in der Nähe. Außer einem zivilen blauen Caprice am Rand eines Docks entdeckte ich nichts, was auf Polizeipräsenz hinwies.

Die Fahrerin des Wagens sprach durch das Fenster mit einem Mann in weißem Hemd und Krawatte. Nirgendwo wurde gearbeitet. Schauermänner mit Schutzhelmen und reflektierenden Westen standen gelangweilt herum, tranken Limonade oder Wasser oder rauchten.

Ich rief mein Büro an und ließ mich mit Fielding verbinden.

»Wann wurden wir von dem Fund der Leiche unterrichtet?«, fragte ich ihn.

»Moment. Da muss ich nachsehen.« Papier raschelte. »Um genau zehn Uhr dreiundfünfzig.«

»Und wann wurde sie gefunden?«

»Anderson schien das nicht zu wissen.«

»Wie zum Teufel ist es möglich, dass sie so etwas nicht weiß?«

»Wie gesagt, ich glaube, sie ist neu.«

»Fielding, hier ist weit und breit kein Polizist zu sehen außer ihr, ich nehme zumindest an, dass sie es ist. Was genau hat sie gesagt, als sie den Fund meldete?«

»Bei Ankunft tot, verwest, wollte, dass Sie zur Fundstelle kommen.«

»Sie wollte ausdrücklich, dass ich komme?«

»Na ja, Sie sind immer jedermanns erste Wahl. Das ist nichts Neues. Aber sie sagte, Marino hätte ihr aufgetragen, Sie zu holen.«

»Marino?«, sagte ich überrascht. »Er hat sie angewiesen, mich hierhin zu zitieren?«

»Ja, ich fand auch, dass das ein bisschen präpotent von ihm war.«

Mir fiel ein, wie Marino gesagt hatte, er würde kurz vorbeischauen, und wurde noch wütender. Erst brachte er eine Anfängerin dazu, mir praktisch einen Befehl zu erteilen, und wenn er es einrichten konnte, würde er vorbeischauen und nachsehen, wie es uns ging?

»Fielding, wann haben Sie zum letzten Mal mit ihm gesprothen?«, fragte ich.

»Das ist Wochen her. Er war unglaublich mies gelaunt.«

»Nicht halb so mies wie ich es sein werde, falls er sich irgendwann doch noch

entschließen sollte, hier aufzukreuzen«, versprach ich ihm.

Hafenarbeiter sahen mir zu, wie ich aus meinem Wagen stieg und die Kofferraumklappe aufschnappen ließ. Ich griff nach Koffer, Overall und Schuhen und spürte ihre Blicke auf mir, während ich auf das Zivilfahrzeug zuging und mich mit jedem mühsamen Schritt, bei dem der schwere Koffer gegen mein Bein schlug, mehr ärgerte.

Der Mann in Hemd und Krawatte schwitzte und wirkte unglücklich, als er die Hand vor die Augen hielt und zu den zwei Hubschraubern vom Fernsehen hinaufblickte, die in hundertdreißig Metern Höhe langsam über dem Hafen kreisten.

»Verfluchte Reporter«, murmelte er und wandte sich dann mir zu.

»Ich suche nach der Person, die für die gefundene Leiche zuständig ist«, sagte ich.

»Das bin ich«, sagte eine weibliche Stimme im Caprice.

Ich beugte mich vor und schaute durch das Fenster auf die junge Frau hinter dem Lenkrad. Sie war stark gebräunt, ihr braunes Haar war kurz geschnitten und glatt nach hinten gekämmt, große Nase, kräftiges Kinn. Ihre Augen blickten hart, sie hatte eine ausgewaschene weite Jeans, schwarze lederne Schnürstiefel und ein weißes T-Shirt an. Ihre Waffe trug sie an der Hüfte, ihr Dienstabzeichen an einer Kette um den Hals. Die Klimaanlage war angeschaltet, aus dem Radio klang Softrockmusik und übertönte die Polizeimeldungen im Scanner.

»Detective Anderson nehme ich an«, sagte ich.

»Rene Anderson. Höchstpersönlich. Und Sie müssen der Doc sein, von dem ich schon so viel gehört habe«, sagte sie mit der Arroganz, die viele Leute an den Tag legen, die nicht wissen, was sie tun.

»Ich bin Joe Shaw, der Hafenmeister«, stellte sich der Mann mir vor. »Sie müssen diejenige sein, derentwegen mich der Sicherheitsdienst gerade angerufen hat.«

Er war ungefähr so alt wie ich, blondes Haar, helle blaue Augen und Haut, die gezeichnet war von zu vielen Jahren an der Sonne. Ich sah seinem Gesichtsausdruck an, dass er Anderson und den gesamten Tag verabscheute.

»Haben Sie mir vielleicht etwas Hilfreiches mitzuteilen, bevor ich anfange?«, sagte ich laut zu Anderson, um das Gebläse und die Hubschrauber zu übertönen. »Zum

Beispiel warum keine Polizisten den Fundort absichern?«

»Nicht nötig«, sagte Anderson und stieß mit dem Knie die Autotür auf. »Hier kommt ja nicht jeder einfach so rein, wie Sie selbst gemerkt haben.«

Ich stellte den Aluminiumkoffer ab. Anderson trat zu mir. Ich war überrascht, wie klein sie war.

»Ansonsten kann ich Ihnen nicht viel sagen«, meinte sie. »Wir wissen nicht mehr, als Sie sehen. Einen Container mit einer stinkenden Leiche drin.«

»Oh doch, Sie können mir noch eine ganze Menge mehr sagen, Detective Anderson«, erwiderte ich. »Wie wurde die Leiche entdeckt und wann? Haben Sie sie gesehen? Hat sich ihr jemand genähert? Wurde der Fundort irgendwie kontaminiert? Und die Antwort auf

die letzte Frage lautet besser nein, sonst mache ich Sie dafür verantwortlich.«

Sie lachte. Ich begann, den Overall über meine Kleider zu streifen.

»Niemand ist in ihre Nähe gekommen«, sagte sie. »Dafür haben sich keine Freiwilligen gemeldet.«

»Man muss nicht in das Ding rein, um zu wissen, was da drin liegt«, fügte Shaw hinzu.

Ich zog die schwarzen Reeboks an und setzte die Baseballmütze auf. Anderson starrte auf meinen Mercedes.

»Vielleicht sollte ich auch für den Staat arbeiten«, sagte sie.

Ich musterte sie von oben bis unten.

»Ich schlage vor, Sie ziehen sich was über, falls Sie mit rein wollen«, sagte ich.

»Ich muss ein paar Anrufe machen«, sagte sie und schlenderte davon.

»Ich habe nicht vor, den Leuten zu erklären, wie sie ihre Arbeit zu machen haben«, sagte Shaw zu mir. »Aber was zum Teufel ist hier eigentlich los? Da drüben liegt eine Leiche, und die Polizei schickt so eine kleine Zicke wie die da?«

Er biss die Zähne zusammen, sein Gesicht war rot und schweißbedeckt. »Wissen Sie, hier verdient man keinen Pfennig, wenn nichts vorwärts geht«, fuhr er fort. »Und seit über zweieinhalb Stunden hat hier niemand einen Finger gekrümmt.«

Er bemühte sich sichtlich, in meiner Gegenwart nicht zu fluchen.

»Nicht dass es mir Leid tut, wenn jemand ins Gras beißt«, fuhr er fort. »Aber mir wäre es lieb, wenn ihr eure Arbeit erledigt und

wieder abzieht.« Er blickte noch einmal finster in den Himmel.

»Und das gilt auch für die Medien.«

»Mr. Shaw, was wurde in dem Container verschifft?«, fragte ich ihn.

»Deutsche Kamerateile. Das Siegel an der Verriegelung des Containers war nicht aufgebrochen. Deswegen scheint an der Fracht nicht manipuliert worden zu sein.«

»Hat der ausländische Spediteur das Siegel angebracht?«

»So ist es.«

»Das heißt, dass die Person, tot oder lebendig, höchstwahrscheinlich im Container war, bevor er versiegelt wurde?«

»So sieht es aus. Die Nummer entspricht der auf dem Eintrag des Zollbeamten, alles

ganz normal. Die Ladung war bereits freigegeben. Vor fünf Tagen schon«, sagte Shaw. »Deswegen wurde der Container direkt aufs Chassis verladen. Dann kam diese Duftwolke raus, und von da an war klar, dass das Ding vorerst hier bleibt.«

Ich sah mich gründlich um. Ein leichter Wind schlug schwere Ketten gegen die Kräne, die aus drei Verladeluken gleichzeitig Stahlbalken aus der Euroclip gelöscht hatten, bevor alle Arbeiten gestoppt wurden. Gabelstapler und Sattelschlepper standen verlassen herum. Hafenarbeiter und Schiffsbesatzungen hatten nichts zu tun und ließen uns nicht aus den Augen.

Manche standen am Bug ihres Schiffes, andere beobachteten uns durch die Fenster des Deckhauses. Die Luft über dem ölgefleckten Asphalt flirrte, Holzpaletten, Abstandhalter und Rollen lagen herum, ein Frachtzug fuhr quietschend über eine

Kreuzung jenseits der Lagerhallen. Der Geruch nach Kreosot war stark, konnte jedoch nicht den Gestank verwesenden menschlichen Fleisches überdecken, der wie Rauch in der Luft hing.

»Wo ist das Schiff in See gestochen?«, fragte ich Shaw, als ich einen Streifenwagen bemerkte, der neben meinem Mercedes stehen blieb.

»In Antwerpen, Belgien, vor zwei Wochen«, sagte er, während er die Sirius und die Euroclip betrachtete. »Alles Schiffe unter fremder Flagge, die hier vor Anker gehen. Die einzigen amerikanischen Flaggen, die wir hier noch zu sehen bekommen, sind aus Höflichkeit gehisst worden«, fügte er mit einer Spur Enttäuschung in der Stimme hinzu.

Ein Mann, der auf der Steuerbordseite der Euroclip stand, beobachtete uns durch ein

Fernglas. Mir erschien es seltsam, dass er, so warm wie es war, ein langärmeliges Hemd und eine lange Hose trug.

Shaw blinzelte. »Verdammt, die Sonne blendet.«

»Was ist mit blinden Passagieren?«, fragte ich. »Obwohl ich mir nicht vorstellen kann, dass jemand sich zwei Wochen lang auf hoher See in einem versiegelten Container versteckt.«

»Ist mir noch nie untergekommen. Außerdem sind wir nicht der erste Anlaufhafen. Das war Chester, Pennsylvania. Die meisten Schiffe fahren von Antwerpen nach Chester und dann erst hierher und von hier wieder direkt zurück nach Antwerpen. Ein blinder Passagier würde höchstwahrscheinlich in Chester das Weite suchen, statt bis nach Richmond zu fahren. Wir sind ein unbedeutender Hafen, Dr. Scarpetta.«

Ich sah ungläubig zu, wie Pete Marino aus dem Streifenwagen stieg, der neben meinem Mercedes parkte.

»Letztes Jahr haben vielleicht einhundertzwanzig Hochseeschiffe und Lastkähne unseren Hafen angelaufen«, sagte Shaw.

Marino war, seit ich ihn kannte, Detective. Ich hatte ihn noch nie in Uniform gesehen.

»Wenn ich blinder Passagier wäre oder illegaler Einwanderer, würde ich versuchen in einem wirklich großen Hafen wie Miami oder L. A. an Land zu gehen, wo ich in der Menschenmenge untertauchen könnte.«

Anderson kam auf uns zu, Kaugummi kauend.

»Wir erbrechen das Siegel nur und öffnen die Container, wenn wir etwas Illegales vermuten, Drogen, nicht verzollte Waren«, fuhr

Shaw fort. »Hin und wieder filzen wir ein Schiff von oben bis unten, damit die Leute ehrlich bleiben.«

»Gott sei Dank muss ich mich nicht mehr so anziehen«, sagte Anderson, als sich Marino uns näherte, sein Auftreten großspurig und kampflustig wie immer, wenn er unsicher und besonders schlecht gelaunt war.

»Warum trägt er Uniform?«, fragte ich sie.

»Er wurde neu eingeteilt.«

»Das sehe ich.«

»Seit Deputy Chief Bray da ist, hat es eine Menge Veränderungen im Morddezernat gegeben«, sagte Anderson, als wäre sie stolz darauf.

Ich konnte mir nicht vorstellen, warum man jemanden, der so unschätzbare Arbeit leistete, wieder Dienst in Uniform tun ließ.

Ich fragte mich, wann das passiert war. Es kränkte mich, dass Marino mir nichts davon erzählt hatte, und ich schämte mich, dass ich es nicht selbst herausgefunden hatte. Es war Wochen, vielleicht sogar einen Monat her, seit ich zum letzten Mal mit ihm telefoniert hatte. Wann ich ihn zum letzten Mal zu einer Tasse Kaffee in mein Büro oder zu einem Abendessen zu mir nach Hause eingeladen hatte, wusste ich nicht mehr.

»Was gibt's?«, fragte er mürrisch zur Begrüßung.

Anderson würdigte er keines Blicks.

»Ich bin Joe Shaw. Wie geht es Ihnen?«

»Beschissen«, erwiderte Marino sauertöpfisch. »Anderson, haben Sie beschlossen, den Fall ganz allein zu bearbeiten? Oder wollen die anderen nichts mit Ihnen zu tun haben?«

Sie starrte ihn zornig an, nahm den Kaugummi aus dem Mund und warf ihn weg, als hätte Marino seinen Geschmack verdorben.

»Haben Sie vergessen, die Leute zu Ihrer kleinen Party einzuladen?«, fuhr er fort. »Herrgott noch mal!« Er schäumte vor Wut.

»Sowas ist mir wirklich noch nicht untergekommen!«

Ein kurzärmeliges weißes Hemd, das bis oben zugeknöpft war, und eine Anstecksrawatte schnürten Marino die Luft ab. Sein großer Bauch kämpfte gegen eine dunkelblaue Uniformhose und einen Gürtel aus steifem Leder an, der voll bepackt war mit

seiner Sig-Sauer-Pistole, Handschellen, Extramunition, Pfefferspray und dem ganzen Rest. Sein Gesicht war gerötet. Schweißperlen standen auf seiner Stirn, eine dunkle Oakley-Sonnenbrille verbarg seine Augen.

»Du und ich müssen miteinander reden«, sagte ich.

Ich versuchte, ihn auf die Seite zu ziehen, aber er gab nicht nach. Er holte eine Marlboro aus der Schachtel, die er immer dabei hatte.

»Gefällt dir mein neues Outfit?«, fragte er sarkastisch. »De-puty Chief Bray war der Meinung, ich bräuchte neue Sachen.«

»Marino, Sie werden hier nicht gebraucht«, sagte Anderson zu ihm. »Vermutlich ist es Ihnen sogar lieber, wenn niemand erfährt, dass Sie überhaupt hier waren.«

»Für Sie immer noch Captain.« Er stieß die Worte mit Wolken von Zigarettenrauch aus. »Sie sollten Ihre oberschlaue Zunge hüten, Babe, weil ich rangmäßig höher stehe als Sie.«

Shaw verfolgte den barschen Wortwechsel, ohne einen Ton zu sagen.

»Soweit ich weiß, werden weibliche Polizisten nicht mehr mit Babe angesprochen«, sagte Anderson.

»Ich habe noch eine Leiche zu besichtigen«, sagte ich. »Der Weg geht durch die Lagerhalle«, sagte Shaw. »Dann los«, sagte ich.

Er führte mich und Marino zu einer Tür, die auf den Fluss hinausging. Die Halle war ein riesiger, schlecht beleuchteter, stickiger Raum, in dem es süß nach Tabak roch. Tausende von Ballen lagen in Sackleinen

gewickelt auf hölzernen Paletten, Tonnen von Eisenerz und quarzhaltigem Sand standen herum, vermutlich für die Erzeugung von Stahl, sowie Maschinenteile, die nach den Stempeln auf den Kisten für Trinidad bestimmt waren.

Ein paar Buchten weiter stand der Container an einem Verladedock. Je näher wir kamen, desto stärker wurde der Geruch. Vor der mit gelbem Band abgesperrten, offenen Containertür blieben wir stehen. Der Gestank war unerträglich und durchdrang alles, als wäre jedes Sauerstoffmolekül damit ersetzt worden, und ich zwang meine Sinne, sich jeglicher Meinung zu enthalten. Fliegen hatten sich eingefunden, und ihr unheilvolles Summen erinnerte mich an ein ferngesteuertes Spielzeugflugzeug.

»Waren die Fliegen schon da, als der Container geöffnet wurde?«, fragte ich Shaw. »Nicht so wie jetzt«, sagte er.

»Wie nahe waren Sie denn dran?«, fragte ich, als Marino und Anderson zu uns aufschlossen. »Nah genug«, sagte Shaw.

»Niemand ist reingegangen?« Ich wollte sicher sein.

»Das garantiere ich Ihnen, Ma'am.« Er hielt den Gestank kaum mehr aus.

Marino schien völlig unbeeindruckt. Er nahm eine weitere Zigarette und brummte etwas vor sich hin, als er sie anzündete.

»Also, Anderson«, sagte er. »Das könnte irgendein Vieh sein, Sie haben ja nicht nachgeschaut. Womöglich ein großer Hund, der versehentlich eingeschlossen wurde. Wäre eine Schande, wenn Sie den Doc herbeordert und die Medien in Aufregung versetzt hätten und jetzt herausfinden, dass da drin ein armer alter Hafenköter verfault.«

Er und ich, wir wussten beide, dass in dem Container weder ein Hund noch ein Schwein oder ein Pferd oder irgendein anderes Tier war. Ich öffnete meinen Koffer, während Marino und Anderson weiter aufeinander einhackten. Ich warf meinen Autoschlüssel hinein und zog mehrere Paare Handschuhe und eine OP-Maske an. Ich brachte an meiner Nikon einen Blitz und ein 28-Millimeter-Objektiv an. Dann legte ich einen 400-Asa-Film ein, damit die Fotos nicht zu körnig würden, und zog sterile Überschuhe über die Reeboks.

»Wenn es mitten im Juli aus einem verschlossenen Haus stinkt, machen wir's auch so. Wir schauen durchs Fenster. Brechen wenn nötig ein. Vergewissern uns, dass es sich wirklich um einen menschlichen Kadaver handelt, bevor wir den Gerichtsmediziner rufen«, fuhr Marino fort, seinen neuen Schützling zu unterweisen.

Ich duckte mich unter dem gelben Band hindurch und betrat den dunklen Container, in dem erfreulicherweise genug Platz war, um sich frei bewegen zu können, da die ordentlich, gestapelten weißen Kartons nur ungefähr die Hälfte der Fläche einnahmen. Ich folgte dem Schein meiner Taschenlampe tiefer hinein und schwenkte sie dabei von einer Seite zur anderen.

Ziemlich weit hinten fiel der Lichtkegel auf eine Reihe von Kartons, die vollgesogen waren mit dem rötlichen Sekret, das verwesenden Leichen aus Nase und Mund läuft. Er folgte Schuhen und Unterschenkeln, und dann sprang ein aufgedunsenes bärtiges Gesicht aus der Dunkelheit. Aus den Höhlen getretene milchige Augen starrten mich an, die Zunge war so geschwollen, dass sie aus dem Mund herausragte, als wollte mich der tote Mann verspotten. Meine Schuhe gaben, wo immer ich hintrat, ein saugendes Geräusch von sich.

Die Leiche war voll bekleidet und saß in der Ecke, an zwei Seiten von den stählernen Wänden des Containers gestützt. Die Beine waren ausgestreckt, die Hände lagen im Schoß unter einem Karton, der offensichtlich heruntergefallen war. Ich stellte ihn weg und suchte nach Verletzungen, nach Abschürfungen und abgebrochenen Nägeln, die nahe legen würden, dass er versucht hatte, sich einen Weg ins Freie zu bahnen. Ich entdeckte keine Blutflecken auf seiner Kleidung, keine augenscheinlichen Verletzungen, die darauf schließen ließen, dass ein Kampf stattgefunden hatte. Ich sah mich nach Lebensmitteln oder Wasser um, nach irgendwelchen Vorräten oder Belüftungslöchern in den Containerwänden, und fand nichts.

Ich suchte zwischen allen Kartonreihen, ging in die Hocke, um den stählernen Boden auf Fußspuren zu überprüfen. Die natürlich überall waren. Ich arbeitete mich zentimeterweise voran, meine Knie schmerzten

unerträglich. Ich fand einen leeren Papierkorb aus Plastik. Dann zwei Silbermünzen. Ich beugte mich vor. Die eine war eine Deutsche Mark. Die andere kannte ich nicht. Ich ließ alles unberührt.

Marino, der an der Containertür stand, schien eine Meile weit weg.

»Mein Autoschlüssel ist in meinem Koffer«, rief ich ihm durch die OP-Maske zu. »Ja?«, sagte er und schaute herein.

»Kannst du mir das Luma-Lite holen? Ich brauche das faseroptische Zusatzgerät und das Verlängerungskabel. Vielleicht kann Mr. Shaw dir zeigen, wo du es einstecken kannst. Es muss eine geerdete Steckdose sein. Und ich brauche einen Adapter.«

»Ich liebe es, wenn du versaut redest«, sagte er.

4

Das Luma-Lite ist eine alternierende Lichtquelle mit einer hoch intensiven Bogenröhre, die fünfzehn Watt Lichtenergie auf vierhundertfünfzig Nanometer bei einer Bandbreite von zwanzig Nanometer abstrahlt. Damit werden Körperflüssigkeiten wie Blut oder Samen, Fingerabdrücke, Drogenrückstände und andere Spuren sowie unerwartete Überraschungen sichtbar, die mit bloßem Auge nicht zu erkennen sind.

Shaw fand eine Steckdose in der Lagerhalle, und ich zog Wegwerfüberzüge aus Plastik über die Aluminiumfüße des Luma-Lite, damit nichts vom letzten Einsatz auf diesen Fundort übertragen wurde. Diese alternierende Lichtquelle sieht in etwa so aus wie ein Diaprojektor, und ich stellte sie auf einen Karton im Container und ließ den

Ventilator eine Minute lang laufen, bevor ich das Licht selbst anknipste.

Während ich darauf wartete, dass die Lampe ihre maximale Stärke erreichte, tauchte Marino mit den braun gefärbten Brillen auf, die unsere Augen vor dem grellen Licht schützen sollten. Die Fliegen wurden immer zahlreicher. Sie prallten wie besoffen gegen uns und summten laut.

»Verdammte Scheiße, ich hasse sie!«, beschwerte sich Marino und schlug wild um sich.

Mir fiel auf, dass er keinen Overall trug, sondern nur Über-und Handschuhe.

»Willst du hinterher so in einem geschlossenen Wagen nach Hause fahren?«, fragte ich ihn.

»In meinem Kofferraum ist eine zweite Uniform. Für den Fall, dass mich irgendjemand vollkleckert.«

»Für den Fall, dass du dich selbst vollkleckerst«, sagte ich und blickte auf die Uhr. »Wir haben noch eine Minute.«

»Ist dir aufgefallen, wie schnell Anderson verschwunden ist? Ich wusste, dass sie das tun würde, in dem Moment, als ich von dieser Sache hörte. Ich hätte nur nicht gedacht, dass außer ihr niemand hier ist. Scheiße, hier geht wirklich was Merkwürdiges vor.«

»Wie um alles in der Welt kommt sie ins Morddezernat?«

»Sie kriecht Bray in den Arsch. Soweit ich weiß, macht sie sogar Botengänge für sie, fährt ihren brandneuen, schicken schwarzen Crown Vic in die Waschanlage, spitzt ihr

wahrscheinlich die Bleistifte und putzt ihre Schuhe.«

»Es ist soweit«, sagte ich.

Ich begann mich mit einem 450-Nanometer-Filter umzusehen, der eine Vielzahl von Rückständen und Flecken aufspüren konnte. Durch unsere gefärbten Gläser wirkte das Innere des Containers wie ein undurchdringlich schwarzer Außenraum, gesprenkelt mit Formen, die in unterschiedlichen Gelb- und Weißtönen unterschiedlich intensiv fluoreszierten, wohin immer ich die Lampe richtete. Das projizierte blaue Licht machte überall auf dem Boden Haare und Fasern sichtbar, wie zu erwarten in einem vielfach betretenen Raum, in dem von zahllosen Menschen berührte Fracht gelagert wurde. Die Kartons aus weißer Pappe glühten bleich wie der Mond.

Ich ging mit dem Luma-Lite tiefer in den Container hinein. Das rötliche Sekret fluoresziert nicht, und die Leiche saß wie eine mutlose dunkle Gestalt in der Ecke.

»Wenn er eines natürlichen Todes gestorben ist«, sagte Marino, »warum sitzt er dann so aufrecht da, mit den Händen im Schoß wie in der Kirche?«

»Wenn er erstickt, verdurstet oder erfroren ist, könnte er sitzend gestorben sein.«

»Für mich jedenfalls sieht es komisch aus.«

»Ich sage ja nur, dass es möglich ist. Es wird eng hier. Kannst du mir bitte die Fiberoptik geben?«

Er stieß gegen Kartons, als er sich einen Weg zu mir bahnte.

»Du könntest die Brille abnehmen, bis du bei mir bist«, schlug ich vor, denn durch die Brille sah man nichts außer dem hoch intensiven Licht, das im Augenblick nicht in Marinos Sichtfeld fiel.

»Kommt nicht in die Tüte«, sagte er. »Wie ich höre, reicht ein kurzer Blick. Und Päng. Grauer Star, Krebs, was du willst.« »Ganz zu schweigen davon, dass man zur Salzsäule erstarrt.« »Was?«

»Marino! Vorsicht!«

Er prallte gegen mich, und ich wusste nicht genau, was als nächstes geschah, aber plötzlich gaben die Kartons nach, und er riss mich beinahe mit, als er stürzte.

»Marino?« Ich war desorientiert und hatte Angst. »Marino!«

Ich schaltete das Luma-Lite aus und nahm die Brille ab, damit ich etwas sah.

»Gottverdammter Hurensohn!«, schrie er, als hätte ihn eine Schlange gebissen. Er lag flach auf dem Rücken auf dem Boden, schob und kickte Kartons aus dem Weg. Der Plastikeimer flog durch die Luft. Ich ging neben ihm in die Hocke.

»Halt still«, sagte ich bestimmt. »Schlag nicht um dich, bis wir wissen, dass du dir nichts getan hast.«

»Oh Gott! Oh Scheiße! Ich hab dieses Scheißzeug überall auf mir!«, schrie er panisch.

»Tut es dir irgendwo weh?«

»Himmel noch mal, ich muss kotzen. Oh Gott, Oh Gott.«

Er rappelte sich hoch und stieß Kartons aus dem Weg, als er zur Tür des Containers stolperte. Ich hörte, wie er sich übergab. Er stöhnte und erbrach sich mehrmals.

»Danach sollte es dir besser gehen«, sagte ich.

Er riss sein weißes Hemd auf, würgte und keuchte, als er sich aus den Ärmeln kämpfte. Er zog es aus, knüllte es zusammen und schleuderte es zur Tür hinaus.

»Was, wenn er Aids hatte?« Marinos Stimme klang wie ein Glockenschlag um Mitternacht.

»Von dem Typ kriegst du kein Aids«, sagte ich.

»Oh, verdammt!« Er würgte wieder.

»Ich kann hier allein weiter machen, Marino«, sagte ich.

»Lass mir eine Minute Zeit.«

»Warum gehst du nicht und suchst eine Dusche?«

»Das darfst du niemandem erzählen«, sagte er, und ich wusste, dass er Anderson im Kopf hatte. »Ich wette, mit diesen Kamerateilen könnte man ein echt gutes Geschäft machen.«

»Bestimmt.«

»Ich frage mich, was damit passieren wird.«

»Ist der Leichenwagen schon da?«, fragte ich ihn.

Er hob sein Funkgerät an den Mund.

»Herrgott noch mal!« Er würgte erneut.

Dann putzte er das Funkgerät an seiner Hose ab, hustete, bis er Speichel aus seinem Hals im Mund hatte, und spuckte aus.

»Einheit neun«, sagte er in das Funkgerät, das er gut dreißig Zentimeter von seinem Gesicht entfernt hielt.

»Einheit neun.«

Es war eine Frau. Ich hörte zu meiner Überraschung Mitgefühl in ihrer Stimme. Beamte in der Funkzentrale, vor allem solche, die Notrufe entgegennahmen, blieben meist ruhig und zeigten keinerlei Gefühlsregung, gleichgültig um was für einen Notfall es sich handelte.

»Zehn-fünf Rene Anderson«, sagte Marino. »Ich weiß ihre Nummer nicht. Sagen Sie ihr, dass wir hier gern einen

Leichenwagen sehen würden, wenn es ihr nichts ausmacht.«

»Einheit neun. Wissen Sie den Namen des Transportunternehmens?«

»He, Doc«, sagte Marino. »Wie heißt das Transportunternehmen?« »Capital Transport.«

Er gab die Information weiter und fügte hinzu: »Wenn sie zehnzwei, zehn-zehn oder zehn-sieben ist oder wir sie auf zehnzweiundzwanzig anfunken sollen, dann sagen Sie mir bitte Bescheid.«

Jede Menge Polizisten kratzten mit einem Schlüssel an ihren Mikrofonen, ihre Art zu lachen und ihn anzufeuern.

»Zehn-vier, Einheit neun«, sagte die diensthabende Beamtin.

»Was hast du gesagt, dass du solche Ovationen gekriegt hast?

Zehn-sieben ist außer Dienst, aber den Rest habe ich nicht verstanden.«

»Hab ihr gesagt, sie soll mir melden, wenn Anderson nur ein schwaches Signal oder gar keins von sich gibt oder keine Zeit hat, sich darum zu kümmern. Oder ob wir sie verdammt noch mal nicht beachten sollen.«

»Kein Wunder, dass sie einen Narren an dir gefressen hat.«

»Sie ist ein Stück Scheiße.«

»Weißt du zufälligerweise, was mit dem Fiberoptikkabel passiert ist?«, fragte ich ihn.

»Ich hatte es in der Hand«, erwiderte er.

Ich fand es an der Stelle, wo er gefallen war und die Kartons umgestoßen hatte.

»Was, wenn er Aids hatte?«, fing er wieder an.

»Wenn du dir unbedingt Sorgen machen willst, versuch es mit gramnegativen Bakterien. Oder grampositiven. Clostridi-um.

Streptokokken. Wenn du eine offene Wunde hast, was nicht der Fall ist, soweit ich weiß.«

Ich steckte ein Ende des Kabels in den Leuchtstab, das andere in die Lampe und zog die Schrauben fest. Er hörte mir nicht zu.

»Das wird keiner von mir behaupten! Das ich eine verdammte Schwuchtel bin! Da fresse ich lieber meine Dienstwaffe, das kannst du mir glauben.«

»Du wirst kein Aids kriegen, Marino«, wiederholte ich mich.

Erneut stellte ich den Ventilator an. Er würde mindestens vier Minuten laufen müssen, bevor ich die Lampe einschalten konnte.

»Gestern habe ich mir ein Stück Nagelhaut abgezogen, und es hat geblutet! Das ist eine offene Wunde!« »Du hast doch Handschuhe an, oder?«

»Wenn ich eine schreckliche Krankheit kriege, werde ich diese kleine blöde Zicke umbringen.«

Ich nahm an, dass er von Anderson sprach.

»Und Bray wird auch ihren Teil abkriegen. Ich werde schon einen Weg finden.«

»Marino, sei still«, sagte ich.

»Was würdest du sagen, wenn dir das passiert wäre?« »Ich kann dir gar nicht sagen, wie oft es mir schon passiert ist.

Was meinst du, was ich jeden Tag tue?« »Bestimmt nicht in totem Saft herumplatschen!«

»Toter Saft?«

»Wir wissen nichts über den Kerl. Was, wenn es in Belgien seltsame Krankheiten gibt, die wir hier nicht behandeln können?«

»Marino, sei still«, sagte ich noch einmal.

»Nein!«

»Marino ... «

»Ich habe das Recht, mich aufzuregen!«

»Na gut, dann verschwinde.« Ich war mit meiner Geduld am Ende. »Du störst meine Konzentration. Du störst grundsätzlich.

Geh und dusch dich und kipp ein paar Gläser Bourbon.«

Ich konnte jetzt das Luma-Lite einschalten und setzte die Schutzbrille auf. Marino sagte nichts mehr.

»Ich bleibe hier«, meinte er schließlich.

Ich nahm den Fiberoptikstab in die Hand wie einen Lötkolben.

Der intensive, pulsierende blaue Lichtstrahl war so dünn wie eine Bleistiftmine, und ich begann, winzige Bereiche damit zu untersuchen.

»Irgendwas gesehen?«, fragte Marino.

»Bis jetzt nicht.«

Seine klebrigen Überschuhe kamen näher, während ich mich langsam Zentimeter um Zentimeter vorarbeitete zu Stellen, die der Lichtschein der breiteren Linse nicht erfassen konnte. Ich schob den Oberkörper des toten Mannes vor, um in seinem Rücken und hinter seinem Kopf nachzusehen, dann zwischen den Beinen. Ich überprüfte seine Handflächen. Das Luma-Lite machte Körperflüssigkeiten wie Urin, Samen, Schweiß, Speichel und natürlich Blut sichtbar. Aber wieder fluoreszierte nichts.

Mein Rücken und mein Nacken schmerzten.

»Ich bin der Meinung, dass er schon tot war, bevor er in diesem Container landete«, sagte Marino.

»Wir werden mehr wissen, wenn er auf dem Seziertisch liegt.«

Ich richtete mich auf, und der Lichtstrahl fiel auf einen Karton, den Marino bei seinem Sturz mit sich gerissen hatte. Ein Strich von etwas, was aussah wie der Buchstabe Y leuchtete neongrün in der Dunkelheit.

»Marino«, sagte ich. »Schau dir das an.«

Buchstabe für Buchstabe erhellte ich Worte, französisch und handgeschrieben. Sie waren ungefähr zwölf Zentimeter hoch und seltsam eckig, als hätte ein mechanischer Arm sie in ungelenken Strichen aufgemalt. Ich brauchte eine Weile, um die Worte zu begreifen.

»Bon voyage, le loup-garou«, las ich laut vor.

Marino beugte sich über mich, ich spürte seinen Atem in meinem Haar. »Was zum Teufel ist ein loup-garou?«

»Weiß ich nicht.«

Ich sah mir den Karton genauer an. Der obere Teil war durchnässt, der Boden trocken.

»Fingerabdrücke? Siehst du welche auf der Schachtel?«, fragte Marino.

»Hier drin sind bestimmt überall Fingerabdrücke«, sagte ich. »Aber nirgendwo welche, die ins Auge springen.« »Wer immer das geschrieben hat, wollte, dass es gefunden wird. Was meinst du?«

»Möglich. Geschrieben mit einer dauerhaften Tinte, die fluoresziert. Das ist Aufgabe der Spurensicherung. Die Schachtel kommt ins Labor, und wir müssen ein paar der Haare vom Boden mitnehmen, falls wir eine DNS-Analyse brauchen. Dann machen wir die Fotos und verschwinden.«

»Wenn ich schon dabei bin, kann ich auch die Münzen aufsammeln«, sagte er.

»Genau«, sagte ich und starrte auf die Containertür.

Jemand spähte herein. In seinem Rücken schien hell die Sonne vom blauen Himmel, deswegen erkannte ich ihn nicht.

»Wo bleiben die Leute von der Spurensicherung?«, fragte ich Marino.

»Keine Ahnung.«

»Verdammt noch mal!«

»Sprich dich aus«, sagte Marino.

»Letzte Woche hatten wir zwei Morde, und da lief es auch nicht so.«

»Du warst nicht an den Tatorten, deswegen kannst du nicht wissen, wie es lief«, sagte er, und er hatte Recht.

»Jemand aus meinem Büro war dort. Ich wüsste, wenn es Schwierigkeiten gegeben hätte . «

»Nicht, wenn die Schwierigkeiten nicht offenbar gewesen sind«, erwiderte er. »Und sie waren bestimmt nicht offenbar, weil das hier Andersons erster Fall ist. Deswegen sind sie jetzt offenbar.«

»Was?«

»Sie ist ein verdammter brandneuer Detective. Womöglich hat sie die Leiche hier höchstpersönlich reingestopft, damit sie was zu tun hat.«

»Sie behauptet, du hättest ihr gesagt, sie solle mich rufen.«

»Genau. Weil ich mich mit so was nicht abgebe, lasse ich dich links liegen, damit du sauer auf mich bist. Sie ist eine verdammte Lügnerin«, sagte er.

Eine Stunde später waren wir fertig. Wir verließen die stinkende Dunkelheit und kehrten in die Lagerhalle zurück. Anderson stand herum und sprach mit einem Mann, den ich als Deputy Chief Al Carson erkannte, dem Leiter der Kriminalpolizei. Mir wurde klar, dass er es gewesen war, den ich zuvor in der Containertür gesehen hatte. Ich ging wortlos an Anderson vorbei und grüßte ihn, während ich mich umsah, ob der Leichenwagen mittlerweile eingetroffen war. Ich war erleichtert, als ich zwei Männer in Overalls neben einem dunkelblauen Kombi stehen sah. Sie sprachen mit Shaw.

»Wie geht es Ihnen, Al?«, sagte ich zu Deputy Chief Carson.

Seitdem ich hier war, kannte ich ihn. Er war ein sanftmütiger, stiller Mann, der auf einem Bauernhof aufgewachsen war.

»Ich halte durch, Doc«, sagte er. »Sieht so aus, als ob wir es mit einem üblen Fall zu tun hätten.«

»So sieht's aus«, stimmte ich ihm zu.

»Ich war unterwegs und dachte, ich schau einfach mal vorbei, ob alles in Ordnung ist.«

Carson schaute nicht einfach mal vorbei. Er wirkte angespannt und niedergeschlagen. Wichtiger noch, er beachtete Anderson ebenso wenig wie Marino und mich.

»Alles unter Kontrolle«, maßte sich Anderson unverschämterweise an, Carson zu antworten. »Ich habe mit dem Hafenmeister gesprochen .«

Sie verstummte, als sie Marino sah. Vielleicht roch sie ihn auch.

»Hallo, Pete«, sagte Carson, und seine Miene heiterte sich auf.

»Was ist los, alter Junge? Gibt es einen neuen Bekleidungskodex bei den Uniformträgern, von dem ich nichts weiß?«

»Detective Anderson«, sagte ich zu ihr, während sie versuchte, größtmöglichen Abstand zu Marino zu halten. »Ich muss wissen, wer diesen Fall bearbeitet. Und wo ist die Spurensicherung? Und warum hat es so lange gedauert, bis der Leichenwagen kam?«

»Ja. So führen wir verdeckte Ermittlungen durch, Boss. Wir ziehen unsere Uniformen aus«, sagte Marino sehr laut. Carson lachte schallend.

»Und warum, Detective Anderson, waren Sie nicht dort drin und haben Beweismaterial sichergestellt und auf jede nur erdenkliche Art die Ermittlungen unterstützt?«, fuhr ich fort, ihr zuzusetzen.

»Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig«, sagte sie achselzuckend.

»Lassen sie mich Ihnen etwas sagen«, erklärte ich in einem Tonfall, dem sie sich nicht entziehen konnte. »Ich bin genau diejenige, der Sie Rechenschaft schulden, wenn es sich um einen Toten handelt.«

». wetten, dass auch Bray jede Menge verdeckte Ermittlungen durchgeführt hat. Bevor sie ganz oben ankam. Typen wie sie, die müssen immer oben sein«, sagte Marino und zwinkerte ihm zu.

Der Funke in Carsons Augen erlosch. Er wirkte wieder niedergeschlagen und müde,

als hätte ihn das Leben so weit getrieben, wie er nur konnte.

»Al?« Marino wurde ernst. »Was zum Teufel ist hier los? Wie kommt es, dass niemand zu dieser kleinen Party erschienen ist?«

Ein glänzender schwarzer Crown Victoria fuhr auf den Parkplatz.

»Ich muss weiter«, sagte Carson unvermittelt, seine Gesichtszüge scharf, seine Gedanken woanders. »Wir sehen uns in der Kantine. Du musst ein Bier ausgeben. Erinnerst du dich, als Louisville gegen Charlotte gewonnen hat und du die Wette verloren hast, alter Junge?«

Und dann ging Carson, ohne Anderson eines Blicks zu würdigen, weil klar war, dass sie ihm nicht unterstellt war.

»He, Anderson?«, sagte Marino und klopfte ihr auf den Rücken.

Sie keuchte, hielt sich die Hand vor Mund und Nase.

»Wie gefällt es Ihnen, für Carson zu arbeiten? Netter Kerl, stimmt's?«, sagte er.

Sie wich zurück, und er folgte ihr. Auch ich war ziemlich angewidert von Marino und seiner stinkenden Uniformhose, seinen schmutzigen Hand- und Überschuhen. Sein Unterhemd würde nie wieder weiß werden, und dort, wo die Säume seinem Bauch nachgegeben hatten, befanden sich große Löcher. Er kam Anderson so nahe, dass ich meinte, er würde sie gleich küssen.

»Sie stinken!« Sie versuchte, sich von ihm zu entfernen. »Komisch, dass einem so was bei einem Job wie diesem passiert.« »Lassen Sie mich in Ruhe!«

Aber das tat er nicht. Sie wich nach rechts und links aus, aber bei jedem Schritt stellte er sich ihr in den Weg wie ein Berg, bis sie mit dem Rücken an riesigen Säcken mit Kohlenstoff lehnte, der für die Westindischen Inseln bestimmt war.

»Was glauben Sie eigentlich, dass Sie tun?« Seine Worte packten sie beim Kragen. »Da liegt eine verwesende Leiche in einem Frachtcontainer in einem internationalen Hafen, wo die Hälfte der Leute kein verdammtes Wort Englisch spricht, und Sie beschließen, den Fall ganz allein zu bearbeiten?«

Kies wirbelte auf, der schwarze Crown Victoria näherte sich in rasantem Tempo.

»Miss Detective kriegt ihren ersten Fall. Und da kommt es nur allzu gelegen, wenn die leitende Gerichtsmedizinerin

höchstpersönlich und auch ein paar TV-Hubschrauber auftauchen.«

»Ich werde ein Disziplinarverfahren gegen Sie einleiten«, schrie Anderson ihn an. »Ich werde einen Haftbefehl gegen Sie erwirken.«

»Wegen was? Weil ich stinke?«

»Sie sind ein toter Mann!«

»Nein. Da drin liegt ein toter Mann.« Marino deutete auf den Container. »Und tot werden Sie sein, wenn Sie in diesem Fall vor Gericht aussagen müssen.«

»Marino, komm schon«, sagte ich, als der Crown Victoria unzulässigerweise bis auf das Dock fuhr.

»He!« Shaw lief ihm nach und winkte. »Hier dürfen Sie nicht parken!«

»Sie sind nichts weiter als ein verbrauchter, versiffter, gewalttätiger Verlierer«, sagte Anderson zu Marino, als sie davontrottete.

Marino riss sich die Handschuhe von den Händen und zog die blauen, mit Plastik verstärkten Papierüberschuhe aus, indem er mit einem Fuß die Ferse des jeweils anderen heruntertrat. Er hob sein verdrecktes Hemd auf, indem er nach der Ansteckkrawatte fasste, die sich jedoch verselbstständigte. Dann trampelte er auf beiden herum, als würde er ein Feuer austreten. Ich hob sie auf und warf sie zusammen mit meinen Sachen in einen roten Sack für biologisch gefährlichen Abfall.

»Bist du fertig?«, fragte ich ihn.

»Ich hab noch nicht mal angefangen«, sagte Marino und sah zu, wie die Fahrertür des Crown Victoria geöffnet wurde und ein uniformierter Polizist ausstieg.

Anderson ging um die Lagerhalle und steuerte schnellen Schritts auf den Wagen zu. Ebenso Shaw. Die Hafenarbeiter konnten die Augen nicht abwenden, als eine auffällig attraktive Frau in Uniform mit funkelnden Abzeichen aus dem Wagen stieg. Sie sah sich um, während alle Welt sie beobachtete. Ein Mann pfiff. Dann ein anderer. Dann schallte es auf dem Dock, als würden Schiedsrichter alle nur erdenklichen Fouls pfeifen.

»Lass mich raten«, sagte ich zu Marino. »Bray.«

5

Die Luft war erfüllt vom Summen gieriger Fliegen; das warme Wetter und die Tageszeit trugen zu ihrer Lautstärke bei. Die Männer vom Transportdienst hatten die Bahre in die Lagerhalle getragen und warteten auf mich.

»Puuh«, sagte einer von ihnen, schüttelte den Kopf und verzog angewidert das Gesicht. »Himmel noch mal.«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte ich, als ich saubere Handschuhe und Überschuhe anzog. »Ich gehe vor. Es wird nicht lange dauern.

Versprochen.«

»Ist mir nur recht, gehen Sie vor.«

Ich betrat erneut den Container, und sie folgten mir, achteten genau darauf, wohin sie traten, und hielten die Bahre nahe an den Körper wie eine Sänfte. Sie atmeten mühsam hinter ihren OP-Masken. Beide Männer waren alt und übergewichtig und hätten eigentlich keine schweren Lasten mehr heben sollen.

»Nehmt ihn an den Unterschenkeln und Füßen«, wies ich sie an. »Und bitte vorsichtig, weil wir ihm sonst die Haut abziehen.

Am besten wäre es, wenn wir ihn an der Kleidung zu fassen kriegen.«

Sie stellten die Bahre ab und beugten sich über die Füße des toten Mannes. »Himmel«, murmelte einer noch mal.

Ich schob meine Arme unter seine Achselhöhlen. Sie fassten ihn an den Knöcheln.

»Okay. Auf drei heben wir ihn hoch«, sagte ich. »Eins, zwei, drei.«

Die Männer kämpften um ihr Gleichgewicht. Sie keuchten und richteten sich auf. Die Leiche war schlaff, weil die Totenstarre bereits wieder gewichen war. Wir hievten sie auf die Bahre und wickelten sie in ein Tuch. Dann zog ich den Reißverschluss des Leichensacks zu, und die Männer trugen ihn davon. Sie würden ihn ins Leichenschauhaus fahren, wo ich alles dransetzen würde, um ihn zum Sprechen zu bringen.

»Verdammt!«, hörte ich einen von ihnen sagen. »Dafür krieg ich nicht genug bezahlt.«

»Brauchst du mir nicht zu sagen.«

Ich folgte ihnen aus der Lagerhalle hinaus in das blendende Sonnenlicht und die frische Luft. Marino hatte immer noch sein

schmutziges Unterhemd an und sprach mit Anderson und Bray auf dem Dock. Aus seiner Art zu gestikulieren, schloss ich, dass Brays Anwesenheit ihn etwas zügelte. Ihr Blick traf mich, als ich mich ihnen näherte. Sie stellte sich nicht vor, deshalb nannte ich meinen Namen, ohne ihr die Hand zu reichen.

»Ich bin Dr. Scarpetta«, sagte ich zu ihr.

Sie reagierte darauf mit einem vagen Blick, als hätte sie keine Ahnung, wer ich war oder warum ich mich hier aufhielt.

»Ich glaube, es wäre angebracht, wenn wir zwei uns unterhielten«, fügte ich hinzu.

»Wer sagten Sie, sind Sie?«, fragte Bray.

»Herrgott noch mal!«, explodierte Marino. »Sie weiß ganz genau, wer du bist.«

»Captain.« Brays Tonfall hatte die Wirkung einer schnalzenden Reitpeitsche.

Marino hielt den Mund, Anderson ebenfalls.

»Ich bin die Chefpathologin«, erklärte ich Bray, was sie bereits wusste. »Kay Scarpetta.«

Marino verdrehte die Augen. Anderson verzog das Gesicht vor Widerwillen und Missgunst, als Bray mit einer Handbewegung bat, mich ein paar Schritte mit ihr zu entfernen. Wir gingen an den Rand des Docks, wo die Sirius über uns aufragte und still in der gekräuselten schmutzig blauen Strömung lag.

»Tut mir Leid, dass ich Ihren Namen zuerst nicht wieder erkannte«, begann sie. Ich erwiderte nichts.

»Das war sehr unhöflich von mir«, fuhr sie fort. Ich schwieg.

»Wir hätten uns schon früher kennen lernen sollen. Aber ich hatte so viel zu tun. Jetzt sind wir also hier. Und das ist gut so, wirklich. Perfektes Timing, könnte man sagen« - sie lächelte -»dass wir uns auf diese Weise kennen lernen.«

Diane Bray war eine hochmütige Schönheit mit schwarzem Haar und ebenmäßigen Gesichtszügen. Ihre Figur war umwerfend. Die Hafenarbeiter verschlangen sie mit den Blicken.

»Wissen Sie«, fuhr sie in dem gleichen kühlen Tonfall fort, »es gibt da ein kleines Problem. Ich bin Captain Marinos Vorgesetzte, aber er scheint zu glauben, dass er für Sie arbeitet.«

»Unsinn«, sagte ich schließlich. Sie seufzte.

»Sie haben der Stadt den erfahrensten, anständigsten Detecti-ve aus dem Mord-dezernat abgezogen, den es hier je gegeben hat, Chief Bray«, sagte ich. »Und ich sollte das beurteilen können.«

»Sicher können Sie das.«

»Was wollen Sie erreichen?«, fragte ich sie.

»Es ist Zeit, dass junges Blut sich bewähren kann, Detecti-ves, die nichts dagegen haben, einen Computer einzuschalten, E-Mails zu schreiben. Ist Ihnen klar, dass Marino nicht einmal Textverarbeitung beherrscht? Sondern mit zwei Fingern auf einer Schreibmaschine herumhämmert?«

Ich traute meinen Ohren nicht.

»Ganz zu schweigen davon, dass er unbelehrbar ist und den Gehorsam verweigert. Sein Verhalten ist eine Schande für die gesamte Polizei«, fuhr sie fort.

Anderson war davongeschlendert und hatte Marino beim Wagen stehen lassen, wo er lehnte und rauchte. Seine Arme und Schultern waren dick und behaart, seine Hose, die ein Gürtel unter seinem Bauch festhielt, sah aus, als würde sie jeden Augenblick hinunterrutschen. Ich wusste, dass er sich gedemütigt fühlte, weil er sich weigerte, in unsere Richtung zu blicken.

»Warum sind keine Leute von der Spurensicherung hier?«, fragte ich Bray.

Ein Hafenarbeiter stieß einen anderen mit dem Ellbogen an und fuhr sich mit gewölbten Handflächen über die Brust, als streichelte er Brays große Brüste.

»Warum sind Sie hier?«, fragte ich sie dann.

»Weil ich benachrichtigt wurde, dass Marino hier ist«, erwiderte sie. »Er wurde gewarnt. Ich wollte mich selbst überzeugen, ob er meine Befehle so offenkundig missachtet.«

»Er ist hier, weil jemand hier sein muss.«

»Nein, er ist hier, weil er hier sein wollte.« Sie fixierte mich.

»Und weil Sie hier sind. Das ist der wahre Grund, nicht wahr, Dr. Scarpetta? Marino ist ihr ganz persönlicher Detective. Seit Jahren.«

Ihre Augen bohrten sich bis zu Stellen, die nicht einmal ich sehen konnte, und sie schien sich einen Weg durch heilige Teile meines Körpers zu bahnen und die Bedeutung der

vielen Mauern in mir zu erahnen. Sie musterte mein Gesicht, meinen Körper, und ich war mir nicht sicher, ob sie sich mit mir verglich oder ob sie etwas taxierte, was sie eines Tages vielleicht haben wollte.

»Lassen Sie ihn in Ruhe«, sagte ich. »Sie wollen seine Lebensgeister abwürgen. Darum geht es Ihnen. Weil Sie ihn nicht kontrollieren können.«

»Niemand hat ihn je kontrollieren können«, entgegnete sie.

»Deswegen wurde er mir gegeben.«

»Ihnen gegeben?«

»Detective Anderson ist junges Blut. Gott weiß, das Morddezernat hat junges Blut nötig.«

»Detective Anderson ist unfähig, unerfahren und feige«, erwiderte ich.

»Angesichts Ihres Erfahrungsschatzes wird es Ihnen doch möglich sein, eine Anfängerin zu tolerieren und anzuleiten, Kay?«

»Man kann niemandem etwas beibringen, der sich nicht für seinen Beruf interessiert.«

»Ich vermute, das stammt von Marino. Laut Marino ist niemand fähig, erfahren oder interessiert genug, um zu tun, was er tut.«

Ich hatte genug von ihr. Ich änderte meine Position so, dass ich voll vom Richtungswechsel des Windes profitieren konnte, und trat näher an sie heran, um ihr eine Dosis Realität unter die Nase zu reiben.

»Machen Sie das nie wieder mit mir, Chief Bray«, sagte ich.

»Rufen Sie nie wieder mich oder jemand anders aus meinem Büro zu einem Tatort, wo wir uns dann mit einem Idioten rumschlagen müssen, der nicht in der Lage ist, Beweismaterial sicherzustellen. Und nennen Sie mich nicht Kay.«

Sie wich vor meiner stinkenden Gestalt zurück, aber erst nachdem sie merklich zusammengezuckt war.

»Lassen Sie uns einmal zusammen Mittag essen.« Damit entließ sie mich und winkte ihrem Fahrer.

»Simmons? Um wie viel Uhr habe ich den nächsten Termin?«, fragte sie, während sie zu dem Schiff hinaufstarrte und die viele Aufmerksamkeit genoss.

Sie hatte eine verführerische Art, ihre untere Lendenwirbelsäule zu massieren oder mit zurückgeworfenen Schultern ihre Hände

in die Gesäßtaschen ihrer Uniformhose zu schieben oder geistesabwesend ihre Krawatte über dem steilen Abhang ihres Busens glatt zu streichen.

Simmons sah gut aus und war gut gebaut, und als er ein gefaltetes Blatt Papier herauszog, zitterte es in seiner Hand. Sie trat näher zu ihm, und er räusperte sich.

»Um viertel nach zwei, Chief«, sagte er.

»Lassen Sie mich sehen.« Sie neigte sich zu ihm, dabei streifte sie seinen Arm. Sie ließ sich Zeit mit dem Studium ihres Terminplans, dann jammerte sie: »Oh Gott! Nicht schon wieder dieser Idiot vom Schulamt!«

Officer Simmons verlagerte das Gewicht, und eine Schweißperle lief an seiner Schläfe herunter. Er wirkte verängstigt.

»Rufen Sie ihn an und sagen Sie ab«, sagte Bray.

»Ja, Chief.«

»Oder ich weiß nicht. Vielleicht sollte ich die Termine umstellen.«

Sie nahm ihm das Blatt aus der Hand, streifte dabei seinen Körper wie eine träge Katze, und ich erschrak über die Wut, die in Andersons Gesicht aufblitzte. Auf dem Weg zu meinem Wagen holte mich Marino ein.

»Hast du mitgekriegt, was für eine Show sie abzieht?«, fragte er.

»Das war nicht zu übersehen.«

»Glaub bloß nicht, dass nicht darüber geredet wird. Ich sage dir, diese läufige Hündin ist das reinste Gift.« »Kennt man ihre Geschichte?«

Marino zuckte die Achseln. »Sie war nie verheiratet, niemand ist gut genug für sie. Vögelt vermutlich mit einflussreichen verheirateten Typen herum. Ihr geht es nur um Macht, Doc. Gerüchteweise will sie die nächste Ministerin für Öffentliche Sicherheit werden, damit jeder Bulle in ganz Virginia ihr in den hübschen Arsch kriechen muss.«

»Soweit wird es nie kommen.«

»Sei dir da nicht so sicher. Wie ich höre, hat sie Freunde an hohen Stellen, Verbindungen zur Regierung von Virginia, was unter anderem der Grund ist, weshalb sie uns vor die Nase gesetzt wurde. Sie hat einen Plan, daran gibt's keinen Zweifel. Schlangen wie sie haben immer einen Plan.«

Ich öffnete den Kofferraum, erschöpft und deprimiert, als das erste Trauma dieses Tages mich erneut einholte und mit solcher

Wucht traf, dass es mich gegen den Wagen zu schleudern schien.

»Du wirst ihn dir heute Abend nicht mehr vornehmen, oder?«, fragte Marino.

»Ganz bestimmt nicht«, murmelte ich. »Es wäre ihm gegenüber nicht fair.«

Marino sah mich fragend an. Ich spürte, dass er mich nicht aus den Augen ließ, als ich den Overall und die Überschuhe auszog und alles in zwei Plastiktüten verstaute.

»Marino, bitte gib mir eine von deinen Zigaretten.«

»Ich kann nicht glauben, dass du wieder damit angefangen hast.«

»In der Halle lagern ungefähr fünfzig Millionen Tonnen Tabak.

Der Geruch hat mich drauf gebracht.« »Ich hab was anderes gerochen.«

»Erzähl mir, was los ist«, sagte ich, als er mir sein Feuerzeug hinhielt.

»Du hast gesehen, was los ist. Sie hat es dir bestimmt erklärt.«

»Ja, das hat sie. Und ich verstehe es nicht. Sie ist zuständig für die uniformierten Einsatzkräfte, nicht für die ermittelnden Beamten. Sie behauptet, niemand könnte dich kontrollieren, deswegen hat sie beschlossen, sich selbst des Problems anzunehmen. Warum? Als sie hier anfing, warst du ihr nicht mal zugeordnet. Warum liegt ihr so viel an dir?«

»Vielleicht findet sie mich süß.«

»Das wird's sein«, sagte ich.

Er stieß Rauch aus, als würde er Kerzen auf einem Geburtstagskuchen ausblasen, und blickte hinunter auf sein T-Shirt, als hätte er vergessen, dass er es anhatte. Seine großen dicken Hände waren noch bedeckt mit dem Talkumpuder aus den Latexhandschuhen, und zuerst schien er einsam und niedergeschlagen, dann wurde er wieder zynisch und indifferent.

»Weißt du«, sagte er, »wenn ich wollte, könnte ich in Pension gehen mit vierzigtausend Dollar im Jahr.«

»Komm zu mir zum Abendessen, Marino.«

»Dazu käme noch, was ich als Sicherheitsberater oder so verdienen würde, und damit könnte ich ganz gut leben. Müsste nicht mehr Tag für Tag diese Scheiße umgraben, aus der diese kleinen Maden kriechen, die meinen, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen.«

»Ich wurde gebeten, dich einzuladen.«

»Vom wem?«, fragte er misstrauisch.

»Das wirst du erfahren, wenn du kommst.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«, fragte er und sah mich finster an.

»Um Himmels willen, Marino, geh duschen und zieh was anderes an, damit die Stadt nicht evakuiert werden muss. Und dann komm. Gegen halb sieben.«

»Also, falls es dir noch nicht aufgefallen ist, Doc, ich bin im Dienst. Die Schicht von drei Uhr nachmittags bis elf Uhr abends diese Woche. Von elf abends bis sieben Uhr morgens nächste Woche. Ich bin der neue Scheißeüberwacher für die ganze verdammte Stadt, und einen Scheißeüberwacher brauchen sie nur dann, wenn alle anderen

dienstfrei haben, das heißt für die Abend- und die Nachtschicht und an den Wochenenden, und das heißt, dass ich für den Rest meines Lebens nur noch im Auto Abend essen werde.«

»Du hast ein Funkgerät«, sagte ich ihm. »Ich lebe in der Stadt, deswegen gehört meine Wohnung in deinen Zuständigkeitsbereich. Komm, und wenn du gerufen wirst, dann wirst du eben gerufen.«

Ich stieg in mein Auto und ließ den Motor an.

»Ich weiß nicht«, sagte er.

»Ich bin gebeten worden … «, sagte ich und spürte erneut Tränen drohen. »Ich wollte dich gerade anrufen, als du mich angerufen hast.«

»Wie bitte? Das ergibt keinen Sinn. Wer hat dich gebeten? Was?

Ist Lucy in der Stadt?«

Er schien sich zu freuen, dass Lucy an ihn gedacht hatte, sollte meine Einladung etwas mit ihr zu tun haben.

»Ich wünschte, sie wäre hier. Bis um halb sieben?«

Er zögerte noch, schlug nach Fliegen und roch entsetzlich.

»Marino, ich möchte wirklich, dass du kommst«, sagte ich und räusperte mich. »Es bedeutet mir sehr viel. Es ist etwas Persönliches und sehr wichtig.«

Es fiel mir ungeheuer schwer, so mit ihm zu sprechen. Nie zuvor hatte ich ihm zu verstehen gegeben, ihn wegen einer

persönlichen Sache zu brauchen. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich solche Worte zu jemand anders als Benton gesagt hatte.

»Ich meine es ernst«, fügte ich hinzu.

Marino trat die Zigarette aus, bis sie nur noch ein Tabakfleck und pulverisiertes Papier war. Er zündete sich die nächste an, sein Blick schweifte umher.

»Weißt du, Doc, ich sollte wirklich damit aufhören. Und auch mit dem Wild Turkey. Ich pumpe mich mit dem Zeug voll wie mit gebuttertem Popkorn. Hängt davon ab, was du kochst«, sagte er.

6

Marino zog los eine Dusche suchen, und ich fühlte mich erleichtert, als hätte sich ein schrecklicher Krampf für eine Weile entspannt. Zu Hause angelangt, nahm ich den Plastiksack mit der verschmutzten Kleidung aus dem Kofferraum und setzte das gleiche desinfizierende Ritual in Gang, das ich zeit meines Arbeitslebens vollführte.

In der Garage öffnete ich die Abfallsäcke und warf sie und die Schuhe in ein Becken mit kochendheißem Wasser, Waschmittel und Bleiche. Den Overall legte ich in die Waschmaschine, dann rührte ich mit einer langen hölzernen Gabel in dem Becken mit den Schuhen und Säcken und spülte die Sachen anschließend aus. Die desinfizierten Säcke steckte ich in zwei saubere Säcke, die ich in eine Tonne für biologisch gefährlichen

Abfall warf, meine nassen Schuhe stellte ich zum Trocknen in ein Regal.

Alles, was ich am Leib hatte, von der Jeans bis zur Unterwäsche kam in die Waschmaschine zusammen mit Waschmittel und Bleiche, und dann lief ich nackt durchs Haus und unter die Dusche, wo ich mich von Kopf bis Fuß mit antibakterieller Seife abschrubbte, auch das Innere meiner Ohren und Nase und unter den Finger- und Zehennägeln. Ich putzte mir unter der Dusche die Zähne.

Ich setzte mich auf einen Sims, ließ mir das Wasser über Nacken und Kopf laufen und dachte daran, wie Bentons Finger meine Sehnen und Muskeln massiert hatten. Sie auftrennte, wie er es nannte. Ihn zu vermissen war wie ein Phantomschmerz. Ich spürte, woran ich mich erinnerte, als würde ich es jetzt spüren, und ich fragte mich, was es brauchen würde, um wieder in der

Gegenwart zu leben statt in der Vergangenheit. Der Schmerz ließ nicht nach. Ich klammerte mich an den Verlust, denn alles andere hieße, ihn zu akzeptieren. Das erzählte ich trauernden Familien und Freunden ständig.

Ich zog Khakis, Slipper und eine blau gestreifte Bluse an und legte Mozart auf. Ich goss die Pflanzen und zupfte vertrocknete Blätter ab. Ich polierte und rückte zurecht, wo immer es notwendig war, und räumte alles weg, was mich an Arbeit erinnerte. Ich rief meine Mutter in Miami an, weil sie Montag abends Bingo spielte, deswegen nicht zu Hause war und ich eine Nachricht hinterlassen konnte. Die Nachrichten schaute ich nicht an, weil ich nicht an das erinnert werden wollte, was ich gerade so mühsam abgespült hatte.

Ich schenkte mir einen doppelten Scotch ein, ging in mein Arbeitszimmer und knipste

das Licht an. Ich betrachtete die Regale voller medizinischer und wissenschaftlicher Bücher, die Encyclopedia Britannica, Handbücher und Nachschlagewerke über Gartengestaltung, Fauna und Flora, Insekten, Steine und Mineralien und Werkzeuge. Ich fand ein französisches Wörterbuch und nahm es mit zu meinem Schreibtisch. Ein loup war ein Wolf, aber unter garou fand sich kein Eintrag. Ich dachte über eine Lösung für dieses Problem nach und verfiel auf eine simple Idee.

La Petite France war eins der besten Restaurants in der Stadt.

Zwar war es Montag abends geschlossen, aber ich kannte den Koch und seine Frau sehr gut und rief sie zu Hause an. Er nahm ab und war so herzlich wie immer.

»Sie kommen gar nicht mehr zu uns«, sagte er. »Wir denken oft an Sie.«

»Ich bin nicht viel ausgegangen«, erwiderte ich. »Sie arbeiten zu viel, Miss Kay.«

»Ich brauche Ihre Hilfe bei einer Übersetzung«, sagte ich. »Aber das muss unter uns bleiben. Sie dürfen niemandem ein Wort davon sagen.«

»Aber natürlich.«

»Was ist ein loup-garou?«

»Miss Kay, Sie müssen schlechte Träume haben!«, rief er amüsiert. »Gott sei Dank ist nicht Vollmond. Le loup-garou ist ein Werwolf!«

Es klingelte an der Tür.

»In Frankreich wurde man vor hunderten von Jahren gehängt, wenn man als loup-garou galt. Darüber gibt es viele Berichte.«

Ich blickte auf die Uhr. Es war viertel nach sechs. Marino kam zu früh, und ich war nicht vorbereitet.

»Danke«, sagte ich zu meinem Freund dem Koch. »Ich werde bald vorbeikommen, ich verspreche es.«

Wieder klingelte es.

»Bin schon da«, sagte ich zu Marino in die Gegensprechanlage.

Ich schaltete die Alarmanlage aus und ließ ihn rein. Seine Uniform war sauber, sein Haar ordentlich gekämmt, und er hatte zu viel Aftershave aufgetragen.

»Du siehst etwas besser aus als vor ein paar Stunden«, sagte ich zu ihm auf dem Weg in die Küche.

»Mir scheint, du hast die Bude aufgeräumt«, sagte er, als wir durch das große Zimmer gingen.

»War auch nötig«, sagte ich.

In der Küche setzte er sich auf seinen Stammplatz am Tisch neben dem Fenster. Er sah mir neugierig zu, als ich Knoblauch und Instanthefe aus dem Kühlschrank holte.

»Also, was gibt's zu essen? Kann ich hier rauchen?«

»Nein.«

»Du rauchst auch.« »Es ist auch mein Haus.«

»Wie wär's, wenn ich das Fenster aufmache und den Rauch rausblase?«

»Kommt drauf an, aus welcher Richtung der Wind weht.« »Wir könnten den

Ventilator einschalten, vielleicht hilft das. Ich rieche Knoblauch.«

»Ich dachte, ich mache Pizza auf dem Grill.«

Ich schob Schachteln und Gläser in der Vorratskammer beiseite und suchte nach einer Dose Tomatenstücke und nach Mehl mit hohem Glutengehalt.

»Die Münzen, die wir gefunden haben, sind englisch und deutsch«, sagte er. »Zwei Pfund und eine Deutsche Mark. Und da wird es echt interessant. Ich war noch etwas länger im Hafen als du, habe geduscht und so weiter. Und übrigens, die haben keine Zeit damit verschwendet, die Kartons im Container zu sortieren und sauber zu machen. Die werden das Kamerazeugs verkaufen, als wär nichts passiert.«

Ich vermischte ein halbes Päckchen Hefe, warmes Wasser und etwas Honig in einer Schüssel und nahm dann das Mehl.

»Ich sterbe vor Hunger.«

Sein Funkgerät stand aufrecht aus dem Tisch. Er riss sich die Krawatte vom Hals und nahm seinen Dienstgürtel mit der gesamten Ausrüstung ab. Ich begann, den Teig zu kneten.

»Mein unterer Rücken bringt mich um, Doc«, beklagte er sich.

»Kannst du dir vorstellen, was es heißt, zwanzig Pfund Scheiße um die Hüften zu tragen?«

Seine Stimmung schien sich beträchtlich zu bessern, während er mir dabei zusah, wie ich Mehl verstäubte und den Teig knetete.

»Ein loup-garou ist ein Werwolf«, sagte ich. »Was?«

»Ein Wolfsmann.«

»Scheiße, ich hasse solche Sachen.«

»Ich wusste nicht, dass du schon mal einem begegnet bist.«

»Erinnerst du dich an Lon Chaney, dem überall im Gesicht Haare wuchsen, wenn der Mond rauskam? Hat mich zu Tode erschreckt. Rocky hat immer Shock Theater gesehen, erinnerst du dich?«

Rocky war Marinos einziges Kind, ein Sohn, den ich nicht kannte. Ich legte den Teig in eine Schüssel und bedeckte ihn mit einem warmen feuchten Tuch.

»Hörst du manchmal von ihm?«, fragte ich vorsichtig. »Was ist mit Weihnachten? Wirst du ihn sehen?«

Marino stippte nervös Asche ab.

»Weißt du überhaupt, wo er lebt?«, fragte ich.

»Ja«, sagte er. »Teufel noch mal, ja.«

»Du tust so, als könntest du ihn nicht ausstehen«, sagte ich.

»Vielleicht ist es ja so.«

Ich suchte im Weinregal nach einer guten Flasche Rotwein. Marino inhalierte Rauch und atmete laut aus. Er hatte nicht mehr über Rocky zu sagen als sonst auch.

»Eines Tages wirst du mit mir über ihn reden«, sagte ich, während ich die Tomaten in eine Schüssel schüttete.

»Du weißt genug über ihn«, sagte er.

»Du liebst ihn, Marino.«

»Ich sage dir, ich liebe ihn nicht. Ich wünschte, er wäre nie geboren. Ich wünschte, ich hätte ihn nie gekannt.«

Er starrte aus dem Fenster in meinen Garten hinaus, der langsam in der Dämmerung versank. In diesem Augenblick schien es mir, als würde ich Marino überhaupt nicht kennen. Er war ein Fremder, dieser Mann in Uniform, der einen Sohn hatte, dem ich nie begegnet war und über den ich nichts wusste. Als ich eine Tasse Kaffee vor ihn stellte, sah er mir weder in die Augen, noch bedankte er sich.

»Wie wär's mit Erdnüssen oder dergleichen?«, fragte ich ihn.

»Nee«, sagte er. »Ich denke daran, eine Diät zu machen.«

»Daran zu denken hilft nicht viel. Das ist wissenschaftlich bewiesen.«

»Willst du Knoblauch um den Hals tragen, wenn du unseren toten Werwolf obduzierst? Du weißt doch, wenn du von einem gebissen wirst, wirst du selbst auch einer. Ähnlich wie bei Aids.«

»Das hat nichts mit Aids zu tun, und ich wünschte, du würdest endlich von deinem Aids-Trip runterkommen.«

»Meinst du, dass er das selbst auf die Schachtel geschrieben hat?«

»Wir dürfen nicht davon ausgehen, dass die Schachtel und das, was drauf steht, irgendetwas mit ihm zu tun hat, Marino.«

»Gute Reise, Werwolf. Na klar, das steht ständig auf Kameraschachteln. Vor allem wenn sie neben Leichen stehen.«

»Lass uns lieber über Bray und deine neuen Kleider reden«, sagte ich. »Fang von vorne an. Was hast du getan, dass sie so ein Fan von dir wurde?«

»Es fing an ungefähr zwei Wochen, nachdem sie hier aufkreuzte. Erinnerst du dich an den Selbstmord durch autoerotisches Aufhängen?«

»Ja.«

»Sie taucht einfach auf, platzt herein und fängt an, den Leuten zu sagen, was sie tun sollen, als wäre sie der Detective. Sie besieht sich die Pornohefte, mit denen sich der Typ vergnügt hat, als er sich in seiner Ledermaske erhängte. Sie stellt seiner Frau Fragen.«

»Wow!«

»Ich sage ihr, dass sie verschwinden soll, dass sie im Weg ist und alles vermasselt, und am nächsten Tag bestellt sie mich in ihr Büro. Ich dachte mir, dass sie mich wegen der Sache fertig machen will, aber darüber verliert sie kein Wort. Stattdessen fragt sie mich, was ich von der Kriminalpolizei halte.«

Er trank einen Schluck Kaffee und verrührte dann zwei weitere Löffel Zucker darin.

»Mir war von Anfang an klar, dass sie das nicht wirklich interessierte«, fuhr er fort. »Ich wusste, sie wollte auf irgendetwas anderes hinaus. Sie ist nicht zuständig für die ermittelnden Beamten, weswegen also fragt sie mich darüber aus?«

Ich schenkte mir ein Glas Wein ein. »Was wollte sie dann?«, fragte ich.

»Sie wollte über dich reden. Sie fing an, mir tausend Fragen über dich zu stellen, sie sagte, sie wüsste, dass wir seit langem zusammenarbeiten.«

Ich sah nach dem Teig, dann nach der Sauce.

»Sie fragte mich Hintergrundzeugs. Was die Bullen von dir halten.«

»Und was hast du gesagt?«

»Ich sagte, du bist Ärztin, Anwältin und Indianerhäuptling mit einem IQ, der größer ist als die Zahlen auf meiner Gehaltsabrechnung, dass alle Bullen in dich verliebt sind, auch die Frauen. Lass mich nachdenken, was noch?« »Das hat wahrscheinlich schon gereicht.« »Sie fragte nach Benton und was mit ihm passiert ist und wie sehr es deine Arbeit beeinträchtigt.« Wut wallte in mir auf.

»Dann hat sie mich nach Lucy gefragt. Warum sie vom FBI weg ist und ob ihre sexuellen Präferenzen etwas damit zu tun hätten.«

»Was mich angeht, ist das Schicksal dieser Frau demnächst besiegelt.«

»Ich habe gesagt, dass Lucy vom FBI weg ist, weil die NASA sie gebeten hat, Astronautin zu werden«, fuhr Marino fort. »Aber als man sie ins Raumfahrtprogramm aufnahm, hätte sie beschlossen, dass sie lieber mit Hubschraubern fliegt, und dann sei sie als Pilotin zum ATF. Bray wollte, dass ich ihr Bescheid sage, wenn Lucy das nächste Mal in der Stadt ist, damit sie sich mit ihr treffen kann, denn vielleicht will Bray sie einstellen. Ich sagte, das wäre ungefähr so, als würde man Billie Jean King bitten, Tennisbälle aufzusammeln. Ende der Geschichte? Ich habe Bray keine Scheiße erzählt, außer dass

ich nicht dein Sozialberater bin. Eine Woche später steckte ich wieder in Uniform.«

Ich griff nach meiner Zigarettenschachtel und kam mir vor wie ein Junkie. Wir saßen gemeinsam vor dem Aschenbecher, rauchten in meinem Haus, schweigend und frustriert. Ich versuchte, meine Hassgefühle zu unterdrücken.

»Ich glaube, dass sie schlicht und einfach wahnsinnig eifersüchtig auf dich ist, Doc«, sagte Marino schließlich. »Sie ist die karrieregeile Aufsteigerin, die aus Washington D.C. hierher versetzt wird, und hier redet man nur über die große Dr. Scarpetta.

Und ich glaube, dass es ihr ein billiges Vergnügen bereiten würde, wenn wir beide uns verkrachen. Das würde ihr Machtgefühl steigern.«

Er warf seine Kippe in den Aschenbecher und drückte die Glut aus.

»Dieser Fall ist der erste, den wir nicht zusammen bearbeiten, seit du hier bist«, sagte er, als es zum zweiten Mal an diesem Abend klingelte.

»Wer zum Teufel ist das?«, sagte er. »Du hast noch jemand eingeladen, und mir nichts davon erzählt?«

Ich stand auf und blickte auf den Videoschirm an der Küchenwand. Ich starrte ungläubig auf das Bild, das die Kamera an der Haustür aufnahm.

»Ich glaub, ich träume«, sagte ich.

7

Lucy and Jo wirkten wie Erscheinungen, physische Präsenzen, die nicht aus Fleisch und Blut sein konnten. Beide waren vor noch nicht einmal acht Stunden durch die Straßen Miamis gefahren. Und jetzt hielt ich sie in den Armen.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, sagte ich mindesten fünf Mal, während sie ihre Taschen auf den Boden fallen ließen.

»Was zum Teufel ist hier los?«, brüllte Marino, der uns im großen Zimmer abfing. »Was willst du denn hier?«, brüllte er Lucy an, als hätte sie etwas falsch gemacht.

Er hatte Zuneigung noch nie auf normale Art und Weise ausdrücken können. Je

ruppiger und sarkastischer er wurde, desto mehr freute er sich, meine Nichte wiederzusehen.

»Haben sie dich dort unten schon wieder gefeuert?«, fragte er.

»Und was ist das, deine neue Freizeitkleidung?«, fragte Lucy ebenso laut und zupfte am Ärmel seines Uniformhemds. »Willst du uns endlich glauben machen, dass du ein richtiger Bulle bist?«

»Marino«, sagte ich, als wir in die Küche gingen, »ich glaube nicht, dass du Jo Sanders kennst.« »Nee«, sagte er. »Ich habe dir von ihr erzählt.«

Er sah Jo ausdruckslos an. Sie war eine athletisch gebaute, rotblonde junge Frau mit dunkelblauen Augen, und es war unübersehbar, dass er sie hübsch fand.

»Er weiß genau, wer du bist«, sagte ich zu Jo. »Er ist nicht unhöflich. Er ist nur er selbst.«

»Du arbeitest?«, fragte Marino und fischte seine schwelende Zigarette aus dem Aschenbecher und zog ein letztes Mal daran.

»Nur wenn's nicht anders geht«, sagte Jo.

»Und was?«

»Ein bisschen Abseilen aus Black-Hawk-Hubschraubern, Drogenrazzien. Nichts Besonderes.«

»Erzähl mir bloß nicht, dass du und Lucy dort unten in Südamerika am selben Fall arbeitet.«

»Sie ist bei der DEA«, sagte Lucy.

»Echt wahr?«, sagte Marino zu Jo. »Für die DEA wirkst du etwas kümmerlich.«

»Sie müssen bestimmte Quoten erfüllen«, sagte Jo.

Er öffnete den Kühlschrank und schob Dinge herum, bis er ein Bier der Marke Red Stripe fand. Er machte die Flasche auf und trank.

»Getränke gehen aufs Haus«, rief er.

»Marino«, sagte ich. »Was tust du da? Du bist im Dienst.«

»Von jetzt an nicht mehr. Ich werd's euch beweisen.«

Er stellte die Flasche mit einem Knall auf den Tisch und wählte eine Nummer.

»Mann, weißt du was?«, sagte er ins Telefon. »Ja, ja, hör mal zu, mir ist nicht zum Spaßen. Ich fühl mich beschissen. Meinst du,

dass du heute Nacht für mich einspringen kannst? Ich mach's wieder gut.«

Marino zwinkerte uns zu. Er legte auf, drückte auf den Lautsprecherknopf am Telefon und wählte erneut. Nach dem ersten Klingeln wurde abgehoben.

»Bray«, meldete sich Diane Bray so laut, dass alle in der Küche sie hörten.

»Deputy Chief Bray, hier spricht Marino«, sagte er mit einer Stimme, als stürbe er an einer schrecklichen Krankheit. »Tut mir wirklich Leid, Sie zu Hause zu stören.«

Die Reaktion bestand in Schweigen, da er seine direkte Vorgesetzte sofort und willentlich gereizt hatte, indem er sie mit »Deputy Chief« ansprach. Laut Vorschrift wurden stellvertretende Chefs mit »Chief« angesprochen, während für Chefs die Bezeichnung »Colonel« verwandt wurde. Dass er sie

zu Hause anrief, brachte ihm auch keine Pluspunkte ein. »Was gibt es?«, fragte Bray ihn streng.

»Mir geht es sehr schlecht«, keuchte Marino. »Ich muss mich ständig übergeben, habe Fieber, alles, was dazu gehört. Ich muss mich krank melden und mich ins Bett legen.«

»Als ich Sie vor ein paar Stunden gesehen habe, waren Sie noch kerngesund.«

»Es kam ganz plötzlich. Ich hoffe nur, dass ich mir nicht irgendwelche Bakterien eingefangen habe …«

Ich schrieb schnell Streptokokken und Clostridium auf einen Notizblock.

». Sie wissen schon, so was wie Strep oder Closteridium, dort im Container. Ein Arzt, den ich angerufen habe, hat mich davor

gewarnt, weil ich so nahe an die Leiche rangegangen bin und so -«

»Wann endet Ihre Schicht?«, unterbrach sie ihn. »Um elf.«

Lucy, Jo und ich platzten schier vor Anstrengung, nicht laut los zulachen.

»Es ist unwahrscheinlich, dass ich um diese Uhrzeit einen Ersatz für Sie finden kann«, sagte Bray eiskalt.

»Ich habe schon mit Lieutenant Mann vom dritten Revier gesprochen. Er ist so freundlich und wird den Rest meiner Schicht übernehmen«, ließ Marino sie wissen, während sich sein Zustand rapide verschlechterte.

»Sie hätten mir früher Bescheid sagen sollen!«, fuhr Bray ihn an.

»Ich habe gehofft, durchhalten zu können, Deputy Chief Bray.«

»Fahren Sie nach Hause. Ich will Sie morgen in meinem Büro sprechen.« »Wenn es mir gut genug geht, werde ich vorbeischauen, bestimmt, Deputy Chief Bray. Passen Sie gut auf sich auf. Hoffentlich kriegen Sie nicht das Gleiche wie ich.« Sie legte auf.

»Was für ein Herzchen«, sagte Marino, als das Lachen aus uns herausbrach.

»Himmel, kein Wunder«, sagte Jo, als sie wieder sprechen konnte. »Wie ich höre, ist sie ziemlich verhasst.«

»Woher hast du das denn?« Marino runzelte die Stirn. »Wird in Miami über sie geredet?«

»Ich bin von hier. In der Nähe der Universität von Richmond aufgewachsen.«

»Hat dein Vater dort unterrichtet?«, fragte Marino.

»Er ist Baptistenpfarrer.«

»Oh. Das ist bestimmt spaßig.«

»Ja«, meldete sich Lucy zu Wort, »ziemlich bizarr, wenn man bedenkt, dass sie hier groß geworden ist und wir uns erst in Miami kennen gelernt haben. Also, was wirst du wegen Bray unternehmen?«

»Nichts«, sagte er, trank die Flasche Bier aus und holte sich eine neue aus dem Kühlschrank.

»Also, ich würde auf jeden Fall was unternehmen«, sagte Lucy voller Selbstvertrauen.

»Solche Scheiße denkt man, wenn man jung ist«, erwiderte er.

»Wahrheit, Gerechtigkeit und die amerikanische Art. Warte nur, bis du so alt bist wie ich.« »So alt werde ich nie werden.«

»Lucy hat mir erzählt, dass Sie Detective sind«, wandte sich Jo an Marino. »Warum tragen Sie dann Uniform?«

»Märchenstunde«, sagte Marino. »Willst du dich auf meinen Schoß setzen?«

»Lassen Sie mich raten. Sie haben jemand verärgert. Bray wahrscheinlich.«

»Lernt man bei der DEA, solche Schlussfolgerungen zu ziehen, oder bist du nur ungewöhnlich gescheit für jemand, der fast erwachsen ist?«

Ich schnitt Pilze, grüne Paprika und Zwiebeln und zerkleinerte Vollmilchmozzarella. Lucy sah mir dabei zu. Schließlich zwang sie mich, ihr in die Augen zu blicken.

»Gleich nachdem du heute Morgen angerufen hast, rief Senator Lord an«, sagte sie leise. »Das hat unser ganzes Büro geschockt, möchte ich hinzufügen.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Er hat mir gesagt, dass ich mich sofort in ein Flugzeug setzen und hierher kommen soll .«

»Wenn du auf mich nur genauso hören würdest.« Innerlich begann ich wieder zu zittern.

»Dass du mich brauchst.«

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin .« Meine Stimme brach, als ich erneut in diesen kalten dunklen Raum stürzte.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass du mich brauchst?« »Ich wollte mich nicht aufdrängen. Du hast so viel zu tun. Und es schien, als wolltest du nicht reden.« »Du hättest nur Ich brauche dich sagen müssen.« »Du hast von einem Handy aus gesprochen.« »Ich will den Brief sehen«, sagte sie.

8

Ich legte das Messer auf das Brett und wischte mir die Hände an einem Handtuch ab. Ich sah Lucy an, und sie erkannte den Schmerz und die Angst in meinem Blick.

»Ich möchte ihn allein mit dir lesen«, sagte sie.

Ich nickte, und wir gingen in mein Schlafzimmer, wo ich den Brief aus dem Safe holte. Wir setzten uns auf die Bettkante, und ich bemerkte die Sig-Sauer 232 Pistole, die in einem Knöchelholster steckte und aus ihrem rechten Hosenbein hervorlugte.

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, als ich daran dachte, was Benton dazu gesagt hätte. Natürlich würde er den Kopf schütteln. Natürlich würde er auf

pseudoschwaflige Art psychologisieren und uns zum Lachen bringen.

Aber in seinen Witzen steckte immer auch ein Körnchen Wahrheit. Und ich war mir der dunklen, unheilvollen Seite dessen, was ich sah, durchaus bewusst. Lucy war stets leidenschaftlich für Selbstverteidigung eingetreten. Aber seit Bentons gewaltsamem Tod war sie zur Extremistin geworden.

»Wir sind in meinem Haus«, sagte ich zu ihr. »Warum gönnst du deinem Knöchel nicht eine Ruhepause?«

»Die einzige Art, wie man sich an diese Dinger gewöhnt, ist, sie so häufig wie möglich zu tragen«, erwiderte sie. »Besonders rostfreien Stahl. Er ist viel schwerer.«

»Warum nimmst du dann rostfreien Stahl?«

»Ist mir lieber. Vor allem da unten mit der hohen Luftfeuchtigkeit und dem Salzwasser.«

»Lucy, wie lange wird diese Undercover-Geschichte noch dauern?«

»Tante Kay.« Sie blickte mir in die Augen und legte mir die Hand auf den Arm. »Lass uns nicht wieder damit anfangen.« »Es ist nur . «

»Ich weiß. Es ist nur, dass du nicht eines Tages so einen Brief von mir kriegen möchtest.«

Ihre Hände zitterten nicht, als sie das cremefarbene Blatt Papier nahm.

»Sag so etwas nicht«, sagte ich entsetzt.

»Und ich möchte auch keinen von dir«, fügte sie hinzu.

Bentons Worte waren auch jetzt noch so machtvoll und lebendig wie heute Morgen, als Senator Lord mir den Brief gebracht hatte, und wieder hörte ich Bentons Stimme. Ich sah sein Gesicht vor mir und die Liebe in seinem Blick. Lucy las sehr langsam. Als sie fertig war, konnte sie eine Weile nicht sprechen.

Dann sagte sie: »Schick mir nie so einen Brief. Ich will nie so einen Brief kriegen.«

Ihre Stimme bebte vor Schmerz und Zorn.

»Wozu das Ganze? Um jemanden von neuem aus der Bahn zu werfen?«, sagte sie und stand vom Bett auf.

»Lucy, du weißt, warum er es getan hat.« Ich wischte mir die Tränen ab und nahm sie in den Arm. »Zuinnerst weißt du es.«

Ich nahm den Brief mit in die Küche, und Marino und Jo lasen ihn. Er reagierte darauf, indem er aus dem Fenster in die Nacht hinausstarrte, die großen Hände schlaff im Schoß. Sie dagegen stand auf und wanderte durch die Küche, unsicher, was sie tun sollte.

»Ich glaube wirklich, ich sollte gehen«, sagte sie, aber wir überstimmten sie. »Er wollte, dass ihr drei zusammen seid. Ich glaube nicht, dass ich dabei sein sollte.«

»Er hätte gewollt, dass du hier bist, wenn er dich gekannt hätte«, sagte ich.

»Niemand verlässt den Raum«, sagte Marino wie ein Polizist, der versucht, ein Zimmer voller Verdächtiger in Schach zu halten. »Das betrifft uns alle. Verdammt noch mal.«

Er stand vom Tisch auf und rieb sich das Gesicht mit den Händen.

»Irgendwie wünschte ich, er hätte das nicht getan.« Er sah mich an. »Würdest du mir so etwas antun, Doc? Denn wenn du dich mit dem Gedanken trägst, rate ich dir gleich, es zu vergessen.

Ich will keine Worte aus dem Grab, nachdem du gestorben bist.«

»Lass uns die Pizza auf den Grill legen«, sagte ich.

Wir gingen hinaus, und ich walkte den Teig auf Backpapier und legte ihn dann auf den Grill. Ich goss die Sauce darüber, tat das Fleisch, das Gemüse und den Käse darauf. Lucy, Jo und Marino saßen auf eisernen Schaukelstühlen, weil ich mir von ihnen nicht helfen lassen wollte. Sie versuchten, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, aber es gelang ihnen nicht. Ich tröpfelte Olivenöl auf die Pizza, darauf bedacht, die Kohlen nicht auflodern zu lassen.

»Ich glaube nicht, dass er euch zusammengeführt hat, damit ihr gemeinsam Trübsal blast«, sagte Jo schließlich.

»Ich blase nicht Trübsal«, sagte Marino.

»Doch, das tust du«, konterte Lucy.

»Und weswegen, wenn ich fragen darf?«

»Wegen allem.«

»Zumindest habe ich keine Angst davor zu sagen, dass ich ihn vermisse.«

Lucy starrte ihn ungläubig an. Das war erst der Anfang ihres Wortgefechts.

»Ich kann nicht glauben, was du gerade gesagt hast«, sagte sie zu ihm.

»Glaub's ruhig. Er war der einzige verdammte Vater, den du je gehabt hast, und von dir hab ich noch nie gehört, dass du ihn

vermisst. Warum? Weil du immer noch glaubst, dass du schuld bist, stimmt's?«

»Was ist los mit dir?«

»Raten Sie mal, Agentin Lucy Farinelli.« Marino wollte nicht aufhören. »Du bist nicht schuld. Die verdammte Carrie Grethen ist schuld, und egal, wie oft du die Schlampe vom Himmel schießt, für dich wird sie nie tot genug sein. So ist es, wenn man jemand zu sehr hasst.«

»Und du hasst sie nicht?«, entgegnete Lucy.

»Scheiße.« Marino trank sein Bier aus. »Ich hasse sie mehr als du.«

»Benton hat bestimmt nicht gewollt, dass wir hier herumsitzen und darüber reden, wie sehr wir sie oder jemand anders hassen«, sagte ich.

»Und wie werden Sie damit fertig, Dr. Scarpetta?«, fragte mich Jo.

»Ich wünschte, du würdest mich Kay nennen.« Das hatte ich ihr schon oft angeboten. »Ich mache weiter. Mehr kann ich nicht tun.«

Die Worte klangen banal, auch in meinen Ohren. Jo beugte sich zum Grill und sah mich an, als wüsste ich die Antwort auf alle Fragen, die sie in ihrem Leben je gestellt hatte.

»Wie können Sie weitermachen?«, fragte sie. »Wie machen Leute weiter? Alle diese Gräuel, mit denen wir Tag für Tag zu tun haben, aber wir stehen auf der anderen Seite. Uns passiert nichts. Nachdem wir die Tür hinter uns geschlossen haben, müssen wir nicht mehr auf die Stelle auf dem Fußboden starren, wo jemandes Frau vergewaltigt und erstochen oder einem Familienvater das

Gehirn aus dem Kopf geblasen wurde. Wir wollen glauben, dass wir Fälle bearbeiten, aber nie zu einem Fall werden. Aber Sie wissen es besser.«

Sie hielt inne, noch immer vorgebeugt, und die Schatten des Feuers huschten über ihr Gesicht, das viel zu jung und unschuldig war für jemanden, der über solche Fragen nachdachte.

»Wie können Sie weitermachen?«, fragte sie wieder.

»Der menschliche Geist ist sehr anpassungsfähig.« Ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte.

»Ich denke immer darüber nach, was ich tun würde, sollte Lucy was passieren«, sagte Jo.

»Mir wird nichts passieren«, sagte Lucy.

Sie stand auf und küsste Jo aufs Haar. Dann nahm sie sie in die Arme, und wenn dieses eindeutige Verhalten Marino über die Natur ihrer Beziehung ins Bild setzte, zeigte er es nicht oder es war ihm gleichgültig. Er kannte Lucy seit ihrem zehnten Lebensjahr, und in gewisser Weise hatte sein Einfluss eine Menge damit zu tun, dass sie immer schon zur Polizei gewollt hatte. Er hatte ihr das Schießen beigebracht. Er hatte sie mit auf Patrouille genommen und sie sogar ans Lenkrad eines seines heiligen Pickups gelassen.

Als ihm klar wurde, dass sie sich nicht in Männer verliebte, führte er sich auf wie ein Moralapostel, wahrscheinlich weil er fürchtete, dass sein Einfluss in einem Bereich versagt hatte, wo es seiner Meinung nach am meisten zählte. Vielleicht fragte er sich sogar, ob er irgendwie schuld daran war. Das lag viele Jahre zurück. Ich konnte mich nicht erinnern, wann er das letzte Mal eine

engstirnige Bemerkung hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung vom Stapel gelassen hatte.

»Aber Sie haben jeden Tag mit dem Tod zu tun«, beharrte Jo leise. »Erinnert Sie das nicht ... an das, was geschehen ist, wenn Sie sehen, dass es anderen passiert? Ich will nicht, also, ich will mich einfach nicht so vor dem Tod fürchten.«

»Es gibt keine Zauberformel«, sagte ich und stand auf. »Außer man lernt, nicht so viel nachzudenken.«

Die Pizza brutzelte, und ich schob einen großen Pfannenwender darunter.

»Riecht gut«, sagte Marino und blickte besorgt drein. »Meinst du, dass eine reicht?«

Ich machte eine zweite, dann ein dritte und zündete anschließend ein Feuer im

großen Zimmer an. Wir saßen davor, bei ausgeschaltetem Licht. Marino hielt sich weiterhin an Bier. Lucy, Jo und ich tranken einen weißen Burgunder, der frisch und sauber schmeckte.

»Vielleicht solltest du dir jemand anders suchen«, sagte Lucy, die Schatten und Lichter des Feuers spielten auf ihrem Gesicht.

»Scheiße!«, brach es aus Marino heraus. »Was soll das jetzt?

Herzblatt? Wenn sie dir so was Persönliches erzählen will, wird sie es schon tun. Aber du solltest es nicht ansprechen. Das ist nicht nett von dir.«

»Das Leben ist auch nicht nett«, sagte Lucy. »Und was geht es dich an, ob sie Herzblatt spielt?«

Jo schaute schweigend ins Feuer. Ich hatte es allmählich satt und begann mich zu fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, den Abend allein zu verbringen. Auch Benton hatte nicht immer Recht gehabt.

»Erinnerst du dich, als Doris dich verlassen hat?«, fuhr Lucy fort.

»Was wäre gewesen, wenn die Leute dich nicht danach gefragt hätten? Wenn es allen egal gewesen wäre, was du tust oder wie es dir geht? Von dir aus hättest du bestimmt nichts gesagt. Das Gleiche gilt für die Idiotinnen, mit denen du seither ausgegangen bist. Jedes Mal, wenn's nicht funktioniert hat, mussten deine Freunde einspringen und die Sache für dich zurechtbiegen.«

Marino stellte die Bierflasche mit einem solchen Knall auf dem Kaminsockel ab, dass ich Angst hatte, die Schieferplatte würde zerbrechen.

»Vielleicht solltest du dran denken, demnächst erwachsen zu werden«, sagte er. »Willst du warten, bis du dreißig bist, bis du aufhörst, so ein verdammtes verstocktes Gör zu sein? Ich hol mir noch ein Bier.«

Er stolzierte aus dem Zimmer.

»Und noch eins will ich dir sagen«, wandte sich Marino zu ihr um, »Nur weil du Hubschrauber fliegst und Computer programmierst und Bodybuilding und lauter so verdammten Mist machst, heißt das noch lange nicht, dass du was Besseres bist als ich.«

»Das habe ich auch nie behauptet!«, schrie Lucy ihm nach.

»Na klar!«, tönte seine Stimme aus der Küche.

»Der Unterschied zwischen dir und mir ist, dass ich im Leben tue, was ich tun

möchte«, rief sie. »Ich akzeptiere keine Einschränkungen.«

»Du steckst bis oben voller Scheiße, Agentin Arschloch.«

»Ah, jetzt kommen wir der Sache auf den Grund«, sagte Lucy, als er Bier schluckend wieder hereinkam. »Ich bin Bundesagentin, die gegen das große Verbrechen auf den großen Straßen der Welt kämpft. Und du trägst Uniform und fährst die ganze Nacht als Babysitterbulle herum.«

»Und du liebst Schusswaffen, weil du keinen Schwanz hast.«

»Und was wäre ich mit einem Schwanz? Ein Stativ?«

»Jetzt reicht's«, sagte ich laut. »Genug! Ihr beide solltet euch schämen. So daherzureden … ausgerechnet heute …«

Meine Stimme brach, und Tränen brannten in meinen Augen.

Ich war entschlossen, nicht wieder die Fassung zu verlieren, und entsetzt, dass mir das nicht länger zu gelingen schien. Ich wandte den Blick von ihnen ab. Schweigen hing schwer im Raum, das Feuer knisterte. Marino stand auf, entfernte den Schutzschirm, stocherte mit dem Schürhaken im Feuer herum und legte Holz nach.

»Ich hasse Weihnachten«, sagte Lucy.

9

Lucy und Jo flogen am nächsten Morgen früh zurück, und ich fürchtete die Leere, die einkehren würde, sobald die Tür hinter ihnen ins Schloss fiele. Deswegen verließ ich mit ihnen das Haus, Aktentasche in der Hand. Ich wusste, dass mir ein grauenhafter Tag bevorstand.

»Ich wünschte, ihr könntet noch bleiben«, sagte ich. »Aber vermutlich wird Miami nicht überleben, wenn ihr noch einen Tag hier bleibt.«

»Miami wird wahrscheinlich sowieso nicht überleben«, sagte Lucy. »Aber dafür werden wir ja bezahlt - Kriege zu führen, die bereits verloren sind. Ähnlich wie in Richmond. Mann, ich fühle mich vielleicht beschissen.«

Beide trugen abgewetzte Jeans und zerknitterte Blusen und hatten nichts weiter getan, als Gel in ihr Haar zu schmieren. Müde und verkatert standen wir auf meiner Einfahrt. Haus- und Straßenlampen waren erloschen, als sich der Himmel dämmrig blau verfärbte. Die Sicht war schlecht, wir erkannten nur unsere Umrisse, die glänzenden Augen und den nebligen Atem. Es war kalt. Der Raureif auf unseren Autos sah aus wie Spitzengewebe.

»Aber die Hundertfünfundsechziger werden auch nicht überleben«, nahm Lucy den Mund voll. »Und darauf freue ich mich.«

»Wer?«, fragte ich.

»Die scheiß Waffenschieber, hinter denen wir her sind. Erinnere dich, ich habe dir erzählt, dass wir sie Hundertfünf-undsechziger nennen, weil ihre Lieblingsmunition einhundert-fünfundsechzig Speer Gold Dot

ist. Erstklassige Ware, heißes Zeug. Die und alle möglichen anderen Bonbons - Waffen aus Raubüberfällen, Gewehre Kaliber 223, vollautomatische Scheiße aus Russland und China - kommt alles über Brasilien, Venezuela, Kolumbien oder Puerto Rico ins Land.

Einiges von diesem Zeug wird, in Einzelteile zerlegt, in Containerschiffen ins Land geschmuggelt, ohne dass die Besatzung davon weiß«, fuhr sie fort. »Der Hafen von L. A. zum Beispiel. Dort wird alle eineinhalb Minuten ein Container entladen. Völlig unmöglich, die alle zu durchsuchen.«

»Stimmt.« In meinem Kopf pochte es.

»Wir fühlen uns echt geschmeichelt, dass wir diesen Auftrag bekommen haben«, sagte Jo trocken. »Vor zwei Monaten wurde in einem Kanal im Süden Floridas die Leiche eines Typs aus Panama gefunden, der

höchstwahrscheinlich mit diesem Kartell in Verbindung stand. Als sie ihn obduzierten, fanden sie im Magen seine Zunge, weil seine Landsleute sie abgeschnitten und ihn gezwungen hatten, sie runterzuschlucken.«

»Ich glaube nicht, dass ich das alles hören will«, sagte ich, während das Gift wieder in meine Gedanken sickerte.

»Ich bin Terry«, informierte mich Lucy. »Sie ist Brandy.« Sie lächelte Jo an. »Mädels von der Universität von Miami, die ihr Studium kurz vor dem Abschluss geschmissen haben. Aber wer braucht schon einen Abschluss, wo wir doch während der Semester hart daran gearbeitet haben, Rauschgift zu nehmen und gevögelt zu werden, und dabei ein paar gute Adressen für Raubüberfälle in Erfahrung gebracht haben. Wir haben ein nette Beziehung aufgebaut zu zwei Hundertfünfundsechzigern, die Waffen, Bargeld und Drogen aus Häusern holen. Im Augenblick

versuchen wir einen Typ auf Fisher Island in die Falle zu locken, der genügend Waffen hat, um eine eigene Waffenhandlung aufzumachen, und genügend Kokain, um es schneien zu lassen.«

Ich ertrug es nicht, sie so reden zu hören.

»Das Opfer ist natürlich auch ein Undercover-Agent«, fuhr Lucy fort, während große dunkle Krähen schrille Schreie ausstießen und im Haus gegenüber das Licht anging.

Ich sah Kerzen in Fenstern und Kränze an Türen. Ich hatte bislang überhaupt nicht an Weihnachten gedacht, das nur noch knapp drei Wochen entfernt war. Lucy zog ihre Brieftasche aus der Gesäßtasche und zeigte mir ihren Führerschein. Die Person auf dem Foto war eindeutig sie, aber sonst stimmte nichts.

»Terry Jennifer Davis«, las sie vor. »Weiß, weiblich, vierundzwanzig Jahre alt, 165 cm, einhundertfünfzehn Pfund. Es ist wirklich komisch, jemand anders zu sein. Du solltest sehen, wie ich dort unten lebe, Tante Kay. Ich habe ein kleines cooles Haus in South Beach und fahre einen Mercedes Benz Sportwagen mit zwölf Zylindern, der bei einer Drogenrazzia in Sao Paulo konfisziert wurde. Silbermetallic. Und du solltest meine Glock sehen. Ein Sammlerstück. Kaliber vierzig, sie ist klein, der Schieber aus rostfreiem Stahl. Echt süß.«

Das Gift begann, mir die Luft abzuschnüren. Es überzog meine Augen mit einem lila Schleier, und meine Hände und Füße wurden taub davon.

»Lucy, wie wär's, wenn wir die Vorstellung abbrechen und losziehen«, sagte Jo, die spürte, wie sehr mich dieses Gespräch mitnahm. »Es ist, als würdest du ihr bei einer

Autopsie zusehen. Du siehst vielleicht mehr, als dir lieb ist.«

»Ich hab schon zugesehen«, fuhr Lucy unbeirrt fort. »Vielleicht schon ein halbes Dutzend Mal.«

Jo wurde allmählich ärgerlich.

»Demo-Autopsien während der Polizistenausbildung.« Meine Nichte zuckte die Achseln. »Niemand, der mit der Axt abgeschlachtet wurde.«

Ihre mangelnde Sensibilität erschütterte mich. Es war, als spräche sie über Restaurants.

»Normalerweise Leute, die einen natürlichen Tod gestorben sind oder sich selbst umgebracht haben. Die Familien stiften ihre Leichen der Anatomie.«

Ihre Worte umschwebten mich wie Giftgas.

»Es macht ihnen nichts aus, wenn Onkel Tim oder Cousine Beth vor einem Haufen Bullen seziert wird. Die meisten Familien können sich sowieso kein Begräbnis leisten und kriegen womöglich sogar was bezahlt, wenn sie die Leichen rausrücken, stimmt's, Tante Kay?«

»Nein, das stimmt nicht, und Leichen, die der Wissenschaft freiwillig zur Verfügung gestellt werden, werden nicht für Demo-Autopsien verwendet«, sagte ich angeekelt. »Was ist bloß los mit dir?«

Die Bäume streckten ihre kahlen Äste vor dem bewölkten Himmel aus wie Spinnenbeine, zwei Cadillacs fuhren vorbei. Ich spürte, dass die Leute darin uns ansahen.

»Ich kann nur hoffen, dass du dieses abgebrühte Auftreten nicht zur Gewohnheit werden lässt.« Ich schleuderte ihr meine kalten Worte ins Gesicht. »Denn es klingt schon dumm genug, wenn unwissende, gehirnamputierte Leute so daherreden. Und um das klarzustellen, Lucy, ich habe dich bei drei Autopsien zusehen lassen, und auch wenn es niemand war, der mit der Axt abgeschlachtet wurde, hat es sich bei diesen Fällen um menschliche Wesen gehandelt. Diese drei toten Menschen waren geliebt worden. Diese drei toten Menschen hatten Gefühle. Liebe, Glück, Kummer. Sie haben gegessen, Urlaub gemacht, sind zur Arbeit gefahren.«

»Ich wollte nicht -«, setzte Lucy an.

»Du kannst sicher sein, dass diese drei armen Menschen, als sie lebten, nicht damit gerechnet haben, im Leichenschauhaus zu enden, wo zwanzig Polizistenschüler und ein

Kind wie du ihre nackten aufgeschnittenen Körper anstarrten«, fuhr ich fort.

»Wäre es dir recht, wenn sie gehört hätten, was du eben gesagt hast?«

In Lucys Augen glitzerten Tränen. Sie schluckte und sah weg.

»Tut mit Leid, Tante Kay«, sagte sie leise.

»Meine Überzeugung war es immer, dass man sich vorstellen soll, die Toten würden jedes Wort hören, das man sagt. Vielleicht hören sie diese Pennälerwitze und kindischen Bemerkungen ja tatsächlich. Wir jedenfalls hören sie. Was bringt es dir, wenn du dich selbst oder jemand anders so reden hörst?«

»Tante Kay -«

»Ich werd's dir sagen«, fuhr ich wutentbrannt fort. »Du wirst genauso enden.«

Ich machte eine Handbewegung, als wollte ich sie auf die Welt aufmerksam machen. Sie sah mich verblüfft an.

»Du wirst das tun, was ich gerade tue«, sagte ich. »Auf der Einfahrt stehen, wenn die Sonne aufgeht. Dir jemanden, den du geliebt hast, in einem gottverdammten Leichenschauhaus vorstellen. Dir vorstellen, wie andere sich über ihn lustig machen, Witze reißen, die Größe seines Penis kommentieren oder wie sehr er stinkt. Vielleicht haben sie ihn auf dem Seziertisch etwas zu heftig herumgestoßen. Vielleicht hat jemand auf halber Strecke ein Handtuch über seinen leeren Brustkorb geworfen und ist zum Mittagessen gegangen. Und vielleicht haben Polizisten, die in einer anderen Sache rein- und rausgegangen sind, was von wegen *krossen Knochen* oder von FBI *Flambe* gefaselt.«

Lucy und Jo starrten mich erstaunt an.

»Glaubt bloß nicht, ich hätte das alles nicht auch schon gehört«, sagte ich, schloss die Wagentür auf und riss sie auf. »Ein Leben, das durch gleichgültige Hände geht, durch eiskalte Luft und kaltes Wasser. Alles ist kalt, kalt, kalt. Auch wenn er im Bett gestorben wäre, ist letztlich alles kalt. Also, erzähl mir nichts von Autopsien.«

Ich stieg ein.

»Komm mir nie mit so einem aufgesetzten Getue, Lucy.« Ich konnte nicht aufhören.

Meine Stimme schien aus einem anderen Raum zu kommen.

Mir ging sogar durch den Sinn, dass ich dabei war, den Verstand zu verlieren. War es nicht so, wenn Leute verrückt wurden? Sie hatten das Gefühl, neben sich zu stehen und

zuzusehen, wie sie Dinge taten, die sie normalerweise nie tun würden, zum Beispiel, wie sie jemanden umbrachten oder vom Fensterbrett sprangen.

»Diese Dinge kriegt man nie wieder aus dem Kopf«, sagte ich.

»Sie klappern für immer in deinem Schädel herum. Es stimmt nicht, dass Worte einen nicht zutiefst verletzen können. Deine haben mich gerade entsetzlich verletzt«, sagte ich zu meiner Nichte. »Flieg zurück nach Miami.«

Lucy stand da wie gelähmt, als ich den Gang einlegte und davonfuhr, ein Hinterreifen knallte über den Bordstein aus Granit.

Ich sah sie und Jo im Rückspiegel. Sie sprachen miteinander, dann stiegen sie in ihren Leihwagen. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich mir erst eine Zigarette

anzünden konnte, als ich im Verkehr anhalten musste.

Ich ließ Lucy und Jo nicht zu mir aufschließen, sondern nahm die Ausfahrt an der Ninth Street und stellte mir vor, wie sie auf der 1-64 zum Flughafen fuhren und in ihr Leben voller Undercover-Verbrechen zurückkehrten.

»Verdammt noch mal«, murmelte ich meiner Nichte zu.

Mein Herz raste, als wollte es aus meinem Brustkorb ausbrechen.

»Verdammt noch mal, Lucy«, schluchzte ich.

10

Das neue Gebäude, in dem ich arbeitete, war das Auge eines wütenden Wirbelsturms von Bautätigkeiten, die ich mir nicht hatte träumen lassen, als ich in den Siebzigerjahren hier einzog.

Ich erinnerte mich, dass ich ziemlich enttäuscht war, als ich von Miami hierher kam, gerade als Richmonds Geschäftswelt beschloss, sich in benachbarten Countys niederzulassen. Die Leute hörten auf, im Zentrum einzukaufen und zum Essen zu gehen, besonders abends.

Der historische Stadtkern wurde vernachlässigt, und das Verbrechen hielt Einzug, bis Mitte der Neunzigerjahre die Virginia Commonwealth University für sich zu

beanspruchen und widerzubeleben begann, was dem Verfall überlassen worden war.

Es schien, als würden über Nacht hübsche Klinker-GlasGebäude aus dem Boden sprießen. Im selben Gebäude wie meine Büroräume und das Leichenschauhaus befanden sich auch die Räume des erst vor kurzem gegründeten Virginia Institute of Forensic Science and Medicine und seine Labors, die erste Ausbildungsstätte seiner Art im Land, wenn nicht der Welt.

Ich hatte sogar einen reservierten Parkplatz in der Nähe des Eingangs, wo ich in diesem Augenblick in meinem Wagen saß und meine Habseligkeiten und wirren Gedanken zu sammeln 'suchte. Kindischerweise hatte ich, gleich nachdem ich davongerauscht war, mein Autotelefon ausgeschaltet, damit Lucy mich nicht erreichen konnte. Jetzt schaltete ich es wieder ein und hoffte, es würde klingeln. Ich starrte es an.

Das letzte Mal, dass ich mich so verhalten hatte, war nachdem Benton und ich unseren schlimmsten Streit ausgefochten hatten, ich ihn aus dem Haus geworfen und ihm gesagt hatte, er solle nie wiederkommen. Ich zog alle Telefonstecker heraus, nur um eine Stunde später die Telefone wieder anzuschließen und in Panik zu geraten, als er nicht anrief.

Ich blickte auf die Uhr. In weniger als einer Stunde würde Lucy an Bord ihres Flugzeugs gehen. Ich überlegte, ob ich USAir kontaktieren und sie ausrufen lassen sollte. Ich war entsetzt über mein eigenes Verhalten und fühlte mich gedemütigt. Und ohnmächtig, weil ich mich bei jemandem namens Terry Davis, die keine Tante Kay oder eine erreichbare Telefonnummer hatte und irgendwo in South Beach lebte, nicht entschuldigen konnte.

Ich sah ziemlich mitgenommen aus, als ich die Lobby aus Glasbausteinen mit dem Terrazzoboden betrat. Jake, der diensthabende Wachmann, bemerkte es sofort.

»Guten Morgen, Dr. Scarpetta«, sagte er, sein Blick und seine Hände wie gewöhnlich unstet. »Sie sehen nicht gerade aus, als fühlten Sie sich blendend.«

»Guten Morgen, Jake«, erwiderte ich. »Wie geht es Ihnen?«

»Oh, unverändert. Nur das Wetter soll umschlagen und grauenhaft werden, und das ist mir gar nicht recht.«

Er drückte ständig auf den Knopf eines Kugelschreibers.

»Ich werde diesen Schmerz im Rücken nicht los, Dr. Scarpet-ta.

Er sitzt genau zwischen meinen Schulterblättern.«

Er rollte die Schultern und bewegte den Hals hin und her.

»Es zwickt, als säße dort etwas fest. Ist passiert, als ich vor ein paar Tagen Gewichte gehoben habe. Was sollte ich Ihrer Meinung nach tun? Oder muß ich mich schriftlich an Sie wenden?«

Ich dachte, er versuchte, einen Witz zu machen, aber er lächelte nicht.

»Feuchte Hitze. Das Gewichtheben eine Weile sein lassen«, sagte ich.

»Vielen Dank. Wie viel verlangen Sie?«

»Zu teuer für Sie, Jake.«

Er grinste. Ich steckte meine Computerkarte in das elektronische Schloss in der Tür

zu meinen Büroräumen, es klickte, und ich konnte eintreten. Ich hörte meine Mitarbeiterinnen Cleta und Polly miteinander sprechen und tippen. Obwohl es noch nicht einmal halb acht war, klingelten die Telefone bereits.

»… Es ist wirklich, wirklich schlimm.«

»Meinst du, dass Leute aus anderen Ländern auch anders riechen, wenn sie verwesen?«

»Also wirklich, Polly. Wie dumm bist du eigentlich?«

Sie saßen in ihren grauen abgeteilten Kabinen, sortierten Autopsiefotos und gaben Daten in Computer ein, die Cursor hüpften von Feld zu Feld.

»Sichern Sie sich lieber einen Kaffe, solange es noch welchen gibt«, begrüßte mich Cleta mit strenger Miene.

»Da hat sie Recht.« Polly drückte auf die Enter-Taste.

»Hab verstanden«, sagte ich.

»Also, ich sage nichts«, sagte Polly, die es nicht schaffte, so sehr sie sich auch bemühte.

Cleta hob den Zeigefinger an den Mund, ohne einen Anschlag auszulassen.

»Wo sind alle anderen?«

»Im Leichenschauhaus«, sagte Cleta. »Wir haben acht Fälle heute.«

»Sie haben abgenommen, Cleta«, sagte ich und nahm Totenscheine aus meinem bürointernen Postfach.

»Zwölf Pfund«, rief sie, während sie gruslige Fotos wie Spielkarten austeilte und sie nach Fallnummern sortierte. »Danke, dass Sie es bemerkt haben. Freut mich, dass es hier überhaupt jemandem auffällt.«

»Verdammt«, sagte ich mit Blick auf den obersten Totenschein.

»Glaubt ihr, dass wir Dr. Carmichael jemals davon überzeugen werden, dass >Herzstillstand< keine Todesursache ist? Das Herz hört immer auf zu schlagen, wenn jemand stirbt. Die Frage ist warum. Der muss berichtigt werden.«

Ich überflog weitere Totenscheine, während ich über den langen grünblau und pflaumenfarben gemusterten Teppich im Flur zu meinem Büro ging. Rose arbeitete in einem hellen Raum mit vielen Fenstern, und niemand schaffte es zu meiner Tür, ohne in ihren Luftraum einzudringen. Sie stand vor

einem offenen Aktenschrank, ihre Finger flatterten ungeduldig über beschrifteten Karteireitern.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie mit einem Kugelschreiber im Mund. »Marino sucht Sie.«

»Rose, holen Sie Dr. Carmichael ans Telefon.«

»Schon wieder?«

»Leider.«

»Er sollte sich pensionieren lassen.«

Das sagte meine Sekretärin seit Jahren. Sie stieß die Schublade zu und zog eine andere auf.

»Warum sucht mich Marino? Hat er von zu Hause angerufen?«

Sie nahm den Kugelschreiber aus dem Mund.

»Er ist hier. Oder war hier. Dr. Scarpetta, erinnern Sie sich an den Brief, den Sie letzten Monat von dieser entsetzlichen Frau gekriegt haben?«

»Von welcher entsetzlichen Frau?«, fragte ich und blickte mich im Flur vergeblich nach Marino um.

»Die im Gefängnis sitzt, weil sie ihren Mann umgebracht hat, kaum hatte sie eine Lebensversicherung über eine Million für ihn abgeschlossen.«

»Ach, die«, sagte ich.

Ich zog meine Jacke aus, während ich in mein Büro ging und meine Aktentasche auf den Boden stellte. »Warum sucht mich Marino?«, fragte ich noch einmal.

Rose antwortete nicht. Mir war aufgefallen, dass sie schlechter hörte als früher, und jedes Anzeichen ihrer zunehmenden Zerbrechlichkeit jagte mir Angst und Schrecken ein. Ich legte die Totenscheine auf ungefähr hundert andere, die ich noch nicht überprüft hatte und hängte meine Jacke über die Stuhllehne.

»Sache ist«, sagte Rose, »dass sie Ihnen wieder einen Brief geschrieben hat. Diesmal wirft sie Ihnen Bestechlichkeit vor.«

Ich nahm meinen Laborkittel vom Haken an der Tür.

»Sie behauptet, Sie hätten sich mit der Versicherungsgesellschaft verschworen und die Todesursache ihres Manns von Unfall in Mord abgeändert, damit sie das Geld nicht auszahlen müssen. Und dafür haben Sie ganz schön abgesahnt, weswegen Sie sich - ihrer

Meinung nach - Ihren Mercedes und Ihre teuren Hosenanzüge leisten können.«

Ich schlüpfte in den Kittel.

»Wissen Sie, ich komm einfach nicht mehr mit, Dr. Scarpet-ta.

Ein paar von diesen Verrückten jagen mir wirklich Angst ein, und ich glaube, das Internet macht alles noch viel schlimmer.«

Rose spähte in mein Zimmer.

»Sie hören überhaupt nicht zu«, sagte sie.

»Ich kaufe meine Hosenanzüge im Ausverkauf«, sagte ich.

»Und Sie schieben alles auf das Internet.«

Ich würde mir wahrscheinlich überhaupt nie etwas Neues zum Anziehen kaufen, wenn Rose mich nicht hin und wieder dazu

zwingen würde, sobald die Geschäfte die Lager räumten. Ich hasste es, einzukaufen, außer wenn es sich um guten Wein oder Lebensmittel handelte. Ich hasste Menschenmengen. Ich hasste Einkaufszentren. Rose hasste das Internet und glaubte, dass deswegen eines Tages die Welt zugrunde gehen würde. Ich hatte sie dazu zwingen müssen, E-Mail zu benutzen.

»Wenn Lucy anruft, stellen Sie sie durch, egal, wo ich bin«, sagte ich, als Marino hereinmarschierte. »Und versuchen Sie es in dem Büro, das für sie zuständig ist. Die können Sie weiterverbinden.«

Bei dem Gedanken an Lucy verkrampfte sich mein Magen. Ich hatte die Beherrschung verloren und Dinge gesagt, die ich nicht so gemeint hatte. Rose warf mir einen Blick zu. Irgendwie wusste sie Bescheid.

»Captain«, sagte sie zu Marino, »Sie sehen heute Morgen ja todschick aus.«

Marino knurrte. Glas schepperte, als er ein Gefäß mit Zitronenbonbons von ihrem Tisch nahm und sich bediente.

»Was soll ich mit dem Brief dieser Verrückten machen?« Rose sah mich durch die offene Tür an, ihre Lesebrille auf der Nasenspitze, während sie in der Schublade suchte.

»Ich denke, es ist an der Zeit, die Akte der Dame - falls Sie sie je finden - an den Staatsanwalt zu überstellen«, sagte ich. »Für den Fall, dass sie Anzeige erstattet. Was sie wahrscheinlich als Nächstes tun wird. Guten Morgen, Marino.«

»Redet ihr noch immer von der Irren, die ich eingebuchtet hebe?«, fragte er und saugte an dem Bonbon.

»So ist es. Diese Irre war einer deiner Fälle.«

»Dann wird sie mich vermutlich auch anzeigen.«

»Wahrscheinlich«, murmelte ich, während ich vor meinem Schreibtisch stand und die telefonischen Nachrichten des gestrigen Tages durchsah. »Warum ruft alle Welt an, wenn ich nicht da bin?«

»Mir gefällt es allmählich, angezeigt zu werden«, sagte Marino.

»Gibt mir das Gefühl, was Besonderes zu sein.« »Ich kann mich an Sie in Uniform einfach nicht gewöhnen, Captain Marino«, sagte Rose. »Soll ich salutieren?« »Machen Sie mich nicht an, Rose.«

»Ich dachte, deine Schicht fängt erst um drei an«, sagte ich.

»Das Angenehme ist, dass die Stadt zahlen muss, wenn ich angezeigt werde. Ha, ha. Geschieht ihnen recht.«

»Wir werden sehen, wer als Letzter lacht, wenn Sie doch zahlen und Ihren Pickup und Ihren Swimmingpool aufgeben müssen.

Oder den vielen Weihnachtsschmuck und die Extrasicherungskästen, Gott bewahre«, sagte Rose zu ihm, während ich meine Schreibtischschubladen aufzog und wieder schloss.

»Hat jemand meine Kugelschreiber gesehen?«, fragte ich. »Es ist keine einziger verdammter Kugelschreiber mehr da. Am Freitag hatte ich noch eine ganze Schachtel davon. Das weiß ich hundertprozentig, weil ich sie selbst gekauft habe, als ich das letzte Mal bei Ukrops war. Ich kann's nicht glauben. Mein Waterman-Füller ist auch weg.«

»Wenigstens können Sie nicht behaupten, ich hätte Sie nicht davor gewarnt, wertvolle Dinge im Büro zu lassen«, sagte Rose.

»Ich muss rauchen«, sagte Marino zu mir. »Ich hab genug von diesen Gebäuden, in denen man nicht rauchen darf. In diesem Laden liegen zig Tote herum, und der Staat macht sich Sorgen wegen des Rauchens. Was ist mit den Formalindämp-fen? Die hauen sogar ein Pferd um.«

»Verdammt!« Ich knallte eine Schublade zu und riss eine andere auf. »Und ratet mal, was noch fehlt. Das Advil, das BC-Pulver und das Sudafed. Jetzt werde ich aber wirklich wütend.«

»Die Kaffeekasse, Cletas Handy, Lunchpakete und jetzt ihre Stifte und Tabletten. Ich nehme mittlerweile meine Brieftasche überallhin mit. Wer immer es ist, das Büro nennt ihn den >Leichendieb<«, sagte Rose

zornig. »Was ich überhaupt nicht witzig finde.«

Marino ging zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter. »Schätzchen, man kann es einem Kerl nicht verübeln, wenn er Ihre Leiche klauen will«, säuselte er ihr ins Ohr. »Das will ich schon, seitdem ich Sie zum ersten Mal gesehen habe, damals als ich dem Doc alles beigebracht habe, was sie weiß.«

Rose küsste ihn geziert auf die Wange und lehnte den Kopf an seine Schulter. Sie sah niedergeschlagen und plötzlich sehr alt aus.

»Ich bin müde, Captain«, murmelte Rose. »Ich auch, Schätzchen. Ich auch.« Ich blickte auf meine Uhr.

»Rose, bitte sagen Sie allen, dass die Personalbesprechung ein paar Minuten später beginnt. Marino, reden wir.«

Das Raucherzimmer war eine Ecke im Einfahrtsbereich mit zwei Stühlen, einem Getränkeautomaten und einem verbeulten schmutzigen Aschenbecher, den wir zwischen uns stellten. Wir zündeten uns beide eine Zigarette an, und ich verspürte die alte Hitze der Scham.

»Warum bist du gekommen?«, fragte ich ihn. »Hast du dir gestern nicht schon genug Scherereien eingehandelt?«

»Ich habe darüber nachgedacht, was Lucy gestern Abend gesagt hat«, sagte Marino. »Über meine derzeitige Situation. Wie es wäre, wenn ich einfach streike, den Dienst quittiere und fertig.

Doc, ich halte es nicht aus, wenn du die Wahrheit wissen willst.

Ich bin ein Detective. Fast schon mein ganzes Leben lang. Ich ertrage diese

Uniformscheiße nicht. Für Arschlöcher wie Diane >Donkey< Bray kann ich nicht arbeiten.«

»Deswegen hast du letztes Jahr diesen Lehrgang gemacht«, erinnerte ich ihn. »Du musst nicht bei der Polizei bleiben, Marino. Nicht bei dieser und bei keiner anderen. Du bist lange genug dabei, um in Pension zu gehen. Du kannst nach deinen eigenen Regeln leben.«

»Nimm's mir nicht übel, Doc, aber für dich will ich auch nicht arbeiten«, sagte er. »Weder Teilzeit noch fallweise noch sonst irgendwie.«

Der Staat hatte mir zwei Ermittlungsbeamte zugestanden, und ich hatte noch keine der beiden Stellen besetzt.

»Wichtig ist doch, dass du Optionen hast«, erwiderte ich und zeigte ihm nicht, dass er mich getroffen hatte.

Er schwieg. Ich sah Benton vor mir, die Emotionen in seinen Augen, und dann war er wieder verschwunden. Ich spürte den Kühle spendenden Schatten von Rose und fürchtete, Lucy zu verlieren. Ich dachte ans Älterwerden und dass immer mehr Menschen aus meinem Leben verschwinden würden.

»Lass mich nicht im Stich, Marino«, sagte ich.

Er antwortete nicht sofort, aber als er es tat, funkelte es in seinen Augen.

»Zur Hölle mit ihnen allen, Doc«, sagte er. »Niemand schreibt mir vor, was ich zu tun habe. Wenn ich in einem Fall ermitteln will,

dann werde ich das verdammt noch mal auch tun.«

Er stippte Asche ab und schien zufrieden mit sich. »Ich möchte nicht, dass du gefeuert oder degradiert wirst«, sagte ich.

»Sie können mich nicht weiter degradieren, als sie es schon getan haben«, sagte er, und in seinen Augen blitzte es zornig. »Zu weniger als Captain können sie mich nicht machen, und es gibt keinen schlimmeren Dienst als den, den sie mir zugewiesen haben. Sollen sie mich doch feuern. Aber rate mal. Das werden sie nicht. Und willst du wissen warum? Weil ich nach Henrico, Chesterfield, Hanover, wohin auch immer gehen könnte. Du weißt gar nicht, wie oft ich schon gefragt worden bin, in anderen Orten die kriminalpolizeilichen Ermittlungen zu übernehmen.«

Ich blickte auf die nicht angezündete Zigarette in meiner Hand.

»Ein paar wollten mich sogar zum Chief machen.« Er mimte weiter den Optimisten.

»Mach dir nichts vor«, sagte ich, als ich das Menthol inhalierte.

»Oh Gott, ich kann nicht glauben, dass ich damit wieder angefangen habe.«

»Ich will niemandem etwas vormachen«, sagte er, und ich spürte, wie seine Depression wie ein Tiefdruckgebiet zu mir rüberzog. »Ich komm mir vor, als lebte ich auf dem falschen Planeten. Ich kenne die Brays und Andersons dieser Welt nicht.

Wer sind diese Frauen?« »Machtmenschen.«

»Du bist mächtig. Du bist viel mächtiger als sie oder sonst jemand, mächtiger als die meisten Männer, und du bist nicht wie sie.«

»Zur Zeit fühle ich mich nicht gerade mächtig. Heute Morgen habe ich mich auf meiner Einfahrt vor meiner Nichte und ihrer Freundin und wahrscheinlich ein paar Nachbarn nicht beherrschen können.« Ich blies Rauch aus. »Mir wird schlecht, wenn ich daran denke.«

Marino beugte sich auf seinem Stuhl vor. »Du und ich, wir sind die einzigen zwei Menschen, denen etwas an der gottverdammten verwesten Leiche da drin liegt.«

Er deutete mit dem Daumen auf die Tür zum Leichenschauhaus.

»Ich wette, dass Anderson heute Morgen überhaupt nicht auftauchen wird«, fuhr er fort. »Eins steht fest, sie wird nicht dabei sein, wenn du ihn obduzierst.«

Der Ausdruck in seinem Gesicht brachte meinen Herzschlag durcheinander. Marino

war verzweifelt. Er hatte nicht mehr als das, was er sein ganzes Leben lang getan hatte, plus eine Exfrau und einen entfremdeten Sohn namens Rocky. Marino war gefangen in einem misshandelten Körper, der es ihm eines Tages mit Sicherheit heimzahlen würde. Er hatte kein Geld und einen entsetzlichen Geschmack, was Frauen anging. Er war politisch nicht korrekt, schlampig und unflätig.

»In einer Sache hast du Recht«, sagte ich. »Du solltest keine Uniform tragen. Darin gereichst du der Polizei nur zur Schande.

Was ist das auf deinem Hemd? Schon wieder Senf? Deine Krawatte ist zu kurz. Ich will deine Socken sehen.«

Ich beugte mich nach vorn und zog den Saum seiner Uniformhose ein Stück hoch.

»Sie passen nicht zusammen. Einer ist schwarz, der andere dunkelblau«, sagte ich.

»Ich will nicht, dass du wegen mir Schwierigkeiten kriegst, Doc.«

»Ich stecke bereits in Schwierigkeiten, Marino.«

11

Einer der herzloseren Aspekte meiner Arbeit bestand darin, dass nicht identifizierte Leichen zum »Torso« wurden oder zur »Rumpf-Dame« oder zum »Superuran-Mann«. Es waren Bezeichnungen, die der Person jegliche Identität, alles, was sie im Leben gewesen waren und getan hatten, ebenso raubten wie der Tod.

Ich betrachtete es als eine schmerzhafte persönliche Niederlage, wenn ich jemanden, der in meine Obhut kam, nicht identifizieren konnte. Ich verschloss Knochen in Geldkassetten und lagerte sie im Skelettschrank in der Hoffnung, dass sie mir eines Tages erzählen würden, wer sie gewesen waren. Ich bewahrte ganze Leichen oder Leichenteile monate-, manchmal jahrelang in Gefrierschränken und gab sie erst für ein Armen-

grab frei, wenn es keine Hoffnung oder keinen Platz mehr gab. Wir hatten nicht genügend Räume, um sie für immer zu behalten.

Der Fall, der mir an diesem Morgen bevorstand, war »Der Container-Mann« getauft worden. Er befand sich in einem erbärmlichen Zustand, und ich hoffte, ich hätte ihn nicht allzu lange hier. Wenn die Verwesung so weit fortgeschritten ist, dann kann auch kühle Lagerung sie nicht mehr stoppen.

»Manchmal versteh ich nicht, wie du das aushältst«, grum-melte Marino.

Wir befanden uns in dem Umkleideraum neben dem Autopsie-Saal, und keine noch so dicht schließende Tür und keine Betonwand konnte verhindern, dass der Geruch durchsickerte.

»Du musst nicht dabei sein«, erinnerte ich ihn.

»Um keinen Preis möchte ich das hier versäumen.«

Wir schlüpften in doppelte OP-Anzüge, Handschuhe, Ärmelschoner, Überschuhe, OP-Mützen und Masken mit Schild. Wir trugen keine Sauerstoffgeräte, weil ich nicht daran glaubte, und meine Ärzte taten gut daran, sich von mir nicht mit Vicks-Stöpseln in der Nase ertappen zu lassen, obwohl die Polizisten sie ständig benutzten. Wenn ein Pathologe mit den hässlichen Seiten unseres Jobs nicht umgehen kann, sollte er sich nach einem anderen umsehen.

Aber abgesehen davon sind Gerüche wichtig. Sie erzählen ihre eigene Geschichte. Ein süßlicher Geruch kann auf Äthchlorvynol verweisen, während Chloralhydrat nach Birne riecht. Beide könnten den Verdacht auf eine Überdosis Schlafmittel nahe legen, während eine Spur Knoblauch auf Arsen schließen lassen könnte.

Phenol und Nitrobenzol erinnern an Äther beziehungsweise Schuhcreme, Äthylenglycol riecht wie Frostschutzmittel, denn genau das ist es auch. Potenziell bedeutsame Gerüche aus dem schrecklichen Gestank schmutziger Körper und verwesenden Fleisches herauszukristallisieren ist wie eine archäologische Grabung. Man konzentriert sich auf das, was man finden will, und nicht auf die miserablen Bedingungen im Umfeld.

Der Verwesten-Raum, wie wir ihn nannten, war eine kleinere Version des Autopsiesaales. Er war mit einem eigenen Kühlungs- und Lüftungssystem ausgestattet. Es befand sich nur ein Seziertisch darin, der zu einem großen Becken gerollt und dort angeschlossen werden konnte. Alles, auch die Schränke und Türen, war aus rostfreiem Stahl. Die Wände und der Boden waren mit einem nicht absorbierenden Acrylbelag überzogen, der auch den schärfsten Desinfektions- und Bleichmitteln widerstand. Die

automatischen Türen ließen sich mit Stahlknöpfen öffnen, die groß genug waren, um mit dem Ellbogen statt mit der Hand darauf zu drücken.

Als sich die Türen hinter Marino und mir schlossen, war ich höchst erstaunt, Anderson gegen einen Schrank gelehnt vorzufinden; die Bahre mit dem Leichensack stand mitten im Raum.

Eine Leiche ist Beweismaterial. Ich ließ nie einen ermittelnden Beamten allein mit einer noch nicht untersuchten Leiche, erst recht nicht seit dem übel in die Hose gegangenen Prozess gegen O.J. Simpson, nach dem es Mode geworden war, vor Gericht alle außer dem eigentlichen Angeklagten anzuklagen.

»Was tun Sie hier, und wo ist Chuck?«, fragte ich Anderson.

Chuck Ruffin führte die Aufsicht in der Leichenhalle und sollte schon seit einiger Zeit hier sein, chirurgische Instrumente kontrollieren, Reagenzgläser mit Etiketten versehen und sich vergewissern, dass alle nötigen Unterlagen da waren.

»Er hat mich reingelassen und ist dann wieder gegangen.«

»Er hat Sie reingelassen und ist wieder gegangen? Wann war das?«

»Vor ungefähr zwanzig Minuten«, sagte Anderson. Sie beäugte Marino misstrauisch.

»Sehe ich da kleine Stöpsel in Ihrer Nase?«, erkundigte sich Marino mit honigsüßer Stimme.

Auf Andersons Oberlippe glänzte Vaseline.

»Sehen Sie das industriegroße Deodorant dort oben?« Marino machte eine Kopfbewegung in Richtung des Belüftungssystems in der Decke. »Und wissen Sie was, Anderson? Das wird einen Scheißdreck nützen, wenn der Sack da geöffnet wird.«

»Ich habe nicht vor zu bleiben«, erwiderte sie.

Das war offensichtlich. Sie trug nicht einmal Handschuhe.

»Ohne Schutzkleidung sollten Sie überhaupt nicht hier sein«, sagte ich zu ihr.

»Ich wollte Ihnen nur mitteilen, dass ich unterwegs bin, um Zeugen zu befragen, und ich möchte, dass Sie mich anrufen, wenn Sie wissen, was mit ihm passiert ist«, sagte sie.

»Was für Zeugen? Schickt Bray Sie nach Belgien?«, fragte Marino, sein Atem beschlug sein Gesichtsschild.

Ich glaubte keinen Augenblick lang, dass sie an diesen unfreundlichen Ort gekommen war, um mir irgendetwas mitzuteilen. Anderson war aus einem anderen Grund hier. Ich betrachtete den dunkelroten Leichensack, um festzustellen, ob daran herumhantiert worden war, während die Paranoia ihre kühlen Finger in meinem Gehirn ausstreckte. Ich blickte auf die Uhr an der Wand. Es war fast neun.

»Rufen Sie mich an«, sagte Anderson, als wäre es ein Befehl.

Die Türen schlossen sich hinter ihr. Ich griff zum Telefonhörer und wählte Rose an.

»Wo zum Teufel ist Chuck?«, fragte ich.

»Das weiß nur der liebe Gott«, sagte Rose und gab sich keine Mühe, die Verachtung, die sie für den jungen Mann empfand, zu verbergen.

»Bitte suchen Sie ihn und richten Sie ihm aus, dass er auf der Stelle hier zu sein hat«, sagte ich. »Er treibt mich in den Wahnsinn. Und machen Sie wie gewöhnlich eine Aktennotiz zu diesem Anruf. Dokumentieren Sie alles.«

»Das tue ich immer.«

»Ich werde ihn demnächst entlassen«, sagte ich zu Marino, nachdem ich aufgelegt hatte. »Sobald ich genug gegen ihn in der Hand habe. Er ist faul, verhält sich völlig unverantwortlich, und das war früher anders.«

»Er ist fauler und verhält sich noch unverantwortlicher als früher«, sagte Marino. »Der Junge tickt nicht mehr ganz richtig,

Doc. Er hat was vor, und nur damit dus weißt, er will zur Polizei.«

»Gut«, sagte ich. »Ihr könnt ihn mit Handkuss haben.«

»Einer dieser Möchtegerns, die ganz geil werden, wenn sie eine Uniform, Waffen und Blaulicht sehen«, sagte er, als ich den Leichensack öffnete.

Marinos Stimme wurde kleinlaut. Er tat sein Bestes, um stoisch zu wirken.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Ja.«

Der Gestank traf uns wie eine Sturmfront. »Scheiße!«, rief er, als ich die Leiche aus den Tüchern wik-kelte.

»Dieser gottverdammte Hurensohn!«

Manchmal war eine Leiche in einem so entsetzlichen Zustand, dass sie zu einem surrealen Miasma unnatürlicher Farben, Texturen und Gerüche wurde, das einen desorientieren und ohnmächtig werden lassen konnte. Marino zog sich so weit wie möglich von der Bahre zurück, und beinahe hätte ich gelacht.

In der OP-Kleidung sah er einfach lächerlich aus. Wenn er Überschuhe trug, neigte er dazu, auf dem Boden zu rutschen, und weil die Mütze auf seinem kahl werdenden Kopf keinen Halt fand, saß sie oben drauf wie eine Napfkuchenform. Ich gab ihm noch eine Viertelstunde, dann würde er sie sich wie immer herunterreißen.

»Er kann nichts für seinen Zustand«, erinnerte ich Marino.

Er steckte sich Vicks-Stöpsel in die Nase.

»Das ist jetzt aber ein bisschen scheinheilig«, sagte ich gerade, als die Tür aufglitt und Chuck Ruffin mit Röntgenbil-dern hereinkam.

»Es ist unangebracht, jemanden hier hereinzulassen und dann zu verschwinden«, sagte ich zu Ruffin mit weit größerer Zurückhaltung, als ich sie tatsächlich empfand. »Vor allem wenn es sich um eine Anfängerin handelt.«

»Ich wusste nicht, dass sie eine Anfängerin ist«, erwiderte Ruffin.

»Was haben Sie denn geglaubt?«, sagte Marino. »Sie war noch nie hier und sieht aus wie dreizehn.«

»Richtig, sie hat 'ne Hühnerbrust. Nicht so wie ich's mag, das kann ich Ihnen sagen«, meinte Ruffin großspurig. »LesbenAlarm!

Tatü-tata, tatü-tata!« Er imitierte eine Sirene und fuchtelte mit den Händen herum.

»Unbefugte dürfen mit nicht-untersuchten Leichen nicht allein gelassen werden. Dazu gehören auch Polizisten. Ob erfahren oder nicht.« Am liebsten hätte ich ihm auf der Stelle gekündigt.

»Ich weiß.« Er versuchte es auf die witzige Art. »Wieder mal O.J. und der untergeschobene Lederhandschuh.«

Ruffin war ein großer, schlanker junger Mann mit braunen Schlafzimmeraugen und wildem blondem Haar, das in allen möglichen Richtungen zu wachsen schien und ihm ein zerzaustes verschlafenes Aussehen verlieh, das Frauen unwiderstehlich zu finden schienen. Mich konnte er nicht um den Finger wickeln, und er versuchte es auch nicht mehr.

»Wann genau ist Detective Anderson heute Morgen aufgetaucht?«, fragte ich ihn.

Als Antwort ging er herum und schaltete Lichtkästen ein. Sie glühten leer an der oberen Hälfte der Wände.

»Tut mir Leid, dass ich zu spät dran bin. Ich musste telefonieren.

Meine Frau ist krank«, sagte er.

Er hatte seine Frau so oft als Entschuldigung angeführt, dass sie entweder chronisch krank oder ein Hypochonder sein musste, am Münchhausen-Sydrom litt oder halb tot war.

»Rene wollte wohl nicht bleiben -«, sagte er und bezog sich dabei auf Anderson.

»Rene?«, unterbrach ihn Marino. »Wusste gar nicht, dass ihr beide euch so gut kennt.«

Ruffin nahm die Aufnahmen aus den großen Umschlägen.

»Chuck, wann ist Anderson hier aufgekreuzt?«, versuchte ich es ein weiteres Mal.

»Um wie viel Uhr?« Er dachte einen Augenblick nach. »Ich denke mal, das wird so um viertel nach gewesen sein.«

»Viertel nach acht«, sagte ich.

»Ja.«

»Und Sie haben sie ins Leichenschauhaus gelassen, obwohl Sie wussten, dass alle in der Personalbesprechung waren?«, sagte ich, als er die Aufnahmen an die Lichtkästen hängte. »Obwohl Sie wussten, dass niemand im Leichenschauhaus ist? Wo überall Akten, persönliche Dinge und Leichen herumliegen.«

»Sie war noch nie hier gewesen, deshalb habe ich sie schnell herumgeführt. Außerdem war ich da. Bin mit dem Pillenzählen im Rückstand.«

Er sprach von dem endlosen Vorrat an verschreibungspflich-tigen Medikamenten, die mit den meisten Fällen zu uns kamen.

Ruffin oblag die öde Aufgabe, Pillen zu zählen und sie im Waschbecken hinunterzuspülen.

»Wow, schauen Sie sich das an«, sagte er.

Röntgenaufnahmen des Schädels aus verschiedenen Winkeln zeigten Metallklammern in der linken Kieferhälfte. Sie waren so deutlich sichtbar wie die Nähte in einem Baseball.

»Der Container-Mann hat einen kaputten Kiefer«, sagte Ruffin.

»Das müsste doch ausreichen, um ihn zu identifizieren, oder, Dr. Scarpetta?«

»Wenn wir alte Aufnahmen von ihm auftreiben«, sagte ich.

»Ja, das ist immer die große Frage«, sagte Ruffin. Er tat alles, um mich abzulenken, weil er wusste, dass er in Schwierigkeiten steckte.

Ich betrachtete die opaken Schatten und Formen von Nebenhöhlen und Backenknochen, fand jedoch keine weiteren Brüche, Missbildungen oder Auffälligkeiten. Als ich mir die Zähne ansah, entdeckte ich einen zusätzlichen Höcker auf einem Mahlzahn, einen Carabelli. Alle Mahlzähne haben vier Höcker.

Dieser hatte fünf.

»Was ist ein Carabelli?«, wollte Marino wissen.

»Das war ein Mann. Keine Ahnung wer.« Ich deutete auf den betreffenden Zahn. »Oberkiefer. Lingual und mesial oder auf der Zungenseite vorn.«

»Das ist vermutlich gut«, sagte Marino. »Nicht dass ich die leiseste Ahnung hätte, wovon du sprichst.«

»Ein ungewöhnliches Merkmal«, sagte ich. »Ganz zu schweigen von seiner Sinuskonfiguration und dem gebrochenen Kiefer.

Wir haben genug, um ihn ein halbes dutzend Mal zu identifizieren, wenn wir prämortale Aufnahmen auftreiben, mit denen wir unsere Bilder vergleichen können.«

»Das behaupten wir immer, Doc«, erinnerte mich Marino. »Du hattest hier schon

Leute liegen mit Glasaugen, Beinprothesen, Metallplatten im Schädel, Siegelringen an den Fingern, Zahnspangen, was immer, und trotzdem haben wir nicht herausgefunden, wer sie waren, weil sie nie als vermisst gemeldet wurden. Oder wenn doch, gingen ihre Akten im Weltraum verloren.

Oder wir haben keine verdammten Röntgenbilder oder Krankenakten auftreiben können.«

»Zahnbehandlungen hier und dort«, sagte ich und deutete auf mehrere Metallfüllungen, die leuchtend weiß aus zwei grauen Mahlzähnen hervorstachen. »Sieht aus, als wären seine Zähne gut versorgt worden. Die Fingernägel sind ordentlich geschnitten. Legen wir ihn auf den Tisch. Wir müssen anfangen. Sein Zustand wird nicht besser.«

12

Die Augen traten hervor wie bei einem Frosch, die Kopfhaut und der Bart lösten sich mit der äußeren Schicht dunkel werdender Haut ab. Der Kopf hing schlaff herab, und der letzte Rest Flüssigkeit, den er noch in sich hatte, sickerte heraus, als ich ihn um die Knie fasste und Ruffin ihn unter den Achselhöhlen packte. Wir mühten uns, ihn auf den fahrbaren Tisch zu wuchten, während Marino die Bahre festhielt.

»Der Sinn dieser neuen Tische besteht darin«, keuchte ich, »dass wir genau das nicht mehr tun müssen!«

Nicht alle Transportunternehmen und Bestattungsinstitute hatten mit uns Schritt gehalten. Sie arbeiteten noch immer mit Tragen und hievten die Leichen auf jede alte

Bahre, die sie finden konnten, statt auf einen neuen Autopsietisch, den wir ans Waschbecken rollen konnten. Bislang hatten meine Bemühungen, unsere Rücken zu schonen, keine großen Erfolge gezeitigt.

»Also, Chuckie-Boy«, sagte Marino. »Wie ich höre, wollen Sie zu uns überlaufen.«

»Wer behauptet das?« Ruffin war eindeutig erschrocken und fühlte sich in die Enge getrieben.

Die Leiche plumpste auf rostfreien Stahl.

»Habe ich draußen aufgeschnappt«, sagte Marino.

Ruffin schwieg, während er die Bahre mit einem Wasserschlauch abspritzte, mit einem Handtuch trocken rieb und dann sie und eine Abstellfläche mit sauberen Tüchern bedeckte, während ich fotografierte.

»Ich will Ihnen mal eins sagen«, fuhr Marino fort, »es ist nicht alles Gold, was glänzt.«

»Chuck«, sagte ich, »wir brauchen noch mehr PolaroidFilme.«

»Bin schon unterwegs.«

»Die Wirklichkeit sieht immer ein bisschen anders aus«, fuhr Marino in seinem herablassenden Tonfall fort. »Man fährt die ganze Nacht herum, ohne dass was passiert, und langweilt sich zu Tode. Man wird angespuckt, verflucht, überhaupt nicht geschätzt, fährt die letzten Schrottmühlen, während kleine Wichser Politik machen und anderen in den Arsch kriechen und super Jobs bekommen und mit den höheren Rängen Golf spielen.«

Luft wurde umgewälzt, Wasser floss. Ich skizzierte die Metallklammern und den

zusätzlichen Höcker und wünschte, das Gefühl der Schwere in mir würde sich auflösen. Trotz allem, was ich über die Funktionsweise des Körpers wusste, verstand ich nicht - nicht wirklich -, wie Trauer im Hirn einsetzte und sich dann im ganzen Körper ausbreitete wie eine systemische Infektion, erodierte und pulsierte, entzündete und betäubte und letztlich Karrieren, Familien und in manchen traurigen Fällen das Leben eines Menschen zerstörte.

»Hübscher Stoff«, sagte Ruffin. »Ar-mani. Hab ich noch nie aus der Nähe gesehen.«

»Die Schuhe und der Gürtel aus Krokodilleder haben allein wahrscheinlich tausend Dollar gekostet«, sagte ich.

»Echt wahr?«, sagte Marino. »Die haben ihn wahrscheinlich umgebracht. Seine Frau kauft sie ihm zum Geburtstag, er findet

heraus, was das Zeug gekostet hat, und hat einen Herzinfarkt.

Macht es dir was aus, wenn ich hier rauche, Doc?«

»Ja, tut es. Wie war die Temperatur in Antwerpen, als das Schiff in See stach? Hast du Shaw danach gefragt?«

»Minimum neun Grad, Maximum zwanzig«, sagte Marino.

»Das gleiche merkwürdige warme Wetter wie überall auf der Welt. Wir könnten Weihnachten genauso gut mit Lucy in Miami feiern, wenn das Wetter so bleibt. Entweder das oder eine Palme in meinem Wohnzimmer aufstellen.«

Als er Lucy Namen erwähnte, war mir, als würde eine harte kalte Hand mein Herz zusammenpressen. Sie war immer schwierig

und kompliziert gewesen. Nur sehr wenige Menschen kannten sie, auch wenn viele glaubten, sie zu kennen. Hinter ihrer Intelligenz, ihrem Leistungsbewusstsein und den Risiken, die sie ständig einging, kauerte ein wütendes verletztes Kind, das es mit Drachen aufnahm, die der Rest von uns fürchtete. Sie hatte entsetzliche Angst vor dem Verlassenwerden, ob begründet oder nicht. Lucy stieß immer als Erste zurück.

»Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass die meisten Menschen nicht besonders gut angezogen sind, wenn sie sterben?«, sagte Chuck. »Ich frage mich warum.«

»Ich zieh mir saubere Handschuhe an und stelle mich in die Ecke«, sagte Marino. »Ich brauche jetzt eine Zigarette.«

»Außer letztes Frühjahr, als diese Studenten auf dem Nachhauseweg von der Abschlussfeier umkamen«, fuhr Chuck fort.

»Der Typ hatte einen blauen Smoking an und eine Blume im Revers.«

Der Bund der Jeans warf Falten unter dem Gürtel.

»Die Hose ist in der Taille zu weit«, sagte ich und skizzierte es auf einem Blatt Papier. »Vielleicht um eine oder zwei Größen.

Möglicherweise war er früher dicker.«

»Schwer zu sagen, was für eine verdammte Größe er hatte«, sagte Marino. »Im Moment hat er einen fetteren Bauch als ich.«

»Er ist aufgebläht von Gasen«, sagte ich. »Schade, dass Sie das nicht auch als Ausrede benutzen können.«

Ruffin wurde mutiger.

»Er ist einen Meter dreiundsiebzig groß und wiegt fünfundneunzig Pfund, was

angesichts des Flüssigkeitsverlusts heißt, dass er hundertdreißig, hundertvierzig Pfund gewogen haben muss. Ein durchschnittlich großer Mann, der, wie gesagt, irgendwann vielleicht einmal schwerer gewesen ist, nach seiner Kleidung zu urteilen. An seinen Sachen kleben seltsame Haare.

Fünfzehn, siebzehn Zentimeter lang, blassblond.«

Ich stülpte die linke Tasche der Jeans nach außen und fand weitere Haare, einen Zigarrenschneider und ein Feuerzeug, beides aus Sterlingsilber. Ich legte sie auf ein sauberes weißes Blatt Papier und achtete darauf, potenzielle Fingerabdrücke nicht zu verwischen. Die rechte Hosentasche enthielt zwei Fünf-Francs-Münzen, ein englisches Pfund und jede Menge zusammengefalteter ausländischer Geldscheine, die mir nicht vertraut waren.

»Keine Brieftasche, kein Pass, kein Schmuck«, sagte ich.

»Sieht eindeutig nach Raub aus«, sagte Marino. »Außer das Zeug in seinen Taschen. Das ergibt keinen Sinn. Man sollte annehmen, dass die Person, die ihn ausgeraubt, auch das Geld mitgenommen hätte.«

»Chuck, haben Sie schon Dr. Boatwright angerufen?«, fragte ich.

Er war einer der Odontologen oder Gerichtszahnmediziner, die wir uns routinemäßig vom Medical College of Virginia ausliehen.

»Mach ich gleich.«

Er zog seine Handschuhe aus und ging zum Telefon. Ich hörte, wie er Schränke und Schubladen öffnete.

»Haben Sie die Telefonliste gesehen?«, fragte er.

»Sie sind derjenige, der sich um diese Dinge zu kümmern hat«, sagte ich gereizt.

»Bin sofort wieder da.« Ruffin konnte es nicht erwarten, wieder zu verschwinden.

Er marschierte davon, und Marino sah ihm nach.

»Dumm wie Bohnenstroh«, sagte er.

»Ich weiß nicht, was ich mit ihm machen soll«, sagte ich.

»Weil er nicht wirklich dumm ist, Marino. Das ist Teil des Problems.«

»Hast du ihn schon mal danach gefragt, was zum Teufel eigentlich mit ihm los ist? Ob er Gedächtnisaussetzer, Konzentrationsstörungen oder so was hat? Vielleicht ist

er mit dem Kopf wo gegengerannt oder hat zu oft an sich rumgefummelt.«

»Nach diesen Dingen habe ich ihn nicht gefragt.«

»Erinnere dich an letzten Monat, als ihm eine Kugel in den Abfluss gefallen ist, Doc. Da hat er getan, als wärst du schuld, was der größte Quatsch aller Zeiten war. Ich habe doch direkt daneben gestanden.«

Ich mühte mich mit der nassen schleimigen Jeans des toten Mannes ab, versuchte, sie ihm über Hüfte und Oberschenkel zu ziehen.

»Könntest du mir vielleicht helfen?«, fragte ich.

Wir zogen ihm vorsichtig die Jeans über Knie und Füße. Anschließend schälten wir ihn aus der schwarzen Unterhose, den

Socken und dem T-Shirt, und ich legte die Kleidungsstük-ke auf die mit einem Tuch bedeckte Bahre. Ich suchte sorgfältig nach Rissen oder Löchern und anderen möglichen Indizien. Mir fiel auf, dass die Rückseite der Hose, besonders das Gesäß, wesentlich verschmutzter war als die Vorderseite. Die Schuhe waren an den Fersen zerkratzt.

»Jeans, schwarze Unterhose und T-Shirt sind von Armani und Versace. Die Unterhose hatte er mit der Innenseite nach außen an«, fuhr ich mit der Inventur fort. »Schuhe, Gürtel, Socken sind von Armani. Siehst du den Schmutz und die Kratzer?« Ich deutete darauf. »Könnte darauf hinweisen, dass er von hinten gezerrt wurde, jemand könnte ihn unter den Armen gepackt haben.«

»Dachte ich auch gerade«, sagte Marino.

Eine Viertelstunde später glitt die Tür auf, und Ruffin kam wieder herein, die

Telefonliste in der Hand. Er befestigte sie mit einem Klebstreifen an einer Schranktür.

»Hab ich was versäumt?«, fragte er gut gelaunt.

»Wir werden uns die Kleidung mit dem Luma-Lite ansehen, anschließend lassen wir sie trocknen, dann kann die Spurensicherung übernehmen«, sagte ich in unfreundlichem Tonfall zu Ruffin. »Lassen Sie die anderen persönlichen Dinge an der Luft trocknen, dann legen Sie sie in Tüten.«

Er streifte sich Handschuhe über.

»Zehn-vier«, sagte er gereizt.

»Sieht aus, als würden Sie schon für die Polizeischule üben«, hackte Marino noch ein bisschen auf ihm herum. »Gut so, Junge.«

13

Ich verlor mich in dem, was ich tat, meine Gedanken wurden in einen Körper gezogen, der vollständig autolysiert und verwest und kaum mehr als menschlicher erkennbar war.

Der Tod hatte diesen Mann wehrlos gemacht, und Bakterien waren aus dem Magendarmtrakt entwichen und hatten sich überall breit gemacht, vermehrten sich, fermentierten und füllten jeden Hohlraum mit Gas. Bakterien durchbrachen Zellwände und färbten das Blut in Venen und Arterien grünlich schwarz, wodurch das System des gesamten Blutkreislaufs durch die farblose Haut schimmerte wie Ströme und Flüsse auf einer Landkarte.

Bereiche des Körpers, die mit Kleidung bedeckt gewesen waren, befanden sich in

einem weitaus besseren Zustand als der Kopf und die Hände.

»Mann, ob man dem begegnen möchte, wenn man abends nackt baden geht?«, sagte Ruffin und betrachtete den Toten.

»Er kann nichts dafür«, sagte ich.

»Und wissen Sie was, Chuckie-Boy?«, sagte Marino. »Wenn Sie eines Tages gestorben sein werden, werden Sie genauso hässlich aussehen.«

»Wissen wir genau, wo der Container im Frachtraum des Schiffes untergebracht war?«, fragte ich Marino.

»Ein paar Reihen weit unten.«

»Wie war das Wetter während der zwei Wochen, die es auf See war?«

»Überwiegend mild, im Durchschnitt fünfzehn Grad, höchstens einundzwanzig. Der gut gelaunte El Nino. Die Leute machen ihre Weihnachtseinkäufe in ihren verdammten Shorts.«

»Sie meinen also, dass der Typ an Bord gestorben ist und ihn jemand in den Container gesteckt hat?«, fragte Ruffin.

»Nein, das meine ich nicht, Chuckie-Boy.«

»Ich heiße Chuck.«

»Kommt drauf an, mit wem Sie sprechen. Und jetzt die tägliche Quizfrage, Chuckie-Boy. Wenn man Tonnen von Containern hat, die wie die Sardinen im Frachtraum lagern, wie steckt man dann heimlich eine Leiche in einen davon?«, sagte Marino.

»Man würde nicht mal die Tür aufkriegen. Außerdem war das Siegel intakt.«

Ich zog eine Lampe näher und sammelte Fasern und andere Reste ein, benutzte dazu eine Pinzette und eine Lupe, in manchen Fällen auch Tupfer.

»Chuck, wir müssen überprüfen, wie viel Formalin wir noch haben«, sagte ich. »Neulich war es nicht mehr sehr viel. Oder haben Sie sich bereits darum gekümmert?«

»Noch nicht.«

»Und atmen Sie nicht so viele Dämpfe ein«, sagte Marino. »Sie wissen ja, was sonst mit dem Gehirn passiert.«

Formalin ist ein verdünntes Formaldehyd, eine hoch reaktive Chemikalie, mit der Organproben, Organe oder im Fall von anatomischen Stiftungen ganze Leichen konserviert oder »fixiert« werden. Es tötet Gewebe ab. Es wirkt extrem ätzend auf die Atmungsorgane, die Haut und die Augen.

»Ich werde nach dem Formalin sehen«, sagte Ruffin.

»Nicht jetzt, nein«, sagte ich. »Nicht solange wir hier nicht fertig sind.«

Er zog die Kappe von einem Textmarker.

»Wie wäre es, wenn wir Cleta anrufen, um zu kontrollieren, ob Anderson das Gebäude verlassen hat«, sagte ich. »Ich will nicht, dass sie hier herumschleicht.«

»Mach ich«, sagte Marino.

»Ich muss zugeben, ich kriege es immer noch nicht auf die Reihe, dass jetzt kleine Mädchen Mörder jagen«, sagte Ruffin zu Marino. »Als Sie anfingen, haben Sie wahrscheinlich nichts anderes getan, als Parkuhren zu kontrollieren.« Marino ging zum Telefon.

»Zieh die Handschuhe aus«, rief ich ihm nach, weil er es meistens vergaß, trotz der vielen Saubere-Hände-Schilder, die ich anbrachte.

Langsam bewegte ich die Lupe, dann hielt ich inne. Die Knie sahen abgeschürft und schmutzig aus, als hätte er ohne Hose auf einer rauen schmutzigen Oberfläche gekniet. Ich schaute mir seine Ellbogen an. Auch sie waren schmutzig und abgeschürft, aber ein endgültiges Urteil war schwer zu fällen wegen des schlechten Zustands der Haut. Ich tauchte einen Baumwolltupfer in sterile Lösung, als Marino auflegte. Ich hörte, wie er ein weiteres Paar Handschuhe aufriss.

»Anderson ist nicht mehr hier«, sagte er. »Laut Cleta ist sie vor einer halben Stunde gegangen.«

»Was halten Sie von Frauen, die Gewicht heben?«, fragte Ruffin Marino. »Haben Sie Andersons muskulöse Arme gesehen?«

Ich benutzte ein fünfzehn Zentimeter langes Lineal als Maßstab und begann, mit einer fünfunddreißig Millimeter Kamera und einem Makroobjektiv Aufnahmen zu machen. Auf der Innenseite der Arme fand ich weitere schmutzige Bereiche und machte mit einem Tupfer Abstriche davon.

»Ob es wohl Vollmond war, als das Schiff in Antwerpen auslief?«, fragte Marino mich.

»Wenn man in einer Männerwelt leben will, muss man vermutlich auch stark sein wie ein Mann«, fuhr Ruffin fort.

Beständig lief Wasser, Stahl knallte gegen Stahl, und die Lampen an der Decke ließen keine Schatten zu.

»Heute ist Neumond«, sagte ich. »Belgien liegt weiter östlich, aber der Mondzyklus ist der gleiche wie bei uns.«

»Es hätte also Vollmond sein können«, sagte Marino.

Ich wusste, worauf er hinauswollte, aber mein Schweigen bedeutete ihm, vom Thema Werwölfe Abstand zu nehmen.

»Was ist passiert, Marino? Haben Sie mit ihr um Ihren Job ein Armdrücken veranstaltet?«, fragte Ruffin und schnitt den Zwirn um einen Ballen Handtücher ab.

Marinos Augen waren wie ein doppelter Lauf auf ihn gerichtet.

»Und wir wissen ja, wer gewonnen hat, denn sie ist jetzt der Detective und Sie tragen wieder Uniform«, sagte Ruffin und grinste.

»Reden Sie mit mir?«

»Sie haben mich schon verstanden.« Ruffin öffnete eine gläserne Schranktür.

»Es muss daran liegen, dass ich alt werde.« Marino riss sich die Mütze vom Kopf und schleuderte sie in den Abfall. »Ich höre nicht mehr so gut wie früher. Aber wenn ich mich nicht irre, ha-Sie mich gerade angepinkelt.«

»Was halten Sie von diesen stahlharten Frauen im Fernsehen?

Und was ist mit Frauen, die ringen?« Ruffin ließ nicht locker. »Halten Sie die Schnauze«, sagte Marino. »Sie sind allein stehend, Marino. Würden Sie mit so einer ausgehen?«

Ruffin hatte Marino noch nie gemocht, und jetzt hatte er die Chance, seinem Unmut

freien Lauf zu lassen, das dachte er zumindest, denn Ruffins egozentrische Welt drehte sich auf einer sehr wackligen Achse. In seinen Augen war Marino angeschlagen und verletzt. Ein guter Zeitpunkt, um ihn ein bisschen herumzustoßen.

»Die Frage ist nur, ob so eine Frau mit Ihnen ausgehen würde.«

Ruffin hatte nicht genug Verstand, um eiligst den Raum zu verlassen. »Oder ob überhaupt irgendeine Frau mit Ihnen ausgehen will.«

Marino trat zu ihm. Sie standen einander so dicht gegenüber, dass ein Visier das andere berührte.

»Ich will dir mal einen guten Rat geben, Arschloch«, sagte Marino. Das Plastik, das sein bedrohliches Gesicht schützte, beschlug. »Halt lieber deine Schwuchtelklappe, sonst

muss ich dir dir meine Faust reinrammen. Und steck deinen kleinen Schwanz wieder ein, sonst tust du dir noch weh damit.«

Chucks Gesicht wurde puterrot, währenddessen ging die Tür auf und Neils Vander kam herein. Er hatte Tinte, Druckwalze und Karten für jeweils zehn Fingerabdrücke dabei.

»Schluss jetzt, und zwar sofort«, sagte ich zu Marino und Ruffin.

»oder ich werfe euch beide raus.«

»Guten Morgen«, sagte Vander, als ob es sich um einen solchen handelte. »Eine Haut lässt sich leicht ablösen«, sagte ich zu ihm. »Macht die Sache einfacher.«

Vander war Chef der Abteilung, die jegliche Art von Abdrücken untersuchte, und der dazugehörigen Labors. Ihn warf so leicht

nichts um. Es war nichts Ungewöhnliches für ihn, Maden zu verscheuchen, während er verwesten Leichen Fingerabdrücke abnahm, und er zuckte auch nicht zusammen, wenn die Opfer verbrannt waren und er die Finger abschneiden und in einem Glas in sein Büro tragen musste.

Ich kannte ihn, seitdem ich hier war, und er schien weder älter zu werden noch sich sonst irgendwie zu verändern. Er war noch immer kahlköpfig, groß und schlaksig und versank in übergroßen Laborkitteln, die um ihn herumflatterten, wenn er durch die Korridore eilte.

Vander zog Latexhandschuhe an und griff vorsichtig nach den Händen des toten Mannes, betrachtete sie, drehte sie hin und her.

»Am einfachsten wird es sein, die Haut abzuziehen«, sagte er schließlich.

Wenn eine Leiche so in Verwesung übergegangen ist wie diese es war, kann man die oberste Hautschicht der Hände abziehen wie einen Handschuh, und so wird sie auch genannt -Handschuh. Vander arbeitete schnell, löste die Handschuhe unbeschädigt von beiden Händen ab und schlüpfte dann mit seinen eigenen, in Latexhandschuhen steckenden Händen hinein. Er trug sozusagen die Hände des Toten, tauchte jeden Finger in Tinte und machte auf einer Karte einen Abdruck davon. Dann zog er die Handschuhe aus Haut wieder aus und legte sie ordentlich auf ein Stahltablett, entledigte sich der Latexhandschuhe und kehrte in sein Labor zurück.

»Chuck, legen Sie sie in Formalin«, sagte ich. »Wir werden sie aufbewahren.«

Er wirkte verdrossen, als er den Deckel von einem Plastikglas abschraubte.

»Wir sollten ihn jetzt umdrehen«, sagte ich.

Marino half uns, die Leiche auf den Bauch zu drehen. Ich fand mehr Schmutz, vor allem auf den Hinterbacken, und nahm Proben davon. Ich entdeckte keine Verletzungen, nur einen Bereich auf der oberen rechten Rückenhälfte, der dunkler wirkte als die umgebende Haut. Ich betrachtete ihn durch die Lupe, schaltete meine Gedanken aus wie immer, wenn ich nach Verletzungsmustern, Bisswunden oder anderen leicht übersehbaren Beweisen suchte. Es war, als würde man tauchen, ohne etwas zu sehen. Ich sah nur Schatten und vage Formen und konnte nichts weiter tun als warten, bis ich auf etwas Konkreteres stieß.

»Siehst du das Marino? Oder bilde ich es mir nur ein?«, fragte ich ihn.

Er atmete tief die Vicks-Dämpfe ein und beugte sich über den Tisch. Er schaute und schaute. »Vielleicht«, sagte er. »Ich weiß nicht.«

Ich wischte die Haut mit einem nassen Handtuch ab, und die äußerste Schicht der Epidermis löste sich. Das Fleisch darunter, die Dermis, sah aus wie durchnässte braune Wellpappe mit dunklen Tintenflecken darauf.

»Eine Tätowierung.« Ich war mir ziemlich sicher. »Die Tinte ist bis in die Dermis eingedrungen, aber etwas Genaues kann ich nicht erkennen. Alles nur ein großer Fleck.«

»Wie so ein lila Muttermal, das man bei manchen Leuten sieht«, sagte Marino.

Ich holte die Lupe näher heran und brachte die Lampe in die günstigste Position.

Ruffin polierte zwanghaft eine Abstellfläche aus rostfreiem Stahl und schmollte.

»Versuchen wir es mit UV-Licht«, sagte ich.

Die Multiband-Ultraviolettlampe ist einfach zu handhaben und sieht in etwa so aus wie die Scanner, mit denen das Flughafenpersonal Passagiere abtastet. Wir dimmten das Licht, und ich versuchte es zuerst mit dem langwelligen UV-Licht, hielt dabei die Lampe nahe an das Gebiet, für das ich mich interessierte.

Nichts fluoreszierte, aber ein Hauch Lila schien ein fedriges Muster zu bilden, und ich fragte mich, ob das bedeutete, dass wir auf weiße Tinte gestoßen waren. Unter ultraviolettem Licht schnappt alles Weiße, zum Beispiel das Tuch auf der Bahre, eine Spur Violett von der Lampe auf und schimmert wie Schnee im Mondlicht. Ich drückte den

Schalter nach unten und versuchte es mit kurzwelligem UV-Licht. Ich sah keinen Unterschied zwischen den beiden.

»Licht«, sagte ich.

Ruffin drehte das Licht wieder hell.

»Ich dachte, Tinte für Tätowierungen leuchtet wie Neon«, sagte Marino.

»Nur fluoreszierende Tinte«, erklärte ich. »Aber da Jod und Quecksilber in hohen Konzentrationen gesundheitsschädigend sind, werden sie nicht mehr benutzt.«

Es war nach zwölf, als ich endlich mit der Autopsie begann, den Y-Schnitt machte und die Brustplatte entfernte. Ich fand, was ich erwartet hatte. Die Organe waren weich und krümelig. Auf Berührung zerfielen sie, und ich musste sehr vorsichtig vorgehen, als ich sie wog und zerschnitt. Über die

Herzkranzgefäße konnte ich nicht viel sagen, außer dass sie nicht verschlossen waren.

Es war kein Blut mehr übrig, nur die verweste Flüssigkeit, die wir öliges Sekret nennen und die ich aus der Pleurahöhle sammelte. Das Gehirn war verflüssigt.

»Gehirnproben und Sekret gehen in die Toxikologie, wo sie auf Alkohol getestet werden sollen«, sagte ich zu Ruffin, während ich arbeitete.

Urin und Galle waren durch die Zellen ihrer hohlen Organe gesickert und verschwunden, vom Magen war nichts mehr übrig.

Aber als ich die Kopfschwarte vom Schädel zurückschlug, meinte ich, die Antwort gefunden zu haben. Die Felsenbeine der beiden Schläfen waren verfärbt und wiesen mastoide Luftzellen auf, zu beiden Seiten.

Obwohl ich nichts mit Gewissheit diagnostizieren konnte, solange ich die toxikologischen Ergebnisse nicht hatte, war ich doch sehr sicher, dass dieser Mann ertrunken war.

»Was?«, sagte Marino und starrte mich an.

»Siehst du die Flecken hier?« Ich deutete darauf. »Riesige Blutungen, wahrscheinlich entstanden, während er gegen das Ertrinken ankämpfte.«

Das Telefon klingelte, und Ruffin trottete los, um abzunehmen.

»Wann hattest du zum letzten Mal mit Interpol zu tun?«, fragte ich Marino. »Vor fünf, vielleicht sechs Jahren, als dieser Flüchtling aus Griechenland hier gestrandet ist und in einer Bar in der Nähe der Hull Street in eine Schlägerei geriet.«

»In diesem Fall gibt es mit Sicherheit internationale Verbindungen. Und wenn er in Frankreich, England, Belgien oder sonst wo vermisst wird, wenn er eine Art internationaler Flüchtling ist, dann werden wir es hier in Richmond nur erfahren, wenn Interpol irgendwas über ihn im Computer hat.«

»Hast du schon mal mit denen gesprochen?«, fragte er mich.

»Nein. Dafür seid ihr zuständig.«

»Du solltest die Bullen hören, die ständig auf einen Fall hoffen, wo sie mit Interpol zusammenarbeiten müssen, aber wenn man sie fragt, was Interpol ist, haben sie keine Ahnung«, sagte Marino. »Und um die Wahrheit zu sagen, ich hab keinerlei Interesse an Interpol. Die jagen mir genauso Angst ein wie die CIA.

Mir ist lieber, die wissen gar nicht, dass es mich gibt.«

»Das ist ja lächerlich. Weißt du überhaupt, was >Interpol< heißt, Marino?«

»Ja. Geheime Gesellschaft.«

»Es ist eine Kurzform für Internationale Kriminalpolizeiliche Organisation. Der Sinn davon ist, dass die Polizei der Mitgliedsländer zusammenarbeitet, miteinander redet. So wie du es dir von den Leuten in deinem Dezernat wünschst.«

»Dann kann aber keine Bray für sie arbeiten.«

Ich beobachtete Ruffin, der noch immer telefonierte. Mit wem immer er auch sprach, er versuchte es für sich zu behalten.

»Telekommunikation, ein der Geheimhaltung unterliegendes, weltweites System der Verbrechensbekämpfung ... Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalten kann. Er arbeitet nicht nur gegen mich, er missachtet auch meine Anweisungen«, murmelte ich und starrte zu Ruffin, der jetzt auflegte.

Marino warf ihm einen finsteren Blick zu.

»Interpol verbreitet farblich gekennzeichnete Meldungen über gesuchte oder vermisste Personen, Warnungen, Anfragen«, fuhr ich zerstreut fort, während Ruffin ein Handtuch in die Gesäßtasche seiner Hose steckte und einen Pillenzähler aus einem Schrank nahm.

Er setzte sich auf einen Stuhl vor dem Stahlbecken, den Rücken mir zugewandt. Dann holte er aus einer braunen Papiertüte, die mit einer Fallnummer beschriftet war, drei Fläschchen Advil und zwei Fläschchen

mit verschreibungs-pflichtigen Medikamenten.

»Eine nicht identifizierte Leiche ist eine schwarze Meldung«, sagte ich. »Normalerweise handelt sich's um verdächtige Flüchtlinge mit internationalen Beziehungen. Chuck, warum tun Sie das hier drin?«

»Wie gesagt, ich bin im Rückstand. Zur Zeit kommen verdammt viele Tabletten mit den Leichen rein, Dr. Scarpetta. Ich kann einfach nicht mehr mithalten. Ich zähle bis sechzig oder siebzig, und dann klingelt das Telefon, ich verzähle mich und kann wieder von vorn anfangen.«

»Ja, Chuckie-Boy«, sagte Marino. »Kann verstehen, warum Sie sich so leicht verzählen.«

Ruffin begann, vor sich hin zu pfeifen.

»Warum sind Sie plötzlich so fröhlich?«, fragte Marino gereizt, während Ruffin mit der Pinzette die Reihen auf einem kleinen blauen Plastiktablett mit Pillen füllte.

»Wir werden Fingerabdrücke brauchen, Röntgenaufnahmen der Zähne, alles, was wir kriegen können«, sagte ich zu Marino, während ich eine Gewebeprobe tief aus einem Oberschenkelmuskel für eine DNS-Analyse entnahm. »Und dann müssen wir ihnen alles schicken«, fügte ich hinzu.

»Ihnen?«, sagte Marino.

Ich wurde allmählich ärgerlich.

»Interpol«, sagte ich kurz angebunden.

Erneut klingelte das Telefon.

»He, Marino, können Sie rangehen? Ich zähle.«

»Pech für Sie«, sagte er zu Ruffin.

»Hörst du mir zu?« Ich blickte zu Marino.

»Ja«, sagte er. »Der Verbindungsmann bei der Kriminalpolizei von Virginia ist so ein Typ, er war Hauptfeldwebel, und ich erinnere mich, dass ich ihn gefragt habe, ob er mit ein paar von uns in der Kantine ein Bier trinken oder bei Chetti's einen Bissen essen will. Du weißt schon, ich wollte nur freundlich sein, aber er hat nicht mal seinen Tonfall verändert. Ich bin sicher, das Gespräch wurde mitgeschnitten.«

Ich arbeitete an einer Probe aus einem Wirbelknochen, die ich mit Schwefelsäure reinigen und dann auf Mikroorganismen namens Diatomeen überprüfen lassen würde. Sie finden sich überall auf der Welt im Wasser.

»Ich wünschte, ich würde mich an seinen Namen erinnern«, sagte Marino. »Er hat die ganzen Infos genommen, D.C. kontaktiert, und D.C. hat Lyon kontaktiert, wo die geheime Gesellschaft sitzt. Wie ich höre, haben sie in einer versteckten Straße ein echt gespenstisch aussehendes Gebäude, so wie Batman und seine Höhle. Elektrische Zäune, Stacheldraht, Tore, Wachmänner mit Maschinengewehren, alles, was dazu gehört.«

»Du hast zu viele James-Bond-Filme gesehen«, sagte ich.

»Nicht seitdem Sean Connery aufgehört hat. Filme sind nur noch Scheiße heutzutage, und im Fernsehen kommt auch nichts mehr. Ich weiß überhaupt nicht, warum ich noch einschalte.«

»Vielleicht solltest du hin und wieder ein Buch lesen.«

»Dr. Scarpetta?«, sagte Chuck und legte auf. »Das war Dr. Cooper. Der Alkoholtest hat null Komma null acht im Sekret und null Komma nichts im Gehirn ergeben.«

Die 0.08 besagten nicht viel, da sich auch im Gehirn keine Alkoholspuren gefunden hatten. Vielleicht hatte der Mann etwas getrunken, bevor er starb, oder vielleicht handelte es sich um postmortem, von Bakterien generierten Alkohol. Wir hatten keine Körperflüssigkeiten zum Vergleich, keinen Urin, kein Blut, keine Augen- oder Glaskörperflüssigkeit, was jammerschade war.

Wenn die 0.08 einen realen Alkoholwert anzeigten, bedeutete das lediglich, dass der Mann in seiner Reaktionsfähigkeit etwas beeinträchtigt und deshalb verletzlicher gewesen war.

»Was wirst du auf den Totenschein schreiben?«, fragte Marino.

»Akute Seekrankheit.« Ruffin schlug mit einem Handtuch nach einer Fliege.

»Allmählich gehen Sie mir ziemlich auf den Keks«, warnte Marino ihn.

»Todesursache ungewiss«, sagte ich. »Todesart Mord. Das ist kein armer Hafenarbeiter, der aus Versehen in einen Container gesperrt wurde. Chuck, ich brauche eine chirurgische Schale.

Stellen Sie sie hier auf die Abstellfläche, und bevor der Tag zu Ende geht, werden wir miteinander reden müssen.«

Blitzartig wandte er den Blick von mir ab. Ich zog meine Handschuhe aus und rief Rose an.

»Könnten Sie ins Archiv gehen und eins meiner alten Schneidbretter aus Kork holen?«, bat ich sie.

Das Arbeits- und Gesundheitsministerium hatte entschieden, dass alle Bretter mit Teflon beschichtet sein mussten, denn poröse Bretter wurden leicht kontaminiert. Das war angebracht, wenn man mit lebenden Patienten arbeitete oder Brot buk. Ich fügte mich, aber das hieß nicht, dass ich alle alten Dinge wegwarf.

»Und ich brauche Haarnadeln«, fuhr ich fort. »In der obersten Schublade meines Schreibtischs sollte eine kleine Plastikschachtel mit Haarnadeln sein. Außer jemand hätte auch die gestohlen.«

»Kein Problem«, sagte Rose.

»Ich glaube, die Bretter liegen ganz unten im Regal hinten im Lagerraum, neben den

Schachteln mit den alten gerichtsmedizinischen Handbüchern.«

»Sonst noch was?«

»Lucy hat vermutlich nicht angerufen?«, sagte ich.

»Noch nicht. Wenn sie's tut, melde ich mich.«

Ich dachte einen Augenblick nach. Es war nach ein Uhr. Sie war inzwischen wieder in Miami und hätte anrufen können. Niedergeschlagenheit und Angst überkamen mich.

»Schicken Sie Blumen in ihr Büro«, sagte ich. »Mit einer Karte, auf der steht: Danke für den Besuch, alles Liebe, Tante Kay.«

Schweigen.

»Sind Sie noch da?«, fragte ich meine Sekretärin. »Sind Sie sicher, dass das drauf stehen soll?«, fragte sie. Ich zögerte.

»Schreiben Sie, dass ich sie liebe und es mir Leid tut.«

14

Normalerweise hätte ich einen Textmarker benutzt, um das Stück Haut zu kennzeichnen, dass ich entfernen wollte, aber in diesem Fall war das auf Grund der fortgeschrittenen Verwesung der Leiche nicht möglich. Ich versuchte es mit einem fünfzehn Zentimeter langen Plastiklineal, maß vom Halsansatz die rechte Schulter, denn hinunter bis zum Rand des Schulterblatts und wieder zurück.

»Einundzwanzig mal achtzehn mal fünf mal zehn«, diktierte ich Ruffin.

Haut ist elastisch. Kaum ist sie herausgeschnitten, zieht sie sich zusammen, deswegen musste ich sie auf ihre ursprünglichen Ausmaße spannen, als ich sie auf dem

Korkbrett mit den Haarnadeln befestigte, sonst wäre die Tätowierung verzerrt.

Marino war gegangen, und meine Kollegen arbeiteten in ihren Büros oder im Autopsiesaal. Hin und wieder erschien auf dem Bildschirm ein Wagen, der eine Leiche brachte oder abholte.

Ruffin und ich waren allein hinter der geschlossenen Stahltür im Autopsieraum für die verwesten Leichen. Ich wollte ihn in ein Gespräch verwickeln.

»Wenn Sie zur Polizei wollen«, sagte ich, »nur zu.«

Glas klackte, als er saubere Blutröhrchen in ein dafür vorgesehenes Gestell steckte.

»Aber wenn Sie hier bleiben wollen, Chuck, dann müssen Sie anwesend, zuverlässig und respektvoll sein.«

Ich nahm ein Skalpell und eine Zange und sah ihn an. Er schien damit gerechnet zu haben, dass ich so etwas sagen würde, und hatte bereits eine Antwort parat.

»Ich bin vielleicht nicht vollkommen, aber ich bin zuverlässig«, sagte er.

»Zur Zeit nicht. Ich brauche noch mehr Klammern.«

»Es ist eine Menge los«, sagte er, als er die Klammern von einem Tablett nahm und sie mir hinstellte. »In meinem persönlichen Leben, meine ich. Meine Frau, das Haus, das wir gekauft haben.

Sie können sich gar nicht vorstellen, welche Probleme wir damit haben.«

»Es tut mir Leid, wenn Sie in Schwierigkeiten sind, aber ich bin für die Gerichtsmedizin von ganz Virginia

zuständig. Offen gesagt, ich habe keine Zeit für Ausreden. Wenn Sie Ihren Teil nicht beitragen können, dann haben wir ein großes Problem. Ich will nicht noch mal ins Leichenschauhaus kommen und feststellen müssen, dass Sie nichts vorbereitet haben. Ich will kein einziges Mal mehr nach Ihnen suchen müssen.«

»Wir haben bereits ein großes Problem«, sagte er, als wäre das der Schuss, den er schon die ganze Zeit hatte abfeuern wollen.

Ich begann mit dem Einschnitt.

»Sie wissen es nur nicht«, fügte er hinzu.

»Warum erzählen Sie mir dann nicht, worin dieses große Problem besteht, Chuck?«, sagte ich. Ich schlug die Haut des toten Mannes bis zur subkutanen Schicht zurück. Ruffin sah zu, wie ich abgelöste Ränder festklammerte, um die Haut gespannt zu

halten. Ich hielt inne und blickte ihn über den Tisch hinweg an.

»Nur zu«, sagte ich. »Reden Sie.«

»Ich glaube nicht, dass Sie es von mir erfahren sollten«, sagte Ruffin, und ich sah etwas in seinen Augen, was mir auf die Nerven ging. »Sehen Sie, Dr. Scarpetta. Ich weiß, dass ich nicht gerade der Pünktlichste war. Ich weiß, dass ich mich manchmal davongemacht habe, weil ich zu Vorstellungsgesprächen musste, und vielleicht nicht so zuverlässig war, wie ich hätte sein sollen. Und mit Marino komme ich nicht aus. Das alles gebe ich zu. Aber ich werde Ihnen sagen, was niemand sonst Ihnen sagen wird, wenn Sie versprechen, mich nicht dafür zu bestrafen.«

»Ich bestrafe Leute nicht dafür, dass sie ehrlich sind«, sagte ich und ärgerte mich, dass er es mir unterstellte.

Er zuckte die Achseln, und ich sah Selbstzufriedenheit in seinen Augen aufflackern, weil er mich getroffen hatte und es wusste.

»Ich strafe nicht, Punkt«, sagte ich. »Ich erwarte von den Leuten schlicht und einfach, dass sie tun, was richtig ist, und wenn sie das nicht tun, bestrafen sie sich selbst. Wenn Sie Ihren Job verspielen, ist das Ihre Schuld.«

»Vielleicht habe ich das falsche Wort benutzt«, erwiderte er, trat zurück, lehnte sich an die Theke und verschränkte die Arme.

»Ich kann mich nicht so gut ausdrücken wie Sie, das steht fest.

Ich will nur nicht, dass Sie wütend auf mich werden, wenn ich kein Blatt vor den Mund nehme. Okay?« Ich schwieg.

»Allen tut es Leid, was letztes Jahr passiert ist«, hob er an. »Niemand kann sich

vorstellen, wie Sie damit fertig geworden sind.

Wirklich. Ich meine, wenn jemand meiner Frau so was antäte, ich wüsste nicht, was ich tun würde, besonders bei so was, wie es Spezialagent Wesley passiert ist.«

Ruffin hatte von Benton immer als »Spezialagent« gesprochen, was ich ziemlich albern gefunden hatte. Wenn jemand überhaupt nicht überheblich gewesen war, wenn jemand unter dem Titel gelitten hatte, dann Benton. Aber während ich über Marinos verächtliche Bemerkungen über Ruffins Vorliebe für Verbrechensbekämpfung nachdachte, verstand ich ihn besser.

Meinem schmächtigen, schwachen LeichenschauhausAufseher hatte ein altgedienter FBI-Agent vermutlich Ehrfurcht abgenötigt, vor allem einer, der psychologische Täterprofile erstellte, und mir ging durch

den Kopf, dass Ruffins früheres tadelloses Verhalten mehr mit Benton als mit mir zu tun gehabt hatte.

»Es hat uns alle mitgenommen«, sagte Ruffin. »Er ist oft runtergekommen und hat mit uns Pizza gegessen, Witze gemacht und gequatscht. Ein großer wichtiger Mann wie er und überhaupt kein Dünkel. Das hat mich vom Stuhl gehaun.«

Stücke aus Ruffins Vergangenheit rückten an ihren Platz. Sein Vater war bei einem Autounfall ums Leben gekommen, als Ruffin noch ein Kind war. Er wurde von seiner Mutter großgezogen, einer wunderbaren intelligenten Lehrerin. Auch seine Frau war stark, und jetzt arbeitete er für mich. Ich fand es immer faszinierend, dass so viele Menschen an die Schauplätze ihrer kindlichen Verbrechen zurückkehren, sich immer wieder den gleichen Bösewicht suchen, in seinem Fall eine weibliche Autoritätsperson wie ich.

»Alle behandeln Sie wie ein rohes Ei«, fuhr Ruffin fort. »Deswegen sagt niemand etwas, wenn Sie unaufmerksam sind und alles Mögliche passiert, wovon Sie nichts mitkriegen.«

»Zum Beispiel?«, fragte ich, als ich mit dem Skalpell vorsichtig eine Ecke ablöste.

»Also, zum einen gibt es hier einen verdammten Dieb«, antwortete er. »Und ich wette, es ist jemand vom Personal. Seit Wochen wird geklaut, und Sie haben nichts dagegen unternommen.«

»Ich habe erst vor kurzem davon erfahren.« »Was mich nur bestätigt.«

»Das ist lächerlich. Rose enthält mir keine Information vor«, sagte ich.

»Die Leute fassen auch sie mit Samthandschuhen an. Stellen Sie sich den Tatsachen, Dr. Scarpetta. Im Büro ist sie Ihre

Informantin. Die Leute vertrauen sich ihr nicht an.«

Ich zwang mich, mich zu konzentrieren, während seine Worte meine Gefühle und meinen Stolz verletzten. Ich fuhr damit fort, Gewebe abzuziehen, achtete darauf, keine Löcher hineinzustechen oder es zu zerschneiden. Ruffin wartete auf meine Reaktion. Ich sah ihm in die Augen.

»Ich habe keine Informantin«, sagte ich. »Ich brauche keine.

Alle Mitarbeiter meines Büros wissen, dass sie jederzeit zu mir kommen und alles mit mir besprechen können.«

Sein Schweigen wirkte wie eine schadenfrohe Anklage. Er behielt seine trotzige, selbstgefällige Pose bei und genoss die Situation. Ich stützte mich mit den Händen auf den Stahltisch.

»Ich denke nicht, dass ich mich vor irgendjemandem rechtfertigen muss, Chuck«, sagte ich. »Ich denke, dass Sie der Einzige unter meinen Angestellten sind, der Probleme mit mir hat. Ich kann natürlich verstehen, warum Sie mit einer Frau als Boss Schwierigkeiten haben, da alle mächtigen Figuren in Ihrem Leben Frauen waren.«

Das Leuchten in seinen Augen erlosch, als ich auf diesen Schalter drückte. Dann verzerrte Wut sein Gesicht. Ich ging wieder daran, schlüpfriges, leicht reißbares Gewebe abzulösen.

»Aber ich weiß es zu schätzen, dass Sie gesagt haben, was Sie denken«, sagte ich in kühlem gelassenem Tonfall.

»Das denke nicht nur ich«, erwiderte er barsch. »Tatsache ist, alle glauben, dass Sie auf dem Weg hinaus sind.«

»Es freut mich, dass Sie zu wissen scheinen, was alle glauben«, entgegnete ich, ohne mir den Zorn anmerken zu lassen, den ich empfand.

»Das ist nicht schwer. Ich bin nicht der Einzige, dem aufgefallen ist, dass Sie die Dinge nicht mehr so handhaben wie früher. Und Sie wissen es auch. Das müssen Sie zugeben.«

»Sagen Sie mir, was ich zugeben soll.«

Er schien eine Liste bereit zu haben.

»Dinge, die untypisch für Sie sind. Dass Sie bis zur Erschöpfung arbeiten und zu Tatorten gehen, zu denen Sie überhaupt nicht müssen. Deswegen sind Sie ständig müde und merken nicht, was hier vor sich geht. Und wenn Angehörige von Verstorbenen anrufen, nehmen Sie sich nicht mehr wie früher die Zeit, um mit ihnen zu reden.«

»Was für Angehörige?« Ich war kurz davor, die Beherrschung zu verlieren. »Ich spreche immer mit den Familien, mit jedem, der mich darum bittet, so lange die Person ein Recht auf Information hat.«

»Vielleicht sollten Sie sich mal bei Dr. Fielding erkundigen, wie viele Anrufe er entgegengenommen hat, mit wie vielen Familien, die eigentlich Ihre Fälle waren, er gesprochen hat, wie oft er für Sie eingesprungen ist. Und dann Ihr Ding im Internet. Das geht wirklich zu weit. Das ist einfach zu viel.«

Ich war baff.

»Was für ein Ding im Internet?«, fragte ich.

»Ihre Chats oder was immer es ist, was Sie tun. Um ehrlich zu sein, ich habe keinen

Computer zu Hause und habe es nicht selbst gesehen.«

Bizarre wütende Gedanken schwirrten mir durch den Kopf wie ein Schwarm Stare und verdunkelten das Bild, das ich bislang von meinem Leben gehabt hatte. Myriaden hässlicher schwarzer Gedanken schlugen ihre Krallen in meinen Verstand.

»Ich wollte nicht, dass Sie sich schlecht fühlen«, sagte Chuck.

»Und Sie wissen hoffentlich, dass ich verstehe, wie alles so kommen konnte. Nach allem, was Sie durchgemacht haben.«

Ich wollte kein gottverdammtes Wort mehr über das hören, was ich durchgemacht hatte.

»Danke für Ihr Verständnis, Chuck«, sagte ich und sah ihm in die Augen, bis er wegblickte.

»Wir erwarten diesen Fall aus Powhatan, er sollte mittlerweile hier sein. Wenn Sie wollen, gehe ich nachsehen«, sagte er, erpicht, den Raum zu verlassen.

»Tun Sie das, und dann verstauen Sie diese Leiche wieder im Kühlschrank.«

»Klar«, sagte er.

Die Türen schlossen sich hinter ihm, im Raum herrschte Stille.

Ich löste das letzte Stück Gewebe ab und legte das Ganze auf das Korkbrett, während eiskalte Paranoia und Selbstzweifel unter der schweren Tür meiner Selbstsicherheit hereinkrochen. Ich begann die Haut mit Haarnadeln festzustecken, spannte und maß

sie. Dann legte ich das Brett in eine chirurgische Schale, bedeckte es mit einem grünen Tuch und stellte die Schale in den Kühlschrank.

Ich duschte im Umkleideraum und zog mich an, verscheuchte Phobien und Empörung aus meinen Gedanken. Anschließend trank ich in aller Ruhe eine Tasse Kaffee; er war alt, der Boden der Kanne schwarz. Mit zwanzig Dollar, die ich meiner Büroverwalterin gab, legte ich den Grundstein für eine neue Kaffeekasse.

»Jean, haben Sie den Chat verfolgt, den ich angeblich im Internet veranstalte?«, fragte ich sie.

Sie schüttelte den Kopf, aber ihr war unbehaglich zumute. Als nächstes versuchte ich es bei Polly und Cleta und stellte ihnen die gleiche Frage.

Cletas Wangen wurden rot, und sie sagte mit niedergeschlagenem Blick: »Manchmal.«

»Polly?«

Sie hörte auf zu tippen und wurde ebenfalls rot. »Nicht immer«, antwortete sie. Ich nickte.

»Das bin nicht ich«, sagte ich zu ihnen. »Jemand gibt sich als mich aus. Ich wünschte, ich hätte eher davon gewusst.«

Meine beiden Mitarbeiterinnen schienen verwirrt. Ich war nicht sicher, ob sie mir glaubten.

»Ich kann verstehen, warum ihr mich nicht darauf angesprochen habt, als ihr von diesen so genannten Chat-Sitzungen erfuhret«, fuhr ich fort. »Hätte ich umgekehrt wahrscheinlich auch nicht. Aber ich brauche

eure Hilfe. Wenn ihr eine Idee habt, wer das sein könnte, würdet ihr es mir sagen?«

Sie schienen erleichtert.

»Das ist schrecklich«, sagte Cleta erbittert. »Wer immer so was tut, sollte dafür ins Gefängnis.«

»Tut mir Leid, dass ich nichts gesagt habe«, schloss sich Polly zerknirscht an. »Ich habe keine Ahnung, wer so etwas tun könnte.«

»Wissen Sie, dass Problem ist, dass es irgendwie nach Ihnen klingt, wenn man es liest«, fügte Cleta hinzu.

»Es klingt irgendwie nach mir?«, fragte ich stirnrunzelnd.

»Ja, es gibt Ratschläge, wie man Unfälle vermeidet, zu Sicherheitsproblemen, wie

man mit Trauer umgeht und alle möglichen medizinischen Sachen.«

»Sie meinen, es hört sich an, als hätte ein Arzt geschrieben oder jemand, der im Gesundheitswesen ausgebildet ist?«, fragte ich zunehmend ungläubig.

»Na ja, wer immer es ist, scheint jedenfalls zu wissen, wovon er spricht«, sagte Cleta. »Aber es ist mehr wie eine lockere Unterhaltung. Nicht, als würde man einen Autopsiebericht lesen.«

»Ich finde nicht, dass es sehr nach ihr klingt«, meinte Polly. »Jetzt wo ich drüber nachdenke.«

Mein Blick fiel auf eine aufgeschlagene Fallakte auf ihrem Schreibtisch. Zu sehen waren digitale farbige Autopsiefotos eines Mannes, dessen von einer Schrotflinte zerfetzter Kopf wie ein grusliger Eierbecher

aussah. Ich erkannte in ihm das Mordopfer wieder, dessen Frau mir aus dem Gefängnis geschrieben und mich der Inkompetenz und der Bestechlichkeit geziehen hätte. »Was ist das?«, fragte ich.

»Offenbar haben der Times-Dispatch und das Büro des Generalstaatsanwalts von der Verrückten gehört, und Ira Herbert hat vor einer Weile hier angerufen und nach ihr gefragt«, sagte sie.

Herbert war der Polizeireporter der örtlichen Zeitung. Wenn er anrief, hieß das wahrscheinlich, dass ich angezeigt worden war.

»Und dann rief Harriet Cummings bei Rose an, um sich eine Kopie der Akte schicken zu lassen«, erklärte Cleta. »Wie es scheint, lautet die jüngste Version dieser Irren, dass er sich die Flinte in den Mund

gesteckt und mit dem Zeh auf den Abzug gedrückt hat.«

»Der arme Mann trug Armeestiefel«, erwiderte ich. »Er konnte den Abzug nicht mit dem Zeh abdrücken, und er wurde aus der Nähe von hinten in den Kopf geschossen.«

»Ich verstehe einfach nicht, was mit den Leuten los ist«, sagte Polly und seufzte. »Alles, was sie tun, ist lügen und betrügen, und wenn sie eingesperrt werden, sitzen sie rum und sorgen für Ärger und zeigen andere Leute an. Es macht mich krank.«

»Mich auch«, pflichtete Cleta ihr bei.

»Wisst ihr, wo Dr. Fielding ist?«, fragte ich die beiden.

»Ich hab ihn vor kurzem noch hier rumlaufen sehen«, sagte Polly.

Ich fand ihn in der medizinischen Bibliothek, wo er in Ernährung in Gymnastik und Sport blätterte. Er lächelte, als er mich sah, aber er schien müde und nicht ganz auf dem Damm.

»Ich esse nicht genug Kohlehydrate«, sagte er und tippte mit dem Zeigefinger auf eine Seite. »Immer wieder sage ich mir, dass mein Glycogenspiegel auf null sinkt, wenn nicht fünfundfünfzig bis siebzig Prozent dessen, was ich esse, aus Kohlehydraten bestehen. In letzter Zeit mangelt es mir an Energie …«

»Jack.« Mein Tonfall ließ ihn innehalten. »Ich möchte, dass Sie absolut offen zu mir sind.«

Ich schloss die Tür zur Bibliothek und erzählte ihm, was Ruffin gesagt hatte, und dem Gesicht meines Stellvertreters sah ich an, dass es der Wahrheit entsprach. Er zog

einen Stuhl heran, setzte sich an einen Tisch und schlug das Buch zu. Ich setzte mich neben ihn, und wir drehten unsere Stühle so, dass wir einander ansahen.

»Irgendetwas wurde gemurmelt von wegen, dass Wagner Sie loswerden will«, sagte er. »Ich halte es für Quatsch, und es tut mir Leid, dass Sie überhaupt davon gehört haben. Chuck ist ein Idiot.«

Sinclair Wagner war Gesundheitsminister, und nur er oder der Gouverneur konnten den leitenden Gerichtsmediziner ernennen oder entlassen.

»Seit wann sind diese Gerüchte im Umlauf?«, fragte ich.

»Seit kurzem. Ein paar Wochen.«

»Aus welchem Grund soll er mich entlassen wollen?«, fragte ich ihn.

»Angeblich kommen Sie und er nicht miteinander aus.« »Das ist ja lächerlich!«

»Oder er ist nicht zufrieden mit Ihnen oder so was Ähnliches, und infolgedessen ist es auch der Gouverneur nicht.«

»Jack, bitte, drücken Sie sich etwas genauer aus.«

Er zögerte und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Er blickte schuldbewusst drein, als wäre er irgendwie für meine Schwierigkeiten verantwortlich.

»Na gut, ich will offen mit Ihnen sein, Dr. Scarpetta«, sagte er.

»Die Gerüchte wollen es, dass Sie Wagner mit dem Chat, den Sie im Internet veranstalten, in Verlegenheit gebracht haben.«

Ich beugte mich zu ihm und legte ihm die Hand auf den Arm.

»Das bin nicht ich«, schwor ich ihm. »Jemand gibt sich für mich aus.«

Er sah mich fragend an.

»Sie machen Witze«, sagte er.

»Oh nein. An dieser Geschichte ist nichts witzig.«

»Himmel«, sagte er angewidert. »Manchmal denke ich, das Internet ist das Schlimmste, was uns passieren konnte.«

»Jack, warum haben Sie mich nicht darauf angesprochen? Wenn Sie dachten, dass ich etwas Unangemessenes tue … Habe ich es irgendwie geschafft, mir alle Mitarbeiter zu entfremden, so dass alle meinen, sie dürften mir nichts sagen?«

»Das ist es nicht«, sagte er. »Dieses Verhalten spiegelt nicht, dass Sie Ihren Mitarbeitern gleichgültig oder fremd geworden sind.

Wenn überhaupt, dann liegt uns so viel an Ihnen, dass wir Sie zu sehr schützen wollen.«

»Schützen wovor?«, wollte ich wissen.

»Jedem sollte gestattet sein zu trauern oder es eine Weile auszusitzen«, erwiderte er ruhig. »Niemand hat erwartet, dass Sie ordnungsgemäß auf allen Zylindern laufen. Ich würde das sicher nicht.

Himmel, ich hab es kaum durch meine Scheidung geschafft.«

»Ich sitze es nicht aus, Jack. Und ich laufe ordnungsgemäß auf allen Zylindern. Mein persönlicher Schmerz ist mein persönlicher Schmerz, mehr nicht.«

Er sah mich eine Weile an, hielt meinem Blick Stand und glaubte nicht, was ich gerade gesagt hatte.

»Ich wünschte, es wäre so einfach«, sagte er.

»Ich habe nie gesagt, dass es einfach ist. Morgens aufzustehen ist bisweilen das Schwierigste, was ich je getan habe. Aber ich kann nicht zulassen, dass meine privaten Probleme mit meiner Arbeit in Konflikt geraten, und ich lasse es nicht zu.«

»Ehrlich gesagt, ich wusste nicht, was ich tun sollte, und deswegen komme ich mir wirklich mies vor«, gestand er ein. »Ich wusste auch nicht, wie ich seinen Tod verarbeiten sollte. Ich weiß, wie sehr Sie ihn liebten. Wieder und wieder habe ich mir überlegt, ob ich Sie zum Abendessen einladen oder Sie fragen soll, ob ich Ihnen im Haus was helfen oder reparieren kann.

Aber ich habe meine eigenen Probleme, wie Sie wissen. Und vermutlich dachte ich, dass ich nicht mehr tun kann, als so viel wie möglich von der Last hier zu tragen.«

»Sie haben Anrufe für mich übernommen? Wenn Angehörige mich sprechen wollten?« Endlich hatte ich es ausgesprochen.

»Kein Problem«, sagte er. »Das war das Mindeste, was ich tun konnte.«

»Oh Gott«, sagte ich, senkte den Kopf und fuhr mit den Fingern durch mein Haar. »Ich kann es nicht fassen.« »Ich tat nur -«

»Jack«, unterbrach ich ihn, »Ich bin jeden Tag hier, außer ich muss aufs Gericht. Warum wurden Anrufe für mich an Sie weitergeleitet? Davon wusste ich überhaupt nichts.«

Jetzt war es an Fielding, verwirrt dreinzublicken.

»Ist Ihnen denn nicht klar, für wie verachtenswert ich es halte, sich zu weigern, mit verwirrten, trauernden Menschen zu sprechen?«, fuhr ich fort. »Ihre Fragen nicht zu beantworten oder gleichgültig zu erscheinen?«

»Ich dachte nur -«

»Das ist ja Wahnsinn!«, rief ich. Mein Magen fühlte sich an wie eine geballte Faust. »Wenn ich so wäre, würde ich nicht verdienen, diese Arbeit zu tun. Wenn ich je so werde, sollte ich kündigen!

Warum sollte ausgerechnet mir der Verlust anderer Menschen gleichgültig sein? Wie könnte ich ihn nicht nachempfinden und verstehen und alles in meiner Macht Stehende tun, um ihre Fragen zu

beantworten und ihren Schmerz zu lindern? Und dafür zu kämpfen, dass der Dreckskerl, der ihnen das angetan hat, auf den elektrischen Stuhl kommt?« Ich war den Tränen nahe. Meine Stimme zitterte. »Oder die Todesspritze kriegt. Scheiße, vielleicht sollten wir die Arschlöcher wieder öffentlich hängen.«

Fielding blickte zur geschlossenen Tür hinüber, als befürchtete er, man würde mich hören. Ich holte tief Luft und riss mich am Riemen.

»Wie oft ist das vorgekommen?«, fragte ich ihn. »Wie oft haben Sie solche Gespräche für mich übernommen.«

»In letzter Zeit eine ganze Menge«, gab er widerstrebend zu.

»Wie viele sind eine ganze Menge?«

»Wahrscheinlich in jedem zweiten Fall, den Sie in den letzten beiden Monaten bearbeitet haben.«

»Das kann nicht sein«, entgegnete ich.

Er schwieg, und während ich darüber nachdachte, beschlichen mich Zweifel. In letzter Zeit schienen nicht mehr so viele Angehörige anzurufen wie früher, aber ich hatte nicht darauf geachtet, denn es gab kein immer wiederkehrendes Muster und keine präzisen Vorhersagen. Manche Verwandte wollten jedes Detail wissen, andere riefen an, um ihrer Wut Luft zu machen. Wieder andere verdrängten und wollten gar nichts wissen.

»Dann muss ich wohl auch annehmen, dass sich manche über mich beschwert haben«, sagte ich. »Trauernde, verwirrte Menschen, die jetzt glauben, dass ich arrogant und kaltblütig bin.

Und ich kann es ihnen nicht übel nehmen.« »Ein paar haben sich beschwert.«

Seinem Gesicht sah ich an, dass es mehr als nur ein paar gewesen waren. Ich zweifelte auch nicht daran, dass sich manche schriftlich an den Gouverneur gewandt hatten.

»Wer hat Ihnen diese Anrufe durchgestellt?«, fragte ich betont sachlich und ruhig, weil ich Angst hatte, tobend wie ein Tornado durch den Flur zu rasen und alle zu verfluchen, die mir begegneten.

»Dr. Scarpetta, es schien mir nicht so ungewöhnlich, dass Sie zur Zeit über manche Dinge mit traumatisierten Menschen nicht sprechen wollten«, versuchte er es mir zu erklären. »Schmerzhafte Dinge, die Sie vielleicht erinnern könnten an . so habe ich es gesehen. Die meisten von diesen Leuten wollen nur eine Stimme hören, einen Arzt, und wenn ich nicht da war, dann haben Jill

oder Bennett mit ihnen geredet«, sagte er und bezog sich dabei auf zwei meiner Ärzte. »Ein Problem war es vermutlich nur, wenn niemand von uns da war, und die Anrufe zu Dan oder Amy durchgestellt wurden.«

Dan Chong und Amy Forbes waren Medizinstudenten, die hier ein Praktikum absolvierten. Nie im Leben hätten sie mit Angehörigen sprechen dürfen.

»Oh nein«, sagte ich und schloss angesichts dieses alptraumhaften Gedankens die Augen.

»Vor allem nach Dienstschluss. Wenn sie Telefondienst hatten«, sagte er.

»Wer hat die Anrufe zu Ihnen durchgestellt?«, fragte ich ihn noch einmal, diesmal bestimmter.

Fielding seufzte. Er blickte so grimmig und besorgt drein, wie ich es noch nie bei ihm gesehen hatte.

»Sagen Sie es mir«, beharrte ich.

»Rose«, sagte er.

15

Rose knöpfte ihren Mantel zu und schlang einen langen Seidenschal um ihren Hals, als ich kurz vor sechs ihr Büro betrat. Wie üblich hatte sie lange gearbeitet. Manchmal musste ich sie am Ende des Tages zwingen, nach Hause zu gehen, was mich in der Vergangenheit beeindruckt und gerührt hatte, jetzt aber etwas beunruhigte.

»Ich bringe Sie bis zu Ihrem Wagen«, sagte ich.

»Oh«, sagte sie. »Das müssen Sie aber nicht.«

Ihre Züge spannten sich an, ihre Finger fummelten an ihren Ziegenlederhandschuhen herum. Sie wusste, dass ich etwas auf dem Herzen hatte, was sie nicht hören

wollte, und ich vermutete, dass sie ganz genau wusste, worum es sich handelte. Wir sprachen kaum auf dem Weg zur Rezeption, unsere Schritte nahezu lautlos, das Unbehagen zwischen uns mit Händen greifbar.

Mein Herz war schwer. Ich war mir nicht sicher, ob ich wütend oder zerknirscht war, und ich fragte mich mittlerweile alle möglichen Dinge. Was hatte Rose mir noch vorenthalten, und seit wann ging das so? War ihre unerschütterliche Loyalität ein Besitzdenken, das ich nicht als solches erkannt hatte? Meinte sie, dass ich ihr gehörte?

»Lucy hat vermutlich nicht angerufen?«, fragte ich, als wir die leere Marmorlobby betraten.

»Nein«, sagte Rose. »Ich habe es mehrmals in ihrem Büro versucht.«

»Hat sie die Blumen bekommen?«

»Ja.«

Der diensthabende Wachmann winkte uns zu. »Draußen ist es kalt. Wo ist Ihr Mantel?«, fragte er mich. »Ist schon in Ordnung«, sagte ich lächelnd und fuhr an Rose gewandt fort: »Wissen Sie, ob sie sie tatsächlich zu Gesicht bekommen hat?« Sie schien verwirrt.

»Die Blumen«, sagte ich. »Wissen wir, ob Lucy sie gesehen hat?«

»O ja«, sagte meine Sekretärin. »Ihr Supervisor sagte, dass sie da war, sie angeschaut und die Karte gelesen hat, und alle haben sie verspottet und wollten wissen, von wem die waren.«

»Vermutlich wissen Sie nicht, ob sie sie mit nach Hause genommen hat?«

Rose blickte mich an, als wir aus dem Gebäude auf den dunklen leeren Parkplatz traten. Sie sah alt und traurig aus, und ich wusste nicht, ob ihr wegen mir Tränen in den Augen standen oder auf Grund der kalten beißenden Luft.

»Das weiß ich nicht«, beantwortete sie meine Frage.

»Meine versprengten Truppen«, murmelte ich.

Sie schlug den Kragen hoch bis zu den Ohren und zog das Kinn ein.

»So ist es also«, sagte ich. »Als Carrie Grethen Benton ermordet hat, hat sie auch uns erledigt. Ist es nicht so, Rose?«

»Natürlich hatte es eine entsetzliche Wirkung. Ich wusste nicht, was ich für Sie tun konnte, aber ich habe es versucht.«

Sie sah mich kurz an, als wir vornübergebeugt durch die Kälte gingen. »Ich habe es wirklich versucht und tue es immer noch«, setzte sie hinzu.

»Alles ist anders«, sagte ich leise. »Lucy ist wütend auf mich, und wenn sie wütend ist, tut sie immer das Gleiche. Sie schließt mich aus. Marino ist kein Detective mehr. Und heute habe ich erfahren, dass Sie meine Anrufe an Jack weitergeleitet haben, ohne mich zu fragen, Rose. Unglückliche Angehörige durften nicht mit mir sprechen. Warum haben Sie das getan?«

Wir standen neben ihrem blauen Honda Accord. Die Schlüssel klimperten, als sie sie aus ihrer großen Handtasche holte.

»Ist das nicht komisch«, sagte sie. »Ich habe schon befürchtet, dass Sie mich nach Ihren Terminen fragen werden. Sie lehren mehr am Institut als je zuvor, und als ich die

Termine für nächsten Monat in den Kalender eintragen wollte, habe ich bemerkt, dass Sie völlig überbucht sind. Ich hätte mich früher darum kümmern und das verhindern sollen.«

»Das ist im Augenblick meine geringste Sorge«, sagte ich und versuchte, nicht verärgert zu klingen. »Warum haben Sie das getan?«, fragte ich und meinte nicht meine Termine. »Warum haben Sie mich vor den Anrufen abgeschirmt? Sie haben mich persönlich und in meiner Berufsehre gekränkt.«

Rose schloss die Tür auf, ließ den Motor an und schaltete die Heizung ein, damit sich der Wagen für ihre einsame Heimfahrt aufwärmte.

»Ich habe getan, worum Sie mich gebeten haben, Dr. Scar-petta«, sagte sie schließlich, ihr Atem wie Nebel in der Luft.

»Ich habe Sie nicht darum gebeten und würde so etwas auch nie tun«, sagte ich und traute meinen Ohren nicht. »Und das wissen Sie auch. Sie wissen, dass ich für Angehörige erreichbar sein will.«

Natürlich wusste sie es. Während der letzten fünf Jahre hatte ich zwei Gerichtsmedizinern gekündigt, weil ihnen trauernde Angehörige gleichgültig waren und sie nicht mit ihnen sprechen wollten.

»Meinen Segen hatten Sie nicht«, sagte Rose und klang wieder wie ihr mütterliches Selbst.

»Wann habe ich das angeblich zu Ihnen gesagt?«

»Sie haben es nicht gesagt. Sie haben eine E-Mail geschickt. Das war Ende August.«

»So eine E-Mail habe ich Ihnen nie geschickt«, sagte ich. »Haben Sie sie aufgehoben?«

»Nein«, sagte sie bedauernd. »Normalerweise hebe ich EMails nicht auf. Es gibt keinen Grund dafür. Ich bedauere, dass ich E-Mail überhaupt benutzen muss.«

»Was stand in dieser angeblichen E-Mail von mir?«

»Sie müssen so viele Anrufe wie möglich weiterleiten. Im Augenblick kann ich das nicht. Ich weiß, Sie verstehen. Sinngemäß.«

»Und Sie haben sich nicht darüber gewundert?«, fragte ich ungläubig.

»Natürlich habe ich mich gewundert«, erwiderte sie. »Ich habe Ihnen auch sofort eine E-Mail geschickt, und Sie haben geantwortet, dass ich tun soll, worum Sie mich

gebeten haben, und nicht weiter darüber diskutieren.«

»Ich habe nie eine solche E-Mail von Ihnen bekommen«, sagte ich.

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, entgegnete sie und schnallte sich an. »Ist es vielleicht möglich, dass Sie es vergessen haben? Ich vergesse ständig irgendwelche E-Mails. Ich behaupte, etwas nicht gesagt zu haben, und finde dann heraus, dass ich es doch gesagt habe.«

»Nein. Das ist nicht möglich.«

»Dann scheint jemand vorzugeben, er wäre Sie.«

»Was heißt scheint? Passiert das immer noch?«

»Nicht häufig«, sagte sie. »Hin und wieder kommt eine EMail, in der Sie sich herzlich dafür bedanken, dass ich Sie so unterstütze. Und, warten Sie … «

Sie durchforstete ihr Gedächtnis. Die Lichter auf dem Parkplatz ließen ihr Auto dunkelgrün schimmern statt blau. Schatten fielen auf ihr Gesicht, ich sah ihre Augen nicht. Sie tippte mit den behandschuhten Fingern aufs Lenkrad, während ich auf sie hinunterblickte. Ich fror.

»Jetzt weiß ich es wieder«, sagte sie plötzlich. »Minister Wagner wollte sich mit Ihnen treffen, und Sie baten mich, ihm zu dem vorgeschlagenen Termin abzusagen.«

»Was?«, rief ich.

»Das war Anfang letzter Woche«, fügte sie hinzu.

»Wieder eine E-Mail?«

»Heutzutage ist das manchmal die einzige Möglichkeit, die Leute zu erreichen. Seine Sekretärin schrieb mir eine E-Mail und ich Ihnen - Sie waren im Gericht. Abends antworteten Sie mir via E-Mail, vermutlich von zu Hause.«

»Das ist ja verrückt«, sagte ich. Mein Verstand lief verschiedenen Möglichkeiten hinterher, bekam aber keine zu fassen.

Alle in meinem Büro hatten meine E-Mail-Adresse, aber niemand außer mir sollte mein Passwort kennen und niemand konnte sich ohne das Passwort an meiner Stelle einloggen. Rose dachte das Gleiche.

»Ich weiß nicht, wie das passieren konnte«, sagte sie. Dann fügte sie hinzu: »Halt. Ruth installiert AOL auf allen Computern.«

Ruth Wilson war für die Computer zuständig.

»Natürlich. Und dafür musste sie mein Passwort haben«, setzte ich den Gedanken fort. »Aber Rose, sie würde so etwas nie tun.«

»Nie und nimmer«, stimmte Rose mir zu. »Aber sie muss das Passwort aufgeschrieben haben. Niemand kann sich alle Passwörter merken.«

»Das sollte man annehmen.«

»Warum steigen Sie nicht zu mir in den Wagen, bevor Sie erfrieren«, sagte sie.

»Fahren Sie nach Hause und ruhen Sie sich aus«, sagte ich. »Das werde ich auch tun.«

»Das werden Sie natürlich nicht tun«, schalt sie mich. »Sie gehen jetzt zurück in Ihr Büro und versuchen, die Sache aufzuklären.«

Sie hatte Recht. Ich kehrte ins Gebäude zurück, während sie davonfuhr, und fragte mich, wie ich so dumm hatte sein können, ohne Mantel hinauszugehen. Ich war steif und wie betäubt. Der Wachmann schüttelte den Kopf.

»Dr. Scarpetta, Sie müssen sich wärmer anziehen!«

»Sie haben vollkommen Recht«, sagte ich.

Ich steckte die Karte ins Schloss, und die erste Tür öffnete sich, dann wiederholte ich die Prozedur an der Tür zu meinem Flügel des Gebäudes. Es herrschte vollkommene Stille, und als ich Ruths Büro betrat, stand ich einen Augenblick da und betrachtete die

Mikrocomputer und Drucker und die Karte auf einem Bildschirm, die anzeigte, ob die Verbindungen zu unseren Außenstellen problemlos funktionierten.

Auf dem Boden hinter ihrem Schreibtisch lag ein dicker Strang Kabel, und überall stapelten sich Ausdrucke von Software-Programmierungen, die ich nicht verstand. Ich blickte zu den vollgestopften Bücherregalen. Ich ging zu den Aktenschränken und versuchte, eine Schublade aufzuziehen. Alle waren verschlossen.

Gut für dich, Ruth, dachte ich.

In meinem Büro wählte ich ihre Privatnummer.

»Hallo«, meldete sie sich.

Sie klang genervt. Im Hintergrund schrie ein Baby, und ihr Mann sagte etwas über eine Bratpfanne.

»Tut mir Leid, dass ich Sie zu Hause stören muss«, sagte ich.

»Dr. Scarpetta« - sie schien sehr überrascht - »Sie stören mich überhaupt nicht. Frank, kannst du sie in das andere Zimmer bringen?«

»Ich habe nur eine kurze Frage«, sagte ich. »Gibt es einen Ort, wo Sie alle unsere AOL-Passwörter aufbewahren?«

»Gibt es ein Problem?«, erwiderte sie sofort.

»Wie es scheint, kennt jemand mein Passwort und loggt sich damit unter meinem Namen ein.« Ich redete nicht um den heißen Brei herum. »Ich möchte wissen, ob jemand

irgendwie an mein Passwort kommen konnte. Ist das möglich?«

»Oh, nein«, sagte sie entsetzt. »Sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Sie haben es niemandem gesagt?«

Ich dachte einen Augenblick nach. Nicht einmal Lucy kannte mein Passwort. Wozu auch?

»Außer Ihnen«, sagte ich zu Ruth, »fällt mir niemand ein.«

»Sie wissen doch, dass ich es nie weitergeben würde!«

»Das glaube ich Ihnen«, sagte ich, und es stimmte.

Ruth würde nie ihren Job auf diese Weise gefährden.

»Ich bewahre alle Adressen und Passwörter in einer Computerdatei auf, zu der niemand außer mir Zugang hat«, sagte sie.

»Gibt es einen Ausdruck?«

»In einer Akte im Aktenschrank, der verschlossen ist.« »Immer?«

Sie zögerte und sagte dann: »Nicht immer. Auf jeden Fall nach Dienstschluss, aber die Aktenschränke sind untertags oft aufgesperrt, außer ich bin viel unterwegs. Aber meistens bin ich in meinem Büro. Außer wenn ich Kaffee hole oder Mittagessen gehe.«

»Wie heißt die Datei?«, fragte ich, während sich Paranoia vor mir auftürmte wie Gewitterwolken.

»E-Mail«, sagte sie, wohl wissend wie ich mich bei dieser Antwort fühlen würde. »Dr. Scarpetta, ich habe tausende von Dateien voller Programmiercodes und Updates, Korrekturen, Viren, neuer Dinge, die herauskommen, was auch immer. Wenn ich sie nicht einigermaßen präzise benenne, finde ich nie etwas wieder.«

»Verstehe«, sagte ich. »Geht mir genauso.«

»Ich kann Ihr Passwort gleich morgen früh ändern.«

»Das ist eine gute Idee. Und Ruth, legen Sie es diesmal nirgendwo ab, wo es jemand finden könnte. Nicht in einer Akte, okay?«

»Hoffentlich stecke ich nicht in Schwierigkeiten«, sagte sie voller Unbehagen, während ihr Baby weiter schrie. »Sie nicht, aber jemand anders«, sagte ich. »Aber

vielleicht können sie mir dabei helfen, herauszufinden, wer es ist.«

Es brauchte nicht viel Intuition meinerseits, um sofort an Ruffin zu denken. Er war schlau. Es lag auf der Hand, dass er mich nicht mochte. Ruths Bürotür war in der Regel geschlossen, damit sie sich konzentrieren konnte. Vermutlich war es für Ruffin nicht schwer gewesen, sich in ihr Büro zu stehlen und die Tür zu schließen, während sie beim Mittagessen war.

»Dieses Gespräch ist absolut vertraulich«, sagte ich zu Ruth.

»Sie dürfen nicht einmal Freunden oder Ihrer Familie davon erzählen.«

»Sie haben mein Wort darauf.«

»Wie lautet Chucks Passwort?«

»R-O-O-S-T-R. Ich erinnere mich daran, weil ich mich ärgerte, als er darauf bestand. Als wäre er der Hahn im Hühnerstall«, sagte sie. »Seine Adresse ist, wie Sie wahrscheinlich wissen, C-H-U-C-K-O-C-M-E, wie in Chuck, Office of the Chief Medical Examiner.«

»Und was, wenn ich eingeloggt wäre und jemand anders versuchte es zur gleichen Zeit?«, fragte ich als Nächstes.

»Die Person, die es versucht, würde nicht reinkommen und bekäme die Meldung, dass jemand anders bereits drin ist. Eine Fehler- und eine Warnmeldung. Andersherum ist es nicht so. Wenn der böse Bube eingeloggt ist und Sie versuchen es, dann kriegen Sie zwar die Fehlermeldung, aber er erhält keinerlei Meldung.«

»Es könnte also jemand versuchen, wenn ich bereits drin bin, und ich würde nichts davon erfahren.« »Genau.«

»Hat Chuck zu Hause einen Computer?«

»Er hat mich einmal gefragt, was es gäbe, was bezahlbar wäre, und ich habe ihm geraten, es in einem kleinen Laden zu versuchen. Ich hab ihm einen genannt.«

»Wie heißt er?«

»Disk Thrift. Er gehört einem Freund von mir.«

»Können Sie diesen Freund zu Hause anrufen und herausfinden, ob Chuck etwas bei ihm gekauft hat?«

»Ich kann es versuchen.«

»Ich bin noch eine Weile im Büro«, sagte ich.

Ich holte mir das Menü auf den Bildschirm und starrte auf das Symbol für AOL. Ich loggte mich problemlos ein, was hieß, dass sich niemand anders unter meinem Namen eingewählt hatte.

Ich war versucht, mich als Ruffin einzuloggen, um nachzusehen, mit wem er korrespondierte und ob mir das etwas über seine Pläne verraten würde, aber ich traute mich nicht. Der Gedanke, in eine fremde Mailbox einzubrechen, jagte mir einen Schauder über den Rücken.

Ich rief Marino an, erklärte ihm die Situation und fragte ihn, was ich seiner Meinung nach tun sollte.

»Herrgott noch mal«, sagte er, ohne zu zögern. »Ich würd's tun.

Ich hab dir schon immer gesagt, dass ich diesem kleinen Mistkerl nicht über den Weg

traue. Und noch was, Doc. Woher willst du wissen, dass er nicht in deine Mailbox gegangen ist und manche Sachen gelöscht oder auch noch anderen Leuten als Rose Mails geschickt hat?«

»Du hast Recht«, sagte ich, von dieser Vorstellung aufgebracht.

»Ich lass dich wissen, was ich finde.«

Ruth rief ein paar Minuten später an und klang aufgeregt.

»Er hat letzten Monat einen Computer und einen Drucker gekauft«, berichtete sie. »Für ungefähr sechshundert Dollar. Und bei dem Computer war ein Modem dabei.«

»Und wir haben AOL-Software im Büro.«

»Tonnenweise. Wenn er sie nicht gekauft hat, konnte er sie leicht aus dem Büro mitnehmen.«

»Wir haben es hier mit einer sehr ernsten Situation zu tun. Es ist enorm wichtig, dass Sie niemandem ein Wort sagen«, erinnerte ich sie.

»Ich habe Chuck noch nie gemocht.«

»Das dürfen Sie auch niemandem sagen.«

Ich legte auf, zog meinen Mantel an und fühlte mich elend wegen Rose. Ich war mir sicher, dass sie durcheinander war. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie auf dem Heimweg geweint hätte. Ihr Verhalten war stoisch, und sie zeigte nur selten Gefühle, aber ich wusste, sie wäre am Boden zerstört, wenn sie glaubte, mich verletzt zu haben. Ich ging hinaus zu meinem Wagen. Ich wollte, dass sie sich besser fühlte, und ich brauchte

ihre Hilfe. Chucks E-Mail würde warten müssen.

Rose war es müde gewesen, ein ganzes Haus zu bewohnen, und in eine Wohnung im West End gezogen, ein paar Blocks von einem Cafe namens Du Jour entfernt, in das ich sonntags hin und wieder zum Brunch ging. Sie lebte in einem alten, dreistöckigen dunkelroten Klinkergebäude, vor dem große Eichen standen. Es war eine relativ sichere Gegend, aber ich sah mich immer um, bevor ich ausstieg. Als ich neben Roses Honda parkte, fiel mir ein paar Autos entfernt ein Wagen auf, der aussah wie ein dunkler Taurus.

Jemand saß darin, der Motor und die Scheinwerfer waren ausgeschaltet. Ich wusste, dass die meisten zivilen Polizeifahrzeuge in Richmond heutzutage Taurusse waren, und ich fragte mich, warum ein Polizist in der dunklen kalten Nacht hier warten sollte.

Vielleicht wartete die Person ja auch darauf, dass jemand herauskam, um dann zusammen mit ihm wegzufahren, aber andererseits tat man das nicht mit ausgeschalteten Scheinwerfern und abgestelltem Motor.

Ich fühlte mich beobachtet, holte meine Smith & Wesson aus der Handtasche und steckte sie in die Manteltasche. Ich ging den Gehweg entlang, sah das Kennzeichen an der vorderen Stoßstange des Wagens und prägte es mir ein. Ich spürte, wie mir jemand hinterhersah.

Zu Roses Wohnung im dritten Stock gelangte man über ein Treppenhaus, das auf jedem Absatz mit einer einzigen Lampe schwach beleuchtet wurde. Ich war unruhig. Alle paar Schritte blieb ich stehen und horchte, ob mir jemand folgte. Was nicht der Fall war. Rose hatte einen Weihnachtskranz an die Tür gehängt, und sein Duft weckte starke Gefühle in mir. Ich hörte Händels

Musik durch die Tür. Ich kramte in meiner Tasche nach einem Stift und einem Block und notierte mir das Autokennzeichen. Dann klingelte ich.

»Himmel!«, rief Rose. »Was bringt Sie hierher? Kommen Sie herein. So eine nette Überraschung.«

»Haben Sie durch das Guckloch geschaut, bevor Sie die Tür aufgemacht haben?«, fragte ich sie. »Zumindest könnten Sie fragen, wer da ist.«

Sie lachte. Sie verspottete mich immer wegen meiner Sicherheitsbedenken, die in den Augen der meisten Menschen extrem waren, aber sie lebten auch nicht mein Leben.

»Sind Sie gekommen, um mich auf die Probe zu stellen?«, fragte sie spöttisch.

»Vielleicht sollte ich das tun.«

Roses Möbel waren gemütlich und perfekt poliert. Alles war tadellos und genau arrangiert. Die Böden waren aus wunderschönem Hartholz, wie man es heute nicht mehr fand, und kleine Orientteppiche bildeten hier und dort Farbtupfer. Ein Gasfeuer sorgte für Wärme, und elektrische Kerzen brannten in den Fenstern, die auf eine Rasenfläche hinausgingen, auf der die Leute bei wärmerem Wetter grillten.

Rose saß in einem Sessel, und ich setzte mich auf die Couch. Ich war erst zweimal in ihrer Wohnung gewesen, und es wirkte traurig und seltsam, keine Spur von ihren geliebten Hunden zu entdecken. Die letzten beiden ihrer adoptierten Windhunde waren jetzt bei ihrer Tochter, und ihre Katze war gestorben. Sie hatte nur noch ein Aquarium mit einer bescheidenen Anzahl von Guppys, Goldfischen und Mollys, weil Haustiere in diesem Gebäude nicht erlaubt waren.

»Ich weiß, dass Sie Ihre Hunde vermissen«, sagte ich. Die Katze erwähnte ich nicht, denn Katzen und ich kamen nicht gut miteinander aus. »Irgendwann werde ich mir einen Windhund zulegen. Mein Problem ist nur, dass ich alle retten möchte.«

Ich erinnerte mich an ihre. Die armen Hunde ließen sich nicht hinter den Ohren kraulen, weil sie von Trainern heftig daran gezogen worden waren, eine der vielen Grausamkeiten, die sie auf Hunderennbahnen erleiden mussten. In Roses Augen schimmerten Tränen, und sie wandte das Gesicht ab und massierte ihre Knie.

»Ich spüre die Kälte in den Gelenken«, sagte sie und räusperte sich. »Sie waren schon ziemlich alt. Nur gut, dass sie jetzt bei Laurel sind. Ich würde es nicht ertragen, wenn mir noch ein Tier wegstirbt. Ich wünschte, Sie hätten einen. Wenn jeder nette Mensch nur einen retten würde.«

Wenn sie nicht mehr schnell genug waren, wurden die Hunde jedes Jahr zu hunderten eingeschläfert. Ich rutschte auf der Couch hin und her. Es gab so vieles im Leben, das mich zornig machte.

»Möchten Sie einen heißen Ginseng Tee, den mir der liebe Simon immer besorgt?« Simon war der Friseur, den sie anbetete.

»Oder etwas Stärkeres? Ich wollte unterwegs eigentlich anhalten und Shortbread mitnehmen.«

»Ich kann nicht lange bleiben«, sagte ich. »Ich wollte nur vorbeischauen und mich vergewissern, dass alles in Ordnung ist.«

»Aber natürlich«, sagte sie, als gäbe es keinen Grund auf der Welt, warum dem nicht so sein sollte.

Ich schwieg, und Rose sah mich an, wartete darauf, dass ich ihr erklärte, warum ich in Wirklichkeit vorbeigekommen war.

»Ich habe mit Ruth gesprochen«, begann ich. »Wir verfolgen ein Paar Spuren und haben einen paar Vermutungen …«

»Die mit Sicherheit alle zu Chuck führen«, sagte sie und nickte.

»Ich habe mir schon gedacht, dass in diesem Apfel ein Wurm steckt. Und er meidet mich wie die Pest, weil er weiß, dass ich ihn durchschaue. Eher wird die Hölle auskühlen, bevor jemand wie er mich bezirzen kann.«

»Sie kann niemand bezirzen«, sagte ich. Händels Messias setzte ein, und eine tiefe Traurigkeit machte sich in meinem Herzen breit.

Sie betrachtete mich. Sie wusste, wie schwer das letzte Weihnachten für mich gewesen war. Ich hatte es in Miami verbracht, wo ich es weitgehend vermeiden konnte. Aber es war nicht möglich, der Musik und den Lichtern zu entgehen, nicht einmal wenn ich nach Kuba fliehen würde.

»Was werden Sie dieses Jahr tun?«, fragte Rose.

»Vielleicht fliege ich an die Westküste«, sagte ich. »Wenn es hier schneien würde, wäre es leichter, aber grauen Himmel kann ich nicht ausstehen. Regen und Eisstürme, Richmond-Wetter. Als ich hierher zog, hat es jeden Winter ein-, zweimal richtig geschneit.«

Ich stellte mir Schnee auf Ästen vor und Schnee, der gegen meine Windschutzscheibe wehte, die Welt weiß, wenn ich zur Arbeit

fuhr, obwohl alle staatlichen Betriebe geschlossen waren.

Schnee und tropischer Sonnenschein waren Antidepressiva für mich.

»Es ist sehr nett von Ihnen, dass Sie sich nach meinem Befinden erkundigen«, sagte meine Sekretärin und stand aus ihrem tiefblauen Sessel auf. »Aber Sie machen sich zu viele Sorgen um mich.«

Sie ging in die Küche, und ich hörte, wie sie in ihrem Gefrierfach nach etwas suchte. Als sie ins Wohnzimmer zurückkehrte, überreichte sie mir einen Tupperwarebehälter mit etwas Gefrorenem darin.

»Meine Gemüsesuppe«, sagte sie. »Genau das, was Sie heute Abend brauchen.«

»Sie wissen gar nicht, wie sehr ich sie brauche«, sagte ich, und es kam von Herzen.

»Ich werde jetzt nach Hause fahren und sie aufwärmen.«

»Was werden Sie wegen Chuck unternehmen?«, fragte sie mit ernster Miene.

Ich zögerte. Ich wollte sie nicht danach fragen.

»Rose, er behauptet, Sie wären meine Informantin.«

»Ja, das bin ich.«

»Das müssen Sie auch sein«, fuhr ich fort. »Ich möchte, dass Sie tun, was immer notwendig ist, um herauszufinden, was er vorhat.«

»Was der kleine Dreckskerl vorhat, ist Sabotage«, sagte Rose, die so gut wie nie Kraftausdrücke benutzte.

»Wir brauchen Beweise«, sagte ich. »Sie wissen, wie die Gesetzgebung ist. Es ist schwieriger, jemanden zu feuern, als über Wasser zu laufen. Aber er darf nicht die Oberhand behalten.«

Sie antwortete nicht sofort. Dann sagte sie: »Als Erstes dürfen wir ihn nicht unterschätzen. Er ist nicht so schlau, wie er glaubt, aber er ist nicht auf den Kopf gefallen. Und er hat zu viel Zeit, um nachzudenken und sich unbemerkt zu bewegen. Leider kennt er Ihre Verhaltensmuster besser als jeder andere, besser auch als ich, weil ich Ihnen im Leichenschauhaus nicht zur Seite stehe - wofür ich dankbar bin. Aber das ist Ihre Bühne. Dort könnte er Sie wirklich zugrunde richten.«

Sie hatte Recht, obwohl ich mir kaum eingestehen konnte, über welche Macht er verfügte. Er konnte Etiketten oder an Zehen gebundene Identifizierungszettel

vertauschen oder irgendetwas kontaminieren. Er konnte Presseleuten, die seine Identität nie preisgeben würden, Lügen erzählen. Ich wollte mir die Bandbreite dessen, was er tun konnte, nicht ausmalen.

»Übrigens«, sagte ich, als ich von der Couch aufstand. »Ich bin ziemlich sicher, dass er einen Computer zu Hause hat. Diesbezüglich hat er also gelogen.«

Sie brachte mich zur Tür, und ich erinnerte mich an den Wagen, der unten parkte.

»Kennen Sie jemanden im Haus, der einen dunklen Taurus fährt?«, fragte ich sie.

Sie runzelte verwirrt die Stirn. »Die sieht man hier ziemlich oft.«

»Nein, mir fällt niemand ein, der einen fährt.«

»Vielleicht wohnt ein Polizeibeamter in diesem Haus, der hin und wieder mit so einem Wagen nach Hause fährt?«

»Wenn es so jemanden gibt, weiß ich nichts davon. Lassen Sie sich nicht so forttragen von den kleinen Kobolden, die in Ihrem Kopf herumgeistern, wenn Sie es ihnen erlauben. Ich glaube fest daran, Dingen kein Leben zu geben. Sie wissen schon, die alte Geschichte von der Prophezeiung, die sich selbst erfüllt.«

»Ja, vermutlich ist es nicht wichtig, aber ich hatte ein komisches Gefühl, als ich diese Person in dem dunklen Wagen sitzen sah, Motor und Scheinwerfer ausgeschaltet«, sagte ich. »Ich habe das Autokennzeichen.«

»Gut.« Rose klopfte mir auf die Schulter. »Warum überrascht mich das bloß nicht?«

16

Als ich ging, schienen meine Schuhe im Treppenhaus laut widerzuhallen, und als ich aus der Tür in die kalte Nacht trat, war ich mir der Waffe in meiner Tasche bewusst. Der Taurus war nicht mehr da. Ich sah mich nach ihm um, während ich mich meinem Wagen näherte.

Der Parkplatz war schlecht beleuchtet. Die kahlen Bäume machten leise Geräusche, die sich in meinen Ohren Unheil verkündend anhörten, und in den Schatten schienen sich gefährliche Dinge zu verbergen. Ich schloss schnell die Türen ab, Schaute mich noch einmal um, und als ich losfuhr, piepte ich Marino an. Er rief mich sofort an, weil er natürlich Streife fuhr und nichts zu tun hatte.

»Kannst du einen Autohalter ausfindig machen?«, fragte ich ihn.

»Gib mir die Nummer.« Ich nannte sie ihm.

»Ich war gerade bei Rose«, sagte ich, »und habe ein ungutes Gefühl wegen dieses Wagens, der hier stand.«

Marino nahm meine unguten Gefühle fast immer ernst. Ich hatte sie meist nicht grundlos. Ich war Anwältin und Ärztin. Ich hielt mich an meinen klinischen, sachlichen Anwaltsverstand und neigte nicht zu Überreaktionen und Projektionen.

»Es gibt noch mehr«, fuhr ich fort.

»Soll ich vorbeikommen?«

»Wenn's dir nichts ausmacht.«

Er wartete bereits in meiner Einfahrt, als ich eintraf, und stieg schwerfällig aus, weil ihm sein Gürtel und der Sicherheitsgurt, den er nie anlegte, in den Weg kamen.

»Verdammt noch mal!«, sagte er und zerrte an seinem Gürtel.

»Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte.« Er stieß die Tür mit dem Fuß zu. »Scheißkarre.«

»Wieso warst du vor mir da, wenn es so eine Scheißkarre ist?«, fragte ich.

»Weil ich näher dran war. Mein Rücken bringt mich um.«

Er fuhr fort zu jammern, während wir die Treppe hinaufgingen und ich die Haustür aufschloss. Absolute Stille erschreckte mich. Das Licht der Alarmanlage leuchtete grün.

»Das sieht aber gar nicht gut aus«, sagte Marino.

»Ich weiß, dass ich sie heute Morgen eingeschaltet habe«, sagte ich.

»War die Putzfrau da?«, fragte er, sah sich um und horchte.

»Sie schaltet sie immer wieder ein«, sagte ich. »Sie hat es noch nie vergessen, kein einziges Mal in den zwei Jahren, die sie für mich arbeitet.«

»Du bleibst da«, sagte er.

»Ganz bestimmt nicht«, erwiderte ich, denn das Letzte, was ich wollte, war, hier allein zu warten. Außerdem war es nie eine gute Idee, wenn zwei bewaffnete Menschen auf der Hut in unterschiedlichen Ebenen desselben Gebäudes herumschlichen.

Ich schaltete die Alarmanlage ein und folgte ihm von Zimmer zu Zimmer, sah zu, wie er jede Schranktür öffnete, hinter jeden Duschvorhang, jeden Vorhang und jede Tür schaute. Wir durchsuchten beide Stockwerke, und nirgendwo entdeckten wir etwas Auffälliges, bis wir wieder ins Erdgeschoss zurückkehrten, wo mein Blick auf den Läufer im Flur fiel. Er war nur zur Hälfte gesaugt, und in dem Gästebad, das davon abging, hatte Marie, meine Putzfrau, versäumt, schmutzige Handtücher durch frische zu ersetzen.

»Normalerweise ist sie nicht so nachlässig«, sagte ich. »Sie und ihr Mann haben kleine Kinder und müssen mit sehr wenig auskommen. Sie arbeitet härter als sonst irgendjemand.«

»Hoffentlich werde ich nicht gerufen«, sagte Marino. »Gibt es in diesem Laden Kaffee?«

Ich machte eine Kanne Kaffee mit dem Espresso, den Lucy mir aus Miami schickte, und der Anblick der hellroten und gelben Packung versetzte mir einen Stich. Marino und ich trugen unsere Tassen in mein Arbeitszimmer. Ich loggte mich unter Ruffins Namen und mit seinem Passwort bei AOL ein und war überaus erleichtert, als ich nicht rausgeworfen wurde. »Die Luft ist rein«, sagte ich.

Marino zog sich einen Stuhl heran und sah mir über die Schulter. Ruffin hatte Post.

Acht Nachrichten waren für ihn auf dem Server, und ich erkannte keinen der Absender.

»Was passiert, wenn du sie liest?«, fragte Marino.

»Sie bleiben auf dem Server, wenn ich sie nicht löschen lasse«, sagte ich.

»Wird er sehen, dass du sie geöffnet hast?«

»Nein. Aber der Absender kann es feststellen. Er kann den Status der Mail überprüfen, die er versandt hat, und nachsehen, wann sie geöffnet wurde.«

»Pah«, sagte Marino achselzuckend. »Na und? Wie viele Leute schauen nach, um wie viel Uhr ihre verdammte Post gelesen wurde?«

Ich sagte nichts, als ich Chucks Post zu lesen begann. Vielleicht hätte mir das, was ich tat, Angst einjagen sollen, aber dafür war ich zu wütend. Vier E-Mails waren von seiner Frau, die ihm in häuslichen Angelegenheiten Anweisungen gab. Marino musste lachen.

»Der steht vielleicht unterm Pantoffel«, sagte er schadenfroh.

Der Absender der fünften Nachricht nannte sich MAYFLR. Es war nur eine kurze Mitteilung: »Müssen miteinander reden.«

»Das ist interessant«, sagte ich zu Marino. »Sehen wir uns die Post an, die er dieser Mayflower - wer immer das ist -geschickt hat.«

Ich öffnete die Ablage und sah, dass Chuck dieser Person während der letzten zwei Wochen nahezu täglich E-Mails geschickt hatte. Marino und ich überflogen die Nachrichten schnell, und es war rasch klar, dass Ruffin sich mit dieser Person traf, möglicherweise eine Affäre mit ihr hatte.

»Ich frage mich, wer zum Teufel sie ist«, sagte Marino. »Das wäre was, womit wir den Dreckskerl unter Druck setzen könnten.«

»Es wird nicht leicht sein, das herauszufinden«, sagte ich.

Ich loggte mich schnell wieder aus und fühlte mich wie ein Einbrecher auf der Flucht aus dem Haus, das er gerade ausgeraubt hatte.

»Versuchen wir es mit Chatplanet«, sagte ich.

Der einzige Grund, warum ich mich mit Chat Rooms auskannte, war, dass Kollegen aus aller Welt sie gelegentlich benutzten, um in besonders schwierigen Fällen um Hilfe zu bitten oder Informationen weiterzugeben, die für alle nützlich waren. Ich loggte mich ein, lud das Programm herunter und wählte die Möglichkeit, dabei zu sein, ohne aktiv mitmachen zu müssen und von anderen gesehen zu werden.

Ich überflog die Liste der Chat Rooms und klickte auf denjenigen, der sich Liebe Dr. Kay nannte. Dr. Kay höchstpersönlich

moderierte einen Chat, an dem im Augenblick dreiundsechzig Personen teilnahmen.

»Scheiße. Gib mir eine Zigarette, Marino«, sagte ich angespannt.

Er hielt mir die Schachtel hin und setzte sich neben mich. Wir verfolgten beide, was sich auf dem Bildschirm abspielte.

<RÖHRENMANN> LIEBE DR. KAY, STIMMT ES, DASS ELVIS AUF DER TOILETTE GESTORBEN IST UND DASS

ÜBERHAUPT VIELE MENSCHEN AUF DER TOILETTE

STERBEN?

ICH BIN KLEMPNER, DESWEGEN WERDEN SIE MEIN

INTERESSE VERSTEHEN. VIELEN DANK, EIN

INTERESSIERTER AUS ILLINOIS.

<LIEBE DR. KAY> LIEBER INTERESSIERTER AUS

ILLINOIS, JA, LEIDER STIMMT ES, DASS ELVIS AUF

DER TOILETE GESTORBEN IST UND DASS DAS

NICHTS UNGEWÖHNLICHES IST, WEIL DIE LEUTE DRÜCKEN UND DRÜCKEN UND DAS HÄLT SO

MANCHES HERZ NICHT AUS. DASS ELVIS SICH JAHRELANG SCHLECHT ERNÄHRT UND TABLETTEN GENOMMEN HAT, HAT SICH SCHLIESSLICH GERÄCHT. ER STARB AN HERZSTILLSTAND IN

SEINEM LUXURIÖSEN BAD IN GRACELAND. DAS SOLLTE UNS ALLEN EINE LEHRE SEIN.

<MEDSTU> LIEBE DR. KAY, WARUM HABEN SIE BESCHLOSSEN, LIEBER MIT TOTEN PATIENTEN ZU ARBEITEN ALS MIT LEBENDEN? MORBID IN MONTANA <LIEBE DR. KAY> LIEBER MORBID IN MONTANA, ICH KANN NICHT GUT MIT KRANKEN UMGEHEN UND MUSS MIR KEINE SORGEN MACHEN, WAS MEIN PATIENT EMPFINDET. WÄHREND DES STUDIUMS HABE ICH HERAUSGEFUNDEN, DASS MIR

LEBENDE PATIENTEN AUF DIE NERVEN GEHEN.

»Ach, du heilige Scheiße«, sagte Marino.

Ich war außer mir, aber ich konnte nichts tun.

»Ich wünschte, dass die Leute Elvis endlich in Ruhe lassen würden«, sagte Marino empört. »Ich kann's nicht mehr hören, dass er auf dem Klo gestorben ist.«

»Sei still, Marino«, sagte ich. »Bitte. Ich versuche nachzudenken.«

Der Chat ging auf diese entsetzliche Weise weiter. Ich war versucht, mich einzuschalten und allen mitzuteilen, dass die liebe Dr. Kay nicht ich war.

»Gibt es eine Möglichkeit herauszufinden, wer sich als liebe Dr. Kay ausgibt?«, fragte Marino.

»Wenn diese Person den Chat Room moderiert, lautet die Antwort nein. Er oder sie weiß, wer alle anderen sind, aber nicht umgekehrt.

<JULIE W> LIEBE DR. KAY, DA SIE ALLES WISSEN, WAS ES ÜBER ANATOMIE ZU WISSEN GIBT, KENNEN SIE SICH AUCH MIT BESTIMMTEN EMPFINDLICHEN TEILEN BESSER AUS, WENN SIE VERSTEHEN, WAS ICH MEINE. MEIN FREUND SCHEINT SICH IM BETT ZU

LANGWEILEN, UND MANCHMAL SCHLÄFT ER SOGAR

MITTENDRIN EIN! WÄRE GERN SEXY

<LIEBE DR. KAY> LIEBE WÄRE GERN SEXY, NIMMT ER IRGENDWELCHE MEDIKAMENTE, DIE IHN MÜDE MACHEN?

WENN NICHT, WÄRE SEXY WÄSCHE KEINE SCHLECHTE IDEE. FRAUEN BEMÜHEN SICH HEUTEZUTAGE NICHT

MEHR DARUM, IHREN MÄNNERN DAS GEFÜHL ZU GEBEN, WICHTIG UND

MÄCHTIG ZU SEIN.«

»Das reicht!«, rief ich. »Ich werde ihn umbringen … oder sie … wer immer diese verfluchte Dr. Kay ist!«

Ich sprang von meinem Stuhl auf, so frustriert, dass ich nicht wusste, was ich tun sollte.

»Mit meiner Glaubwürdigkeit wird kein Schindluder getrieben!«

Mit geballten Fäusten stürzte ich in das große Zimmer, wo ich wie angewurzelt stehen blieb und mich umschaute, als hätte ich diesen Raum noch nie zuvor gesehen.

»Das kann ich auch«, sagte ich, als ich in mein Arbeitszimmer zurückkehrte.

»Was soll das heißen, das kannst du auch, wenn du nicht mal weißt, wer die liebe Dr. Kay Nummer zwei ist?«, fragte Marino.

»Wegen dieses gottverdammten Chat Room kann ich vielleicht nichts unternehmen, aber es gibt immer noch E-Mail.«

»Was für eine E-Mail?«, fragte Marino misstrauisch.

»Das kann ich auch. Wart's nur ab. Wie wäre es, wenn wir uns jetzt um unser verdächtiges Auto kümmern?«

Marino nahm sein Funkgerät aus dem Gürtel und schaltete den Servicekanal ein.

»Wie war die Nummer noch mal?«, fragte er.

»RGG-7112.« Ich wusste sie auswendig.

»Virginia?«

»Tut mir Leid«, sagte ich. »So genau habe ich es nicht gesehen.«

»Wir fangen hier an.«

Er gab die Nummer dem Virginia Criminal Information Network oder VCIN durch und bat um eine 10-29. Mittlerweile war es nach zweiundzwanzig Uhr.

»Könntest du mir so was wie ein Sandwich machen, bevor ich weg muss?«, fragte Marino. »Ich sterbe vor Hunger. VCIN ist ein bisschen langsam heute Abend. Ich hasse das.«

Er bat um Speck, Salat und Tomate mit russischer Sauce und dicken Zwiebelringen. Ich legte den Speck in die Mikrowelle, statt ihn auszubraten.

»Ach, Doc, wie kannst du mir das antun?«, sagte er und hielt einen knusprigen, nicht

fetten Streifen Speck in die Höhe. »Er schmeckt nicht, außer er ist saftig. Der ganze Geschmack steckt jetzt in den Papiertüchern.«

»Er hat jede Menge Geschmack«, sagte ich. »Der Rest liegt bei dir. Ich werde deine Arterien nicht noch mehr verstopfen, als sie es wahrscheinlich schon sind.«

Marino toastete Roggenbrot, bestrich es mit Butter und russischer Sauce, die er aus Miracle Whip, Ketchup und gehackten Butterpickles mischte. Darauf legte er Salatblätter, Tomaten, bestreute das Ganze großzügig mit Salz und krönte es mit dicken rohen Zwiebelscheiben.

Er fertigte zwei dieser gesunden Kreationen an und wickelte sie in Alufolie. Dann meldete sich sein Funkgerät. Der Wagen war kein Ford Taurus gewesen, sondern ein Ford

Contour, Baujahr 1998. Er war dunkelblau und bei der Avis Autovermietung registriert.

»Das ist ja interessant«, sagte Marino. »Die Nummern von Leihwagen fangen in Richmond normalerweise mit einem R an, nach einem anderen Nummernschild muss man extra fragen.

Sie machen das jetzt, damit nicht gleich jeder Autoknacker sieht, dass jemand nicht von hier ist.«

Es gab an diesem Abend keine offenen Haftbefehle, und der Wagen war nicht als gestohlen gemeldet.

17

Um acht Uhr am nächsten Morgen, Mittwoch, quetschte ich mich auf einen gebührenpflichtigen Parkplatz. Auf der anderen Straßenseite erhob sich Virginias Regierungssitz, das Capitol of the Commonwealth, hinter einem gusseisernen Zaun im Nebel.

Dr. Wagner, andere Kabinettsmitglieder und der Generalstaatsanwalt arbeiteten in einem Bürogebäude in der Ninth Street, und die Sicherheitsvorkehrungen waren so extrem geworden, dass ich mir wie eine Verbrecherin vorkam, wenn ich es betrat.

Gleich hinter der Tür stand ein Tisch, auf dem ein Polizeibeamter meine Tasche durchsuchte.

»Wenn Sie etwas finden«, sagte ich, »lassen Sie es mich wissen, weil ich nämlich nichts darin finden kann.«

Der lächelnde Beamte, ein kurzer stämmiger Mann, ungefähr Mitte Dreißig, kam mir bekannt vor. Er hatte schütteres braunes Haar und ein Gesicht, das auf jungenhafte Art süß gewesen sein musste, bevor die Jahre und die Pfunde anfingen, ihm zuzusetzen.

Ich hielt ihm meinen Ausweis hin, aber er warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

»Den brauche ich nicht«, sagte er gut gelaunt. »Erinnern Sie sich an mich? Ich war ein paar Mal in Ihrem Büro, als Sie noch dort drüben waren.«

Er deutete in die Richtung meines alten Gebäudes in der Fourteenth Street, das nur fünf Blocks weiter östlich war.

»Rick Hodges«, sagte er. »Die Urangeschichte damals. Wissen Sie noch?«

»Natürlich«, sagte ich. »Nicht gerade einer unserer besten Momente.«

»Wingo und ich sind manchmal zusammen ausgegangen.

Wenn nichts los war, hab ich ihn während der Mittagspause gelegentlich besucht.«

Ein Schatten verdüsterte sein Gesicht. Wingo war der beste, sensibelste Mann gewesen, der je die Aufsicht über mein Leichenschauhaus gehabt hatte. Vor ein paar Jahren war er an Pocken gestorben. Ich drückte Hodges Schulter.

»Ich vermisse ihn immer noch«, sagte ich. »Sie können sich gar nicht vorstellen wie sehr.«

»Haben Sie noch Kontakt zu seiner Familie?«, fragte er leise.

»Von Zeit zu Zeit.«

An der Art, wie ich es sagte, merkte er, dass Wingos Familie nicht gern über ihren homosexuellen Sohn sprach und auch nicht wollte, dass ich sie anrief. Erst recht wollten sie nicht, dass Hodges oder ein anderer von Wingos Freunden sich meldeten.

Hodges nickte, in seinen Augen sah ich Schmerz. Er versuchte, ihn fortzulächeln.

»Der Junge hielt große Stücke auf Sie, Doc«, sagte er. »Das wollte ich Ihnen schon seit langem sagen.«

»Das bedeutet mir viel«, sagte ich mit Nachdruck. »Danke, Rick.«

Ich passierte den Scanner problemlos, und er reichte mir meine Tasche.

»Kommen Sie bald mal wieder«, sagte er.

»Mach ich.« Ich sah ihm in die jungen blauen Augen. »Ich fühle mich sicherer, wenn Sie in der Nähe sind.«

»Wissen Sie, wohin Sie müssen?«

»Ich glaube schon.«

»Denken Sie daran, dass der Aufzug einen eigenen Willen hat.«

Ich ging abgetretene Granittreppen hinauf bis in den sechsten Stock, wo Sinclair Wagners Büro auf den Capitol Square hinunterblickte. An diesem dunklen verregneten Morgen sah ich kaum die Reiterstatue von George Washington. Die Temperatur war über Nacht um fünfzehn Grad gefallen, und

die Regentropfen waren klein und hart wie Schrotkugeln.

Das Wartezimmer des Staatsministers für Gesundheit war hübsch eingerichtet mit Möbeln im Kolonialstil und Flaggen, die eigentlich nicht Dr. Wagners Sache waren. Sein Büro war vollgestopft und unaufgeräumt. Es verriet einen Mann, der extrem hart arbeitete und seine Machtbefugnisse untertrieb. Dr. Wagner war in Charleston, South Carolina, geboren und aufgewachsen, wo sein Rufname, Sinclair, *Sinkler* ausgesprochen wurde. Er war Psychiater mit einem Abschluss in Jura, und in seinen Zuständigkeitsbereich fiel das gesamte Gesundheitswesen inklusive Krankenversicherung, Drogen-politik, Sozialdienste und Psychiatrie. Bevor er Minister wurde, war er Professor am Medical College of Virginia, MCV, gewesen, und ich respektierte ihn seit jeher enorm und wusste, dass auch er mich respektierte.

»Kay.« Er schob seinen Stuhl vom Schreibtisch zurück und stand auf. »Wie geht es Ihnen?«

Er bat mich, auf der Couch Platz zu nehmen, schloss die Tür und kehrte hinter die Barriere seines Schreibtisches zurück, was kein guten Zeichen war.

»Ich freue mich, dass es in der Gerichtsmedizin so gut läuft. Und Sie?«, fragte er mich.

»Sehr«, sagte ich. »Es ist anstrengend, aber es läuft besser, als ich je gehofft habe.«

Er nahm seine Pfeife und seinen Tabaksbeutel aus dem Aschenbecher.

»Ich habe mich schon gefragt, was mit Ihnen los ist«, fuhr er fort. »Sie scheinen von der Erdoberfläche verschwunden zu sein.«

»Ich weiß nicht, warum Sie das sagen. Ich bearbeite so viele Fälle wie immer, wenn nicht mehr.«

»Ja. Natürlich, ich verfolge Ihre Arbeit in den Nachrichten.«

Er begann, die Pfeife zu stopfen. Im Gebäude war das Rauchen verboten, und wenn er nervös war, zog Wagner an einer kalten Pfeife. Er wusste, dass ich nicht gekommen war, um über das Institut oder meine Arbeitsbelastung zu sprechen.

»Ich weiß, dass Sie sehr beschäftigt sind«, sagte er, »da Sie nicht einmal Zeit haben, mich zu treffen.«

»Ich habe erst gestern davon erfahren, Sinclair, dass Sie mich letzte Woche sehen wollten«, erwiderte ich.

Er blickte mich an, saugte an seiner Pfeife. Dr. Wagner war in den Sechzigern, sah jedoch älter aus, als würde jetzt endlich an ihm nagen, dass er die schmerzlichen Geheimnisse seiner Patienten so viele Jahre lang mit getragen hatte. Er hatte freundliche Augen, und die Leute vergaßen häufig, dass er über die Gerissenheit eines Anwalts verfügte.

»Wenn Sie meine Nachricht, dass ich. Sie gern treffen würde, nicht bekommen haben, Kay«, sagte er, »dann scheint mir, dass Sie ein Personalproblem haben.«

Mit seiner leisen langsamen Sprechweise drückte er einen Gedanken immer auf die ausführliche Art aus.

»So ist es, aber nicht die Sorte Problem, die Sie im Kopf haben.«

»Ich höre.«

»Jemand hat meine E-Mail geknackt«, erwiderte ich trocken.

»Offenbar hat diese Person die Akte mit unseren Passwörtern in die Hände bekommen.«

»So viel zu Sicherheitsvorkehrungen -«

Ich hob die Hand, um ihn zu unterbrechen.

»Sinclair, die Sicherheitsvorkehrungen sind nicht das Problem. Jemand aus meinen eigenen Reihen greift mich an. Ich weiß, dass jemand - vielleicht sind es auch mehrere Personen - versucht, mich in Schwierigkeiten zu bringen. Es vielleicht sogar darauf anlegt, dass ich gefeuert werde. Ihre Sekretärin hat meiner eine E-Mail geschickt, dass Sie mich sehen möchten. Meine Sekretärin hat diese Botschaft an mich weitergeleitet, und ich habe darauf angeblich geantwortet, dass ich

zu beschäftigt sei und Sie nicht treffen könne.«

Ich sah Dr. Wagner an, dass er meine Behauptung verwirrend, wenn nicht gar lächerlich fand.

»Es gibt noch andere Dinge«, fuhr ich fort, und beim Klang meiner Stimme, die ein so fantastisches Netz zu spinnen schien, wurde mir zunehmend unbehaglich. »E-Mails, in denen ich angeblich darum bat, Anrufe an meinen Stellvertreter weiterzuleiten. Aber am schlimmsten ist dieser Chat Room, den ich angeblich im Internet veranstalte.«

»Davon weiß ich«, sagte er grimmig. »Und Sie wollen mir erzählen, dass die Person, die Ihr Passwort benutzt, auch diese Liebe-Dr.-Kay-Sache verbricht?«

»Es ist jedenfalls jemand, der mein Passwort benutzt und so tut, als wäre er ich.«

Er schwieg, saugte wieder an seiner Pfeife.

»Ich habe den Verdacht, dass der Mann, der die Aufsicht über mein Leichenschauhaus hat, darin verwickelt ist«, fügte ich hinzu.

»Warum?«

»Unberechenbares Verhalten, Feindseligkeiten mir gegenüber, Abwesenheiten. Er ist verärgert und führt etwas im Schilde. Ich könnte noch mehr aufzählen.«

Schweigen.

»Wenn ich sein Fehlverhalten beweisen kann«, sagte ich, »werde ich mich um das Problem kümmern.«

Dr. Wagner legte die Pfeife in den Aschenbecher zurück. Er stand auf und kam zu mir. Er setzte sich in einen Stuhl neben der

Couch, beugte sich vor und sah mich ernst an.

»Ich kenne Sie seit langem, Kay«, sagte er in freundlichem, aber bestimmten Tonfall. »Ich kenne Ihren guten Ruf. Sie sind eine Bereicherung für diesen Staat. Sie haben eine schreckliche Tragödie durchlebt, und das ist noch nicht sehr lange her.«

»Versuchen Sie, den Psychiater zu spielen, Sinclair?« Das war nicht als Witz gemeint.

»Sie sind keine Maschine.«

»Ebenso wenig neige ich zu Fantastereien. Was ich Ihnen erzählt habe, ist real. Jede Einzelheit dieses Falls, den ich zu konstruieren versuche. Es gibt eine Menge heimtückischer Aktivitäten, und auch wenn es stimmt, dass ich vielleicht etwas zerstreuter bin als normal, hat nichts von dem, was ich Ihnen erzählt habe, damit etwas zu tun.«

»Wie können Sie da so sicher sein, Kay, wenn Sie, wie Sie sich ausdrücken, zerstreut waren? Die meisten Menschen hätten eine Weile nicht gearbeitet - wenn sie überhaupt zurückgekommen wären -, nach dem, was Ihnen widerfahren ist. Wann haben Sie wieder angefangen zu arbeiten?«

»Sinclair, jeder hat seine eigene Art, mit so etwas fertig zu werden.«

»Ich werde die Frage für Sie beantworten«, fuhr er fort. »Nach zehn Tagen. Und es ist nicht gerade eine freundliche Umgebung, in die Sie zurückgekehrt sind. Tragödien, Tod.«

Ich schwieg, während ich um meine Fassung kämpfte. Ich war in einer dunklen Höhle gewesen und erinnerte mich kaum noch daran, wie ich Bentons Asche in Hilton Head, das er so liebte, ins Meer gestreut hatte. Ich erinnerte mich kaum noch daran,

wie ich seine Eigentumswohnung dort ausräumte, dann seine Schubladen und seinen Schrank bei mir zu Hause. Mit einer Wahnsinnsgeschwindigkeit entfernte ich sofort, was ich irgendwann einmal würde weggeben müssen.

Wäre Dr. Anna Zimmer nicht gewesen, hätte ich nicht überlebt.

Sie war eine ältere Frau, eine Psychiaterin, mit der ich seit Jahren befreundet war. Ich hatte keine Ahnung, was sie mit Bentons edlen Anzügen, Krawatten und Lederschuhen machte. Ich wollte nicht wissen, was mit seinem BMW geschehen war. Aber am wenigsten wollte ich erfahren, was mit der Wäsche aus unserem Bad und Schlafzimmer passiert war.

Anna war klug genug gewesen, alle wichtigen Dinge aufzuheben. Seine Bücher und seinen Schmuck, seine Zeugnisse und

Auszeichnungen, die an den Wänden seines Arbeitszimmers bei mir zu Hause hingen, weil er so bescheiden gewesen war und nicht wollte, dass jemand sie sah. Sie ließ nicht zu, dass ich die Fotos, die überall standen, entfernte, weil sie meinte, dass es wichtig für mich wäre, mit ihnen zu leben.

»Du musst mit der Erinnerung leben«, sagte sie mir wiederholt mit ihrem schweren deutschen Akzent. »Sie ist noch immer da, Kay. Davor kannst du nicht davonlaufen. Versuch es erst gar nicht.«

»Auf einer Skala von null bis zehn, wie depressiv sind Sie, Kay?«, hörte ich Dr. Wagners Stimme im Hintergrund.

Ich war noch immer gekränkt und unfähig zu akzeptieren, dass sich Lucy während dieser Zeit nicht hatte blicken lassen. Benton hatte mir in seinem Testament seine Eigentumswohnung hinterlassen, und Lucy

war wütend auf mich, weil ich sie verkaufte, obwohl sie ebenso gut wie ich wusste, dass weder sie noch ich sie jemals wieder würden betreten können. Als ich ihr seine geliebte, abgewetzte Bomberjacke gab, die er im College getragen hatte, sagte sie, dass sie sie nicht wolle, dass sie sie verschenken würde. Ich wusste, dass sie es nicht getan hatte. Ich wusste, dass sie sie irgendwo versteckte.

»Es ist keine Schande, es zuzugeben. Ich glaube, es fällt Ihnen schwer, sich einzugestehen, dass Sie auch nur ein Mensch sind«, hörte ich Dr. Wagner jetzt deutlicher.

Ich sah wieder klar.

»Haben Sie daran gedacht, ein Antidepressivum zu nehmen?«, fragte er. »Etwas Mildes wie Wellbutrin?«

Ich wartete noch einen Augenblick, bevor ich sprach.

»Zum einen, Sinclair«, sagte ich, »ist eine situationsbedingte Depression normal. Ich brauche keine Pillen, um meine Trauer wegzuzaubern. Ich mag stoisch sein. Es mag mir schwer fallen, Gefühle zu zeigen, meine tiefsten Gefühle, und ja, es ist einfacher für mich zu kämpfen, wütend zu werden und mein Soll überzuerfüllen, als Schmerz zu zeigen. Aber ich verdränge nicht. Ich habe genug gesunden Menschenverstand, um zu wissen, dass Trauer einfach Zeit braucht. Und es macht es nicht gerade leichter, wenn diejenigen, denen du vertraust, an dem bisschen herumkratzen, das dir im Leben noch geblieben ist.«

»Sie haben gerade von der ersten Person zur zweiten Person gewechselt«, sagte er. »Ich frage mich, ob Sie sich dessen bewusst sind, dass -«

»Sezieren Sie mich nicht, Sinclair.«

»Kay, lassen Sie mich das Bild der Tragödie, der Gewalttätigkeit malen, das diejenigen nie sehen, die nie davon betroffen waren«, sagte er. »Eine Tragödie hat ein Eigenleben. Sie arbeitet in einem, läuft heimlich Amok, hinterlässt Wunden, die mit der Zeit weniger sichtbar sind.«

»Ich sehe jeden Tag Tragödien«, sagte ich.

»Was ist, wenn Sie in den Spiegel sehen?«, fragte er.

»Sinclair, es ist schrecklich genug, einen Verlust zu erleiden, aber wenn dich alle misstrauisch beobachten und an deinen Fähigkeiten, weiter zu funktionieren, zweifeln, dann wird alles noch schlimmer, weil du getreten und gering geachtet wirst, wenn es dir sowieso schon schlecht geht.«

Er hielt meinem Blick stand. Ich hatte wieder in der sicheren zweiten Person

gesprochen und ich sah ihm an, dass es ihm erneut aufgefallen war.

»Grausamkeit gedeiht, wo sie Schwäche wittert«, fügte ich hinzu.

Ich kannte das Böse. Ich roch es und erkannte seine Züge, wenn es sich in meiner Umgebung aufhielt.

»Jemand benutzt, was mir zugestoßen ist, als die lang gesuchte Gelegenheit, mich zugrunde zu richten«, schloss ich.

»Und Sie halten das nicht für ein bisschen paranoid?«, fragte er nach einer Weile.

»Nein.«

»Warum sollte jemand so etwas tun, außer weil er kleinlich und neidisch ist?«, fragte er.

»Macht. Um mir mein Feuer zu stehlen.«

»Eine interessante Analogie. Erklären Sie mir, was Sie damit meinen.«

»Ich setze meine Macht für einen guten Zweck ein«, sagte ich.

»Und wer immer versucht, mich zu ruinieren, will sich meine Macht für seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke aneignen, und in den Händen solcher Leute ist Macht gefährlich.«

»Stimmt«, sagte er nachdenklich.

Sein Telefon klingelte. Er stand auf und hob ab.

»Nicht jetzt«, sagte er. »Ich weiß. Er wird etwas warten müssen.«

Er kehrte zu seinem Stuhl zurück, atmete laut aus, nahm seine Brille ab und legte sie auf den Tisch.

»Ich denke, dass es das Beste wäre, eine Pressemitteilung herauszugeben und die Leute zu informieren, dass jemand im Internet so tut, als wäre er Sie, und alles in Bewegung zu setzen, um diese Sache so schnell wie möglich aufzuklären«, sagte er.

»Wir werden dem ein Ende setzen, auch wenn wir dafür eine gerichtliche Verfügung brauchen.«

»Das wäre mir sehr recht«, sagte ich.

Er stand auf, und auch ich erhob mich.

»Danke, Sinclair. Gott sei Dank, habe ich ein Schutzschild wie Sie.«

»Wir können nur hoffen, dass der neue Minister sich ebenso verhält«, sagte er, als müsste ich wissen, wovon er sprach.

»Welcher neue Minister?«, fragte ich, und erneut verspürte ich Angst, diesmal heftiger.

Ein merkwürdiger Ausdruck huschte über sein Gesicht. Dann wurde er zornig.

»Ich habe Ihnen mehrere Botschaften geschickt, die privat und vertraulich waren. Verdammt noch mal! Das geht zu weit.«

»Ich habe nichts bekommen«, sagte ich.

Er presste die Lippen zusammen, seine Wangen liefen rot an. Es war eine Sache, E-Mails zu fälschen; es war etwas anderes, verschlossene, als vertraulich gekennzeichnete Botschaften des Ministers zu unterschlagen. Nicht einmal Rose öffnete diese Art Post.

»Offenbar hat sich der Ausschuss für Verbrechensbekämpfung auf die Vorstellung eingeschossen, dass wir die Gerichtsmedizin vom Gesundheitsministerium zur

Öffentlichen Sicherheit transferieren«, sagte er.

»Um Himmels willen, Sinclair«, rief ich aus.

»Ich weiß, ich weiß.« Er hob eine Hand, um mich zu beruhigen.

Der gleiche ignorante Vorschlag war auf den Tisch gekommen, kurz nachdem ich hier angefangen hatte. Die Polizei und ihre forensischen Labors unterstanden dem Ministerium für Öffentliche Sicherheit, was unter anderem bedeutete, dass es keine Kontrolle mehr gäbe, sollte auch mein Institut der Öffentlichen Sicherheit zugeordnet werden. Die Polizei hätte im Prinzip ein Wörtchen dabei mitzureden, wie ich meine Fälle bearbeitete.

»Ich habe zu diesem Thema schon früher Stellungnahmen verfasst«, sagte ich zu Dr. Wagner. »Vor Jahren habe ich es verhindert,

indem ich Staatsanwälten und Polizeichefs Vorträge hielt.

Auch zu den Verteidigern bin ich gegangen. Das darf nicht passieren.« Dr. Wagner schwieg.

»Warum jetzt?«, hakte ich nach. »Warum ist dieser Vorschlag jetzt wieder aktuell? Über zehn Jahre lang war er kein Thema.«

»Ich glaube, dass der Abgeordnete Connors den Vorschlag pusht, weil ein paar höhere Ränge bei der Polizei ihn pushen«, sagte er. »Wer zum Teufel weiß das schon.«

Ich wusste es, und auf dem Weg in mein Büro spürte ich, wie sich Energie in mir aufbaute. Die unbeantworteten Fragen, das Ausgraben dessen, was nicht offensichtlich war, die Vorstellung, die Wahrheit herauszufinden, erfüllten mich mit neuen Lebensgeistern. Was Denunzianten vom

Kaliber Chuck Ruffins und Diane Brays bei ihren Machenschaften nicht bedacht hatten, war, dass sie mich damit aus meiner Lethargie rissen.

In meinen Gedanken nahm ein Szenario Gestalt an. Ein sehr einfaches. Irgend jemand wollte mich unschädlich machen, damit mein Büro vom Ministerium für Öffentliche Sicherheit übernommen werden konnte. Mir waren Gerüchte zu Ohren gekommen, dass sich der derzeitige Minister, den ich sehr mochte, mit dem Gedanken trug, in den Ruhestand zu treten.

Wäre es nicht ein schöner Zufall, wenn Bray seinen Platz einnehmen würde?

Als ich in meinem Büro ankam, lächelte ich Rose zu und wünschte ihr gut gelaunt einen guten Morgen.

»Wir sind heute ja in bester Stimmung!«, sagte sie hoch erfreut.

»Das liegt an Ihrer Gemüsesuppe«, sagte ich. »Ich habe sie aufgehoben, damit ich mich noch länger darauf freuen kann.

Wo ist Chuck?«

Schon die Erwähnung seines Namens ließ Rose eine verdrießliche Miene machen.

»Er bringt ein paar Gehirne zum MCV«, sagte sie.

Hin und wieder, wenn Fälle neurologisch verdächtig und sehr kompliziert waren, fixierte ich das Gehirn in Formalin und ließ es im neuropathologischen Labor speziellen Untersuchungen unterziehen.

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn er wieder da ist«, sagte ich zu ihr.

»Wir brauchten das Luma-Lite im Autopsieraum für die verwesten Leichen.«

Sie stellte einen Ellbogen auf dem Schreibtisch auf, stützte das Kinn auf die Hand, sah mich an und schüttelte den Kopf.

»Ausgerechnet ich muss es Ihnen wieder mal sagen«, meinte sie.

»Oh Gott, was denn nun wieder? Gerade als ich dachte, es würde ein guter Tag werden.«

»Das Institut macht eine Übung an einem inszenierten Tatort, und wie es scheint, ist ihr Luma Lite gerade bei der Reparatur.«

»Das darf nicht wahr sein.«

»Ich weiß nur, dass jemand hier angerufen hat und Chuck unser Luma Lite zu ihnen gebracht hat, bevor er zum MCV ist.«

»Dann werde ich es eben zurückholen.« »Es ist irgendwo unter freiem Himmel fünfzehn Kilometer weit weg.«

»Wer hat Chuck erlaubt, es auszuleihen?«, fragte ich.

»Sie können bloß froh sein, dass es nicht gestohlen wurde wie vieles andere hier«, sagte sie.

»Dann werde ich die Untersuchung eben in Vanders Labor machen müssen«, sagte ich.

Ich ging in mein Büro, setzte mich an meinen Schreibtisch, nahm meine Brille ab und massierte meinen Nasenrücken. Ich beschloss, dass es an der Zeit war, ein Rendezvous zwischen Bray und Chuck zu vereinbaren. Ich loggte mich unter Ruffins Namen ein und schrieb eine E-Mail an Bray.

Chief Bray, habe Informationen, die Sie unbedingt erfahren müssen. Bitte treffen Sie mich um 17.30 im Beverly Hills Shopping Center. Parken Sie ganz hinten bei Buckhead's. Wir können uns in Ihrem Wagen unterhalten, damit uns niemand sieht. Rufen Sie mich an, wenn Sie nicht kommen können. Ansonsten bis später. Chuck Dann schickte ich eine Textbotschaft an Chucks Handy, die angeblich von Bray stammte, und lud ihn zur selben Zeit an denselben Ort ein.

»Erledigt«, sagte ich, zufrieden mit mir selbst, als das Telefon klingelte.

»Hallo«, sagte Marino. »Hier spricht ihr persönlicher Kriminalbeamter. Was machst du nach Dienstschluss?«

»Weiterarbeiten. Erinnerst du dich, gestern habe ich gesagt, dass ich das auch kann. Du lädst mich heute Abend zu Buckhead's ein. Wir wollen doch ein kleines

Rendezvous von zwei Leuten, die uns lieb und teuer sind, nicht versäumen, oder? Deswegen wäre es nett, wenn du mich zum Abendessen ausführen würdest, und dann laufen wir ihnen zufällig über den Weg«, sagte ich.

18

Marino holte mich, wie besprochen, auf dem Parkplatz ab, und ich stieg in seinen monströsen Dodge Ram Quad Cab Pickup, weil ich nicht das Risiko eingehen wollte, dass Bray mich in meinem Mercedes erkannte. Es war dunkel und kalt, aber es hatte aufgehört zu regnen. Ich saß so hoch oben, dass ich Lastwagenfahrern nahezu in die Augen schauen konnte.

Wir fuhren die Patterson Avenue entlang bis zur Parham Road, einer größeren Hauptverkehrsstraße, wo die Leute in der Regency Mall zum Essen, Einkaufen und Bummeln gingen.

»Ich muss dich warnen, am Ende des Regenbogens wartet nicht immer das Glück«, sagte er und warf eine Zigarettenkippe aus

dem Auto. »Einer oder beide können beschließen, nicht aufzutauchen. Himmel, womöglich verfolgen sie uns. Aber, wir müssen's versuchen, oder?«

Das Beverly Hills Shopping Center bestand aus einer kurzen Reihe von teuren Läden und einem Ben-Franklin-Kunsthandwerksgeschäft. Es war nicht gerade eine Gegend, in der man das beste Steakhaus der Stadt vermuten würde.

»Keine Spur von ihnen«, sagte Marino, während wir uns umsahen. »Aber wir sind auch ein paar Minuten zu früh.«

Er parkte zwischen zwei Autos vor Ben Franklin, etwas entfernt vom Restaurant, und machte den Motor aus. Ich wollte meine Tür öffnen.

»Wohin zum Teufel willst du?«, protestierte er.

»Ins Restaurant.«

»Was ist, wenn sie hier einlaufen und dich sehen?« »Ich habe jedes Recht, hier zu sein.«

»Was, wenn sie drin an der Bar sitzt?«, fragte er besorgt. »Was wirst du zu ihr sagen?«

»Ich werde sie zu einem Drink einladen und dann herauskommen und dich holen.«

»Herrgott noch mal, Doc.« Marino wurde immer unerbittlicher.

»Ich dachte, es geht darum, sie fertig zu machen.« »Entspann dich und lass mich reden.«

»Ich soll mich entspannen? Ich möchte der Kuh das Genick brechen.«

»Wir müssen klug vorgehen. Wenn wir hinter der Deckung vorpreschen und zu schießen anfangen, werden wir womöglich zuerst getroffen.«

»Willst du ihr etwa nicht ins Gesicht sagen, dass du weißt, was sie getan hat? Die E-Mail an Chuck und so weiter?«

Er konnte es nicht glauben, war wütend und wiederholte sich.

»Warum zum Teufel sind wir dann hier?«, fragte er.

»Marino, du solltest es eigentlich besser wissen«, versuchte ich ihn zu beruhigen. »Du bist ein erfahrener Detective, und das musst du bei ihr auch sein. Sie ist gefährlich. Ich kann dir jetzt schon sagen, dass du diese Frau mit reiner Muskelkraft nicht in die Ecke stellen wirst.«

Er schwieg.

»Halt du hier die Augen offen, während ich mich im Restaurant umsehe. Wenn sie hier auftaucht, dann schick mit eine zehnvier auf den Pager und ruf im Restaurant an und hol mich ans Telefon, nur für den Fall, dass ich aus irgendeinem Grund deine Page-Nachricht nicht kriege«, sagte ich.

Er zündete sich wütend eine Zigarette an, als ich meine Tür öffnete.

»Das ist verdammt noch mal nicht fair«, sagte er. »Wir wissen ganz genau, was sie vorhat. Meiner Meinung nach sollten wir sie stellen und ihr klarmachen, dass sie nicht so schlau ist, wie sie glaubt.«

»Du weißt besser als alle anderen, wie man einen Fall konstruiert«, sagte ich. Allmählich machte ich mir Sorgen, dass er nicht in der Lage wäre, sich zu beherrschen.

»Wir haben gesehen, was sie Chuck geschrieben hat.«

»Sprich leiser«, sagte ich. »Wir können genauso wenig beweisen, dass sie diese E-Mails geschickt hat, wie ich beweisen kann, dass ich die E-Mails, die angeblich von mir sind, nicht geschrieben habe. Und wo wir schon dabei sind, ich kann noch nicht mal beweisen, dass nicht ich diesen Chat Room veranstalte.«

»Vielleicht sollte ich einfach Söldner werden.«

Er blies Rauch in den Rückspiegel und sah sich um.

»Du piepst oder rufst mich an«, sagte ich, als ich ausstieg.

»Was, wenn du meine Nachricht nicht rechtzeitig kriegst?«

»Dann überfahr sie mit deinem Wagen«, sagte ich ungeduldig und knallte die Tür zu.

Ich schaute mich um, während ich auf das Restaurant zuging, entdeckte aber keine Spur von Bray. Ich hatte keine Ahnung, was für ein Auto sie privat fuhr, aber ich vermutete, dass sie sowieso nicht mit ihrem eigenen Wagen vorfahren würde. Ich zog die schwere Holztür von Buckhead's auf und wurde von sorglosem Geplauder und klimpernden Eiswürfeln begrüßt. Der Barkeeper mixte schwungvoll Drinks. Der präparierte Kopf eines Rehbocks, der an der Wand hing, erklärte den Namen des Restaurants. Das Licht war gedämpft, die Holztäfelung dunkel, und Kisten und Regale mit Wein reichten fast bis zur Decke.

»Guten Abend.« Die Empfangsdame lächelte überrascht. »Wir haben Sie vermisst, aber aus den Nachrichten weiß ich,

dass Sie sehr beschäftigt waren. Kann ich Ihnen helfen?«

»Haben Sie eine Reservierung auf den Namen Bray?«, fragte ich. »Die Uhrzeit weiß ich nicht genau.«

Sie sah in dem großen Reservierungsbuch nach, tippte mit einem Bleistift auf Namen und Uhrzeiten. Dann versuchte sie es noch einmal. Sie wurde verlegen. Schließlich war es auch an einem Werktag unmöglich, unangemeldet in ein gutes Restaurant zu schlendern. »Tut mir Leid«, sagte sie leise.

»Hmm. Vielleicht wurde unter meinem Namen reserviert?« Sie versuchte es ein weiteres Mal.

»Nein, tut mir Leid, Dr. Scarpetta. Und heute Abend sind wir voll besetzt, weil eine Gruppe den ganzen vorderen Raum reserviert hat.«

Es war zwanzig vor sechs. Auf den Tischen lagen rot karierte Tischdecken, kleine Lampen standen darauf, und der Raum war vollkommen leer, weil zivilisierte Menschen selten vor sieben Uhr zu Abend aßen.

»Ich wollte mit einem Freund was trinken«, fuhr ich fort. »Wenn Sie uns unterbringen, könnten wir ja etwas früher essen. Vielleicht so gegen sechs?«

»Das ist überhaupt kein Problem«, sagte sie, und ihre Miene hellte sich auf.

»Dann schreiben Sie mich auf«, sagte ich, während meine Bedenken wuchsen.

Was, wenn Bray merkte, dass Chucks Wagen nicht auf dem Parkplatz stand, und Verdacht schöpfte?

»Also dann um sechs.«

Ich achtete auf den Pager an meinem Gürtel und horchte, ob ein Telefon klingelte. »Wunderbar«, sagte ich.

Dieses Szenario strapazierte mein Nervenkostüm. Meinem Wesen, meiner Ausbildung und meiner professionellen Praxis entsprach es, immer die Wahrheit zu sagen und mich keinesfalls wie ein verschlagener zwielichtiger Anwalt zu verhalten, der ich hätte werden können, hätte ich mich für Manipulation, ausweichendes Verhalten und die grauen Bereiche des Gesetzes geöffnet.

Die Frau notierte meinen Namen, als mein Pager vibrierte wie ein großes Insekt. Ich las die 10-4 auf dem Display und eilte an der Bar vorbei zur Tür. Mir blieb keine andere Wahl, als die Tür ein Stück zu öffnen, da die Fenster undurchsichtig waren. Ich sah den dunklen Crown Victoria.

Marino trat nicht sofort in Aktion. Meine Anspannung wuchs, als Bray parkte und die Scheinwerfer ausschaltete. Ich war sicher, dass sie nicht lange auf Chuck warten würde, und konnte mir ihren Arger bereits vorstellen. Ein kleiner Niemand wie er durfte es nicht wagen, Deputy Chief Diane Bray warten zu lassen.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte mich der Barkeeper, der ein Glas abtrocknete.

Ich blickte weiter durch den Türspalt und fragte mich, was Marino als Nächstes tun würde.

»Ich erwarte jemanden, der nicht genau weiß, wo wir hier sind«, sagte ich.

»Sagen Sie den Leuten, dass wir neben Michelle's Face Works sind«, erklärte er, als Marino ausstieg.

Ich stieß auf dem Parkplatz zu ihm, und wir gingen zielstrebig auf Brays Wagen zu. Sie bemerkte uns nicht, denn sie sprach in ihr Handy und notierte etwas. Als Marino an ihr Fenster klopfte, wandte sie sich uns erschrocken zu. Dann verhärteten sich ihre Züge. Sie sagte noch etwas und beendete das Telefongespräch.

Das Fenster wurde geöffnet.

»Deputy Chief Bray? Dachte ich doch, dass Sie es sind«, sagte Marino, als wären sie alte Freunde.

Er beugte sich vor und spähte in ihren Wagen. Bray war eindeutig entgeistert, und man sah ihr nahezu an, wie sich ihre berechnenden Gedanken in ihrem Kopf neu gruppierten, während sie so tat, als wäre es nichts Ungewöhnliches, dass wir uns hier über den Weg liefen.

»Guten Abend«, sagte ich höflich. »Was für ein erfreulicher Zufall.«

»Kay, was für eine Überraschung«, sagte sie tonlos. »Wie geht es Ihnen? Sie haben also Richmonds kleines Geheimnis entdeckt.«

»Ich kenne die meisten kleinen Geheimnisse von Rich-mond«, sagte ich in ironischem Tonfall. »Es gibt viele davon, man muss sich nur umsehen.«

»Ich esse kaum rotes Fleisch.« Bray schaltete auf Smalltalk um.

»Aber der Fisch ist ausgezeichnet.«

»Das ist, wie in einen Puff gehen und eine Patience legen«, sagte Marino.

Bray ignorierte ihn und versuchte erfolglos, mich in Grund und Boden zu starren.

Aus jahrelanger Erfahrung mit unredlichen Angestellten, doppelzüngigen Verteidigern und rücksichtslosen Politikern wusste ich, dass ich Leuten nur auf die Stelle zwischen ihren Augen starrten musste. Sie wussten dann nicht, dass ich ihnen nicht wirklich in die Augen sah, und ich konnte sie beliebig lang einschüchtern.

»Ich werde hier zu Abend essen«, sagte sie, als wäre sie zerstreut und hätte es eilig.

»Wir warten, bis Ihr Gast auftaucht«, sagte Marino. »Wir wollen nicht, dass Sie allein hier im Dunkeln sitzen oder drinnen belästigt werden. Wirklich, Deputy Chief Bray, Sie sollten nicht ohne Begleitschutz herumfahren, weil doch jeder Sie mittlerweile kennt. Sie sind doch so was wie eine Berühmtheit geworden.«

»Ich bin nicht verabredet«, sagte sie, und die Gereiztheit war ihrer Stimme anzuhören.

»Noch nie hat es eine Frau an so hoher Stelle bei der Polizei gegeben, besonders keine so attraktive und von den Medien vergötterte.« Marino konnte einfach den Mund nicht halten.

Sie nahm ihre Tasche und ihre Post vom Beifahrersitz. Ihr kalter Zorn war mit Händen greifbar.

»Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen.« Das war als Befehl gemeint.

»Es wird nicht einfach werden, heute Abend einen Tisch zu bekommen«, sagte ich, als sie die Tür öffnete. »Außer Sie haben reserviert«, fügte ich hinzu und ließ durchklingen, dass ich sehr wohl wusste, dass dem nicht so war.

Brays Haltung und Selbstsicherheit gerieten für einen kurzen Augenblick ins Wanken, der ausreichte, um dem Bösen in

ihr die Maske vom Gesicht zu reißen. Ihre Augen funkelten mich an, aber das Funkeln erlosch, als sie ausstieg und Marino ihr den Weg verstellte. Um an ihm vorbeizukommen, hätte sie um ihn herumgehen müssen, und dabei hätte sie ihn womöglich gestreift, und ihr enormes Ego würde so etwas nie zulassen.

Er drängte sie nahezu gegen ihren glänzenden neuen Wagen. Es entging mir nicht, dass sie eine Kordhose, Joggingschuhe und eine Polizeijacke trug. Eitel wie sie war, würde sie in dieser Kluft nie in ein edles Restaurant zum Essen gehen.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte sie laut zu Marino.

»Oh je, tut mir Leid«, sagte er und trat zur Seite.

Ich wählte meine nächsten Worte sorgfältig. Ich konnte sie nicht direkt beschuldigen, aber ich wollte ihr klarmachen, dass sie nicht ungeschoren davonkommen, sondern auf der Strecke bleiben und dafür bezahlen würde, wenn sie an ihren hinterhältigen Vorhaben festhielt.

»Sie sind Kriminalpolizistin«, sagte ich nachdenklich zu ihr.

»Vielleicht könnten sie mir sagen, wie Ihrer Meinung nach jemand an mein Passwort kommen und in meinem Namen EMails verschicken konnte. Und dann hat jemand - wahrscheinlich dieselbe Person - einen dummen gehirnkranken Chat Room namens Liebe Dr. Kay im Internet eingerichtet.«

»Wie schrecklich. Aber da kann ich Ihnen nicht helfen, tut mir Leid. Ich bin keine Computerspezialistin«, sagte sie lächelnd.

Ihre Augen waren dunkle Löcher, ihre Zähne blitzten im Schein der Lichter auf wie stählerne Schneiden.

»Ich würde Ihnen empfehlen, sich in Ihrer nächsten Umgebung umzusehen, vielleicht haben Sie jemanden verärgert, einen Freund, mit dem Sie sich gestritten haben«, sagte sie. »Ich habe wirklich keine Ahnung, aber ich vermute, dass es jemand ist, zu dem Sie irgendeine Verbindung haben. Wie ich höre, ist Ihre Nichte eine Computerexpertin. Vielleicht kann sie Ihnen helfen.«

Dass sie Lucy erwähnte, machte mich wütend.

»Ich würde gern mit ihr sprechen«, sagte Bray nebenbei. »Wie Sie wissen, implementieren wir COMPSTAT und brauchen einen Computerexperten.«

COMPSTAT, ein Computer unterstütztes Statistikprogramm, ein neues, technologisch fortgeschrittenes Überwachungsmodell, war von der New Yorker Polizei entwickelt worden. Um es zu installieren, wären Experten nötig, aber so ein Projekt jemandem mit Lucys Fähigkeiten und Erfahrung vorzuschlagen, war eine Beleidigung.

»Wenn Sie das nächste Mal mit ihr sprechen, könnten Sie es ihr ausrichten«, fügte Bray hinzu.

Marino kochte vor Wut.

»Wir sollten uns wirklich einmal zusammensetzen, Kay, dann kann ich Ihnen von meinen Erfahrungen in Washington berichten«, sagte sie, als hätte ich mein Leben lang in einer Kleinstadt gearbeitet. »Sie können sich gar nicht vorstellen, was die Leute alles versuchen, um einen zu Fall zu bringen. Vor allem Frauen gegen Frauen, Sabotage am

Arbeitsplatz. Ich habe die Besten abstürzen sehen.«

»Dessen bin ich mir sicher«, sagte ich.

Sie schloss die Wagentür ab und sagte: »Nur damit Sie es wissen, um an der Bar zu sitzen, muss man nicht reservieren. Dort esse ich meist sowieso. Sie sind berühmt für ihr Steak Fromage, aber ich empfehle Ihnen den Hummer, Kay. Und Ihnen, Captain Marino, würden die Zwiebelringe schmecken. Wie ich höre, könnte man dafür sterben.«

Wir sahen ihr nach.

»Verdammte Hure«, sagte Marino.

»Verschwinden wir«, sagte ich.

»Ja, das Letzte, was ich möchte, ist, in der Nähe von einer solchen Giftnatter essen. Ich

hab nicht mal mehr Hunger.« »Das wird sich ändern.«

Wir stiegen in seinen Pickup, und ich versank in einer schweren Depression, die an mir klebte wie Teer. Ich wollte einen Sieg, einen Funken Optimismus in dem eben geführten Gespräch finden, aber es gelang mir nicht. Ich fühlte mich geschlagen.

Schlimmer, ich kam mir idiotisch vor.

»Willst du eine Zigarette?«, fragte mich Marino und drückte auf den Zigarettenanzünder.

»Warum nicht?«, murmelte ich. »Ich werde demnächst wieder aufhören.«

Er gab mir eine und zündete seine an. Dann reichte er mir den Anzünder und ließ mich dabei nicht aus dem Blick. Er wusste, wie ich mich fühlte.

»Ich glaube trotzdem, dass wir das Richtige getan haben«, sagte er. »Ich wette, sie sitzt da drin und kippt einen Whiskey nach dem anderen, weil wir sie eiskalt erwischt haben.«

»Wir haben sie nicht eiskalt erwischt«, sagte ich und blinzelte in die Lichter vorbeifahrender Autos. »Das Einzige, was bei ihr was nützt, ist Prävention. Wir müssen weiteren Schaden verhindern, indem wir nicht nur ihre nächsten Schritte voraussehen, sondern selbst auch unheimlich vorsichtig vorgehen.«

Ich öffnete das Fenster ein paar Zentimeter, und kalte Luft streifte mein Haar. Ich blies Rauch hinaus.

»Chuck ist nicht aufgetaucht«, sagte ich.

»Oh doch, das ist er. Du hast ihn bloß nicht gesehen, weil er uns zuerst gesehen

und sich aus dem Staub gemacht hat.« »Bist du sicher?«

»Ich habe seinen beschissenen Miata in die Straße zum Shopping Center einbiegen sehen, auf halber Strecke zum Parkplatz hat er gewendet und ist davon wie der Teufel. Das war genau zu dem Zeitpunkt, als Bray noch was in ihr Telefon gesagt hat und wir schon vor ihrem Wagen standen.«

»Chuck ist ihre direkte Verbindung zu mir«, sagte ich. »Sie könnte genauso gut einen Schlüssel zu meinem Büro haben.«

»Vielleicht hat sie den sogar«, sagte Marino. »Aber, Doc, Chuckie-Boy kannst du mir überlassen.«

»Mach mir keine Angst«, sagte ich. »Bitte, tu nichts Unüberlegtes, Marino. Schließlich arbeitet er für mich. Ich brauche nicht noch mehr Probleme.«

»Genau meine Meinung. Du brauchst nicht noch mehr Probleme.«

Er setzte mich vor der Gerichtsmedizin ab und wartete, bis ich in meinen Wagen gestiegen war. Ich fuhr nach ihm aus dem Parkplatz, dann trennten sich unsere Wege.

19

Die winzigen Mondaugen von der Haut des toten Mannes glühten in meinem Inneren. Sie blickten mich von dem tiefen verbotenen Ort aus an, wo ich meine Ängste aufbewahrte, die zahlreich waren und von einer Art, wie niemand sonst sie empfand, den ich kannte. Der Wind rüttelte an kahlen Bäumen, und Wolken trieben in Fetzen über den Himmel, während sich eine Kaltfront näherte.

In den Nachrichten hatte ich gehört, dass die Temperatur in der Nacht gegen null fallen könnte, was nach den warmen Herbstwochen unvorstellbar war. In meinem Leben schien alles aus dem Gleichgewicht geraten und anormal. Lucy war nicht Lucy, deswegen konnte ich sie nicht anrufen, und sie sprach nicht mehr mit mir. Marino bearbeitete

einen Mord, obwohl er kein Detective mehr war, und Benton war fort, und überall, wo ich nach ihm suchte, fand ich leere Bilderrahmen. Ich wartete noch immer darauf, dass sein Wagen die Einfahrt heraufkam, dass das Telefon klingelte und ich seine Stimme hörte, weil die Zeit noch nicht reif war, dass mein Herz akzeptierte, was mein Verstand seit langem wusste.

Ich verließ den Downtown Expressway und fuhr auf die Cary Street, und als ich gerade am Einkaufszentrum und dem Venice Restaurant vorbeikam, fiel mir im Rückspiegel ein Auto auf. Es fuhr sehr langsam und war zu weit entfernt, als dass ich die Person am Lenkrad hätte sehen können. Mein Instinkt riet mir, langsamer zu fahren, und als ich es tat, verlangsamte auch der andere Wagen. Ich bog nach rechts ab, und das Auto blieb hinter mir. Als ich links in die Windsor Farms einbog, folgte es mir, behielt die gleiche sichere Distanz bei.

Ich wollte nicht tiefer in dieses Viertel fahren, weil die Straßen gewunden, eng und dunkel waren. Es gab viele Sackgassen. Ich fuhr nach rechts auf die Dover und wählte Marinos Nummer, als der Wagen hinter mir wieder auftauchte. Meine Angst wuchs.

»Marino«, sagte ich laut. »Sei zu Hause, Marino.«

Ich legte auf und versuchte es noch einmal.

»Marino! Verdammt noch mal, sei zu Hause!«, sagte ich zu dem Telefon im Armaturenbrett, während Marinos altmodisches schnurloses Telefon in seinem Haus klingelte und klingelte.

Wahrscheinlich hatte er es wieder einmal neben den Fernseher gelegt. In der Hälfte der Fälle fand er es nicht, weil er es nicht

zurück in die Basisstation gestellt hatte. Vielleicht war er auch noch nicht zu Hause.

»Was ist?« Seine laute Stimme erschreckte mich.

»Ich bin's.«

»Gottverdammtes Drecksstück. Wenn ich mir noch ein einziges Mal das Knie an diesem verfluchten Tisch anhaue -« »Marino, hör mir zu!«

»Einmal noch, und ich schmeiß ihn raus und dresche mit einem Hammer drauf ein, bis er auseinander fällt! Genau ins Knie! Ich seh das verdammte Ding nicht, weil es aus Glas ist, und rate mal, wer gesagt hat, dass es so hübsch aussehen würde?«

»Beruhige dich«, rief ich und ließ den Wagen im Rückspiegel nicht aus den Augen. »Ich habe drei Bier getrunken, bin hungrig

und hundemüde. Was ist?«, fragte er. »Jemand verfolgt mich.«

Ich bog rechts in den Windsor Way ab und fuhr zurück zur Cary Street. Bei normalem Tempo. Ich tat nichts Auffälliges, außer dass ich nicht nach Hause fuhr.

»Was soll das heißen, jemand verfolgt dich?«, fragte Marino.

»Was glaubst du wohl, dass es heißen soll?«, antwortete ich.

»Dann komm sofort her. Schau, dass du aus deinem dunklen Viertel rauskommst.« »Mach ich schon.«

»Kannst du das Nummernschild oder so erkennen?«

»Nein. Er ist zu weit weg. Er scheint absichtlich so weit zurückzubleiben, damit ich

die Nummer nicht lesen und sein Gesicht nicht sehen kann.«

Ich fuhr zurück auf die Schnellstraße in Richtung Powhite Parkway, und die Person, die mich verfolgte, gab anscheinend auf und bog irgendwo ab. Die Lichter der Autos und Lastwagen und die irisierende Farbe der Verkehrsschilder verwirrten mich, und mein Herz schlug schnell. Der Halbmond trat aus den Wolken hervor und verschwand wieder wie ein Knopf, und Windböen prallten seitlich auf meinen Wagen wie ein hart geschossener Fußball.

Ich fragte meinen Anrufbeantworter zu Hause ab. Dreimal war aufgelegt worden, und eine vierte Nachricht war ein Schlag ins Gesicht.

»Hier spricht Chief Bray«, begann sie. »Wie nett, Ihnen vor Buckhead's über den Weg zu laufen. Ich würde gern ein paar

Verfahrensfragen mit Ihnen besprechen. Das Procedere an Tatorten, Umgang mit Beweismaterial und so weiter. Ich will schon seit längerem mit Ihnen darüber reden, Kay.«

Der Klang meines Namens aus ihrem Mund heizte meine Wut von neuem an.

»Vielleicht können wir einen der nächsten Tage zusammen Mittag essen«, fuhr ihre aufgezeichnete Stimme fort. »Ein nettes privates Lunch im Commonwealth Club?«

Meine Privatnummer war geheim, und ich achtete sehr darauf, wem ich sie gab, aber es war kein Rätsel, wie sie daran gekommen war. Meine Mitarbeiter, darunter Ruffin, mussten mich zu Hause erreichen können.

»Falls Sie es noch nicht wissen«, ging Brays Nachricht weiter, »Al Carson ist heute ausgeschieden. Sie erinnern sich doch an ihn? Der Chef der Kriminalpolizei. Wirklich

eine Schande. Major Inman wird ihn vertreten.«

Ich verlangsamte an einer Mautstelle und warf einen Chip ein.

Dann fuhr ich weiter. Aus einem verbeulten Toyota starrte mich eine Gruppe halbwüchsiger Jungen frech an. Aus unerfindlichem Grund formte einer von ihnen den Satz Fick dich ins Knie mit den Lippen.

Ich konzentrierte mich auf die Straße und dachte darüber nach, was Wagner gesagt hatte. Irgendjemand übte Druck auf den Abgeordneten Connors aus mit dem Ziel, die Gerichtsmedizin vom Gesundheitsministerium in das Ministerium für Öffentliche Sicherheit zu transferieren, wo die Polizei mehr Kontrolle über mich hätte.

Frauen konnten in dem renommierten Commonwealth Club, wo die Hälfte aller

wichtigen Geschäftsabschlüsse und politischen Entscheidungen in Virginia von mächtigen Männern mit alten Namen ausgehandelt wurden, nicht Mitglied werden. Gerüchte wollten es, dass sich diese Männer, von denen ich viele kannte, um den hauseigenen Swimmingpool versammelten, die meisten von ihnen nackt. Sie schacherten und diskutierten im Umkleideraum, ein Forum, zu dem Frauen keinen Zutritt hatten.

Da Bray nicht so ohne weiteres über die Schwelle dieses altehrwürdigen Clubs aus dem achtzehnten Jahrhundert kam, außer als Gast eines Mitglieds, wurde mein Verdacht hinsichtlich ihres eigentlichen Ehrgeizes bestätigt. Bray nahm Einfluss auf Abgeordnete und mächtige Geschäftsmänner. Sie wollte Ministerin für Öffentliche Sicherheit werden und mein Amt ihrem Ministerium unterstellen. Dann könnte sie mir höchstpersönlich kündigen.

Ich kam zum Midlothian Turnpike und sah Marinos Haus schon von weitem. Seine schreiend grellen, ungeheuerlichen Weihnachtsdekorationen glühten über dem Horizont wie die Lichter eines Vergnügungsparks. Man musste nur dem beständigen Verkehrsstrom folgen, der sich in seine Richtung wälzte, denn Marinos Haus war die Sehenswürdigkeit Nummer eins auf Richmonds jährlicher Tacky Tour zu Weihnachten. Die Leute konnten nicht widerstehen, und es war wirklich ein erstaunlicher Anblick.

Lichter in allen Farben hingen verteilt wie Neonbonbons in den Bäumen. Weihnachtsmänner, künstliche Schneemänner, Eisenbahnzüge und Spielzeugsoldaten glühten im Garten, und Pfefferkuchenmännchen hielten einander an den Händen. Zuckerstangen standen hell erleuchtet Wache neben seiner Einfahrt, und auf seinem Dach prangten die Schriftzüge Frohe Weihnachten und Think

Snow. In einem Teil des Gartens, wo kaum eine Blume gedieh und der Rasen das ganze Jahr über braun gefleckt war, hatte Marino einen fröhlichen elektrischen Garten gepflanzt. Es gab einen Nordpol, auf dem Herr und Frau Nikolaus Pläne schmiedeten, in ihrer Nähe sangen Chorknaben, während auf dem Kamm Flamingos balancierten und Eisläufer um eine Fichte tanzten.

Eine weiße Limousine kroch vorbei, gefolgt von einem Gemeindebus, während ich die Treppe hinaufeilte. Ich fühlte mich von den vielen Lichtern wie angestrahlt und zur Schau gestellt.

»Jedes Mal, wenn ich deinen Garten sehe, fühle ich mich bestätigt: Du hast den Verstand verloren«, sagte ich, als Marino die Tür öffnete und ich mich rasch den neugierigen Blicken entzog.

»Letztes Jahr war schon schlimm genug.« »Ich habe jetzt drei Sicherungskästen«, sagte er stolz. Er trug Jeans, Socken und ein rotes Flanellhemd, das hinten aus der Hose hing. »Wenigstens macht mich etwas glücklich, wenn ich nach Hause komme«, sagte er. »Pizza ist unterwegs. Ich habe Bourbon, wenn du welchen willst.« »Was für eine Pizza?«

»Die ich bestellt habe. Mit allem. Geht auf meine Rechnung.

Papa John's braucht meine Adresse nicht mehr. Sie fahren einfach den Lichtern nach.«

»Wie wäre es mit heißem koffeinfreien Tee?«, fragte ich, ziemlich sicher, dass er so etwas nicht hatte.

»Du machst wohl Witze«, sagte er.

Ich sah mich um, als wir durch das Wohnzimmer in die kleine Küche gingen. Natürlich hatte er sein Haus auch im Inneren geschmückt. Ein Weihnachtsbaum stand blinkend neben dem Kamin. Geschenke, nahezu alles Attrappen, türmten sich, und in jedem Fenster hingen Lichterketten in Form roter Chilischoten.

»Bray hat mich angerufen«, sagte ich und ließ Wasser in den Teekessel laufen. »Jemand hat ihr meine Telefonnummer gegeben.«

»Rate mal wer.« Er riss die Kühlschranktür auf, seine gute Laune verschlechterte sich rapide. »Und ich meine auch zu wissen, warum.« Ich stellte den Kessel auf den Herd und schaltete das Gas ein. Lichter flackerten.

»Deputy Chief Carson hat heute den Dienst quittiert. Oder was man den Dienst quittieren nennt«, sagte ich.

Marino riss eine Bierdose auf. Er ließ sich nicht anmerken, ob er mir zugehört hatte.

»Hast du gewusst, dass er aufgehört hat?«, fragte ich.

»Ich weiß überhaupt nichts mehr.«

»Offensichtlich ist Major Inman sein Nachfolger -«

»Na klar, natürlich«, sagte Marino sehr laut. »Und weißt du warum? Weil es zwei Majors gibt, einen in Uniform, den anderen bei der Kriminalpolizei, und selbstverständlich lässt Bray ihren Jungen in Uniform übernehmen.«

Er leerte die Dose in ungefähr drei Zügen. Dann zerdrückte er sie und schleuderte sie in den Abfall. Er verfehlte sein Ziel, und die Dose klapperte über den Boden.

»Weißt du, was das bedeutet?«, fragte er. »Ich werd's dir sagen.

Es bedeutet, dass Bray jetzt Uniform und Kriminalpolizei kontrolliert, und das bedeutet, dass ihr die ganze verdammte Polizei untersteht und wahrscheinlich auch das ganze Budget. Und Inman ist ihr größter Fan, weil sie ihn gut aussehen lässt. Sag mir, wie schafft die Frau das, nach nur drei Monaten?«

»Sie hat eindeutig Verbindungen. Hatte sie wahrscheinlich schon, bevor sie diesen Job übernommen hat. Und ich meine nicht nur Verbindungen zum Polizeipräsidenten.«

»Zu wem dann?«

»Marino, es könnte jeder sein. Im Augenblick spielt es keine Rolle. Dafür ist es zu spät. Jetzt haben wir es mit ihr zu tun, nicht

mit dem Chief. Mit ihr, nicht mit der Person, die vielleicht an den Fäden gezogen hat.«

Er öffnete eine zweite Bierdose und marschierte wütend in der Küche auf und ab.

»Jetzt weiß ich auch, warum Carson am Hafen aufgetaucht ist«, sagte er. »Er wusste, was passieren würde. Er weiß, wie übel diese Scheiße stinkt, und vielleicht hat er versucht, uns auf seine Weise zu warnen, oder er wollte sich verabschieden. Seine Karriere ist vorbei. Ende. Letzter Fall. Aus und vorbei.«

»Er ist so ein guter Mann«, sagte ich. »Verdammt noch mal, Marino, es muss doch irgendetwas geben, was wir tun können.«

Sein Telefon klingelte, und ich zuckte zusammen. Draußen auf der Straße fuhren beständig Autos vorbei. Marinos blecherne Musikanlage, die ununterbrochen

Weihnachtslieder spielte, war wieder bei »Jingle Bells« angelangt.

»Bray will mit mir über so genannte Veränderungen sprechen, die sie durchsetzen will«, sagte ich.

»Oh, das kann ich mir vorstellen«, sagte er und lief in Socken über das Linoleum. »Und vermutlich sollst du alles liegen und stehen lassen, wenn sie ganz plötzlich mit dir zu Mittag essen will, und das wird sie wollen, dich zwischen zwei Scheiben Brot mit einer Menge Senf verspeisen.«

Er nahm den Telefonhörer ab.

»Was?«, schrie er dem armen Menschen am anderen Ende der Leitung ins Ohr.

»Hm, hm. Ja«, sagte Marino und hörte zu.

Ich durchsuchte seine Küchenschränke und fand eine zerknautschte Schachtel mit Teebeuteln.

»Das bin ich. Warum zum Teufel reden Sie nicht mit mir?«, sagte Marino empört.

Er hörte zu, marschierte auf und ab.

»Das ist wohl ein Witz«, sagte er. »Einen Augenblick. Ich werde sie fragen.«

Er legte die Hand über die Sprechmuschel und sagte leise: »Bist du sicher, dass du Dr. Scarpetta bist?«

Dann wandte er sich wieder dem Telefon zu. »Sie sagt, das letzte Mal, als sie gecheckt hat, war sie's noch.« Dann drückte er mir gereizt das Telefon in die Hand.

»Ja?«, sagte ich.

»Dr. Scarpetta?«, sagte eine mir unbekannte Stimme. »Ja.«

»Hier spricht Ted Francisco, ATF-Büro Miami.«

Ich erstarrte, als würde jemand eine Waffe auf mich richten.

»Lucy hat gesagt, Captain Marino wüsste vielleicht, wo Sie sich aufhalten, wenn wir Sie zu Hause nicht erreichen. Können Sie mit ihr sprechen?«

»Natürlich«, sagte ich beunruhigt.

»Tante Kay?«

»Lucy! Was ist los? Alles in Ordnung?«

»Ich weiß nicht, ob du gehört hast, was hier passiert ist -«

»Ich habe überhaupt nichts gehört«, sagte ich rasch, und Marino blieb stehen und starrte mich an.

»Unser Einsatz. Er ist schief gegangen, ich kann's dir jetzt nicht erzählen, aber er ist wirklich daneben gegangen. Ich musste zwei von ihnen umbringen. Und Jo wurde angeschossen.«

»Um Gottes willen«, sagte ich. »Bitte sag, dass es ihr gut geht.«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie mit einer vollkommen anormalen Ungerührtheit. »Sie liegt unter anderem Namen im Jackson Memorial, und ich kann sie nicht anrufen. Ich muss hier bleiben, weil sie Angst haben, dass die anderen nach uns suchen. Rache.

Das Kartell. Ich weiß nur, dass sie am Kopf und am Bein geblutet hat, sie war bewusstlos, als der Krankenwagen kam.«

Lucy zeigte keinerlei Emotion. Sie klang wie ein Roboter oder wie einer der Computer mit künstlicher Intelligenz, die sie während eines früheren Abschnitts ihrer Karriere programmiert hatte.

»Ich werde -«, sagte ich, als plötzlich wieder Agent Francisco am Apparat war.

»Sie werden in den Nachrichten davon hören, Dr. Scarpetta, und ich wollte, dass Sie es vorher erfahren. Vor allem, dass Lucy nichts passiert ist.«

»Körperlich vielleicht nicht«, sagte ich.

»Ich will Ihnen sagen, was als Nächstes geschehen wird.«

»Als Nächstes geschieht«, fiel ich ihm ins Wort, »dass ich sofort hinunterfliege. Und wenn ich ein Flugzeug chartern muss.«

»Ich möchte Sie bitten, das nicht zu tun«, sagte er. »Ich werde es Ihnen erklären. Die Gruppe, mit der wir's zu tun haben, schreckt vor nichts zurück. Und Lucy und Jo wissen viel zu viel über sie, um wen es sich handelt und wie sie ihre Geschäfte abwickeln.

Ein paar Stunden nach der Schießerei schickten wir ein Bombeneinsatzkommando zu Lucys und Jos Undercoveradres-sen, und unser Spürhund fand Rohrbomben unter ihren Autos.«

Ich zog einen Stuhl unter Marinos Küchentisch hervor und setzte mich. Ich fühlte mich, als hätte ich einen Schwächeanfall.

Ich sah nur noch verschwommen. »Sind Sie noch da?«, fragte er. »Ja, ja.«

»Wie erwartet haben jetzt unsere Leute in Miami den Fall übernommen, Dr. Scarpetta.

Normalerweise würden wir ein Expertenteam einsetzen, dass die Schießerei mit den beiden bespricht, und zusätzliches Personal, das sie unterstützt -Agenten, die bei kritischen Zwischenfällen dieser Art dabei waren und ausgebildet sind, mit Kollegen zu arbeiten, die etwas Ähnliches durchmachen. Aber angesichts der bedrohlichen Lage wollen wir Lucy nach Norden schicken, nach Washington, wo immer sie in Sicherheit ist.«

»Danke, dass Sie sich so gut um sie kümmern. Gott segne sie«, sagte ich mit einer Stimme, die nicht wie die meine klang.

»Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte Ted Francisco. »Ich weiß es wirklich. Ich war in Waco.«

»Danke«, sagte ich noch einmal. »Was wird DEA mit Jo tun?«

»Sie in ein anderes, eine Million Kilometer entferntes Krankenhaus verlegen, sobald das möglich ist.« »Was ist mit dem MCV?«, fragte ich. »Ich kenne es nicht.«

»Ihre Familie lebt in Richmond, wie Sie vielleicht wissen, aber wichtiger noch, das MCV ist ein hervorragendes Krankenhaus, und ich gehöre der Fakultät an«, sagte ich. »Wenn Sie sie hierher bringen, werde ich persönlich dafür sorgen, dass alles Menschenmögliche für sie getan wird.«

Er zögerte, dann sagte er: »Danke. Wir werden es uns durch den Kopf gehen lassen und es mit ihrem Supervisor besprechen.«

Nachdem er aufgelegt hatte, starrte ich das Telefon an. »Was?«, fragte Marino.

»Der Einsatz ist schief gelaufen. Lucy hat zwei Menschen erschossen -«

»War die Schießerei okay?«, schnitt er mir das Wort ab. »Keine Schießerei ist okay!«

»Verdammt noch mal, Doc, du weißt, was ich meine. War sie gerechtfertigt? Erzähl mir bloß nicht, dass sie aus Versehen zwei verdammte Agenten erschossen hat!«

»Nein, natürlich nicht. Jo wurde angeschossen. Ich bin mir nicht sicher, wie es ihr geht.«

»Scheiße!«, rief er und schlug so fest mit der Faust auf die Abstellfläche, dass die Teller im Trockengestell klapperten. »Lucy musste los und es jemandem zeigen, stimmt's? Sie hätten sie nie einem solchen Einsatz zuteilen dürfen. Das hätte ich ihnen auch sagen können! Sie hat nur auf eine Gelegenheit gewartet, jemandem das Gehirn aus dem Kopf zu blasen, wie ein verdammter Cowboy mit gezogener Waffe hereinspaziert

zu kommen, um es allen heimzuzahlen, die sie im Leben hasst -«

»Marino, hör auf.«

»Du hast ja selbst gesehen, wie sie ist, neulich bei dir zu Hause«, wetterte er weiter. »Seit Benton ermordet wurde, ist sie völlig von der Rolle. Als Rache hat es ihr nicht mal gereicht, den verfluchten Hubschrauber abzuschießen und Carrie Grethen und Newton Joyce als Hackfleisch im Wasser zu versenken.«

»Das reicht«, sagte ich erschöpft. »Bitte, Marino. Das hilft uns nicht weiter. Lucy ist ein Profi, und das weißt du auch. Das ATF hätte ihr diesen Auftrag nie gegeben, wenn sie keiner wäre. Sie kennen ihre Geschichte, und nach der Sache mit Benton haben sie sie ausführlich begutachtet und psychologisch beraten. Wie sie diesen Albtraum bewältigt hat, hat ihnen im Gegenteil noch mehr

Respekt für sie eingeflößt, als Agentin und als Mensch.«

Er schwieg und machte eine Flasche Jack Daniel's auf. Dann sagte er: »Du und ich, wir wissen, dass sie es nicht sehr gut bewältigt hat.«

»Lucy war immer in der Lage, die Dinge auseinander zu halten.«

»Ja, und wie gesund ist das?«

»Das sollten wir am besten uns selbst fragen.«

»Ich sage dir, Doc, diesmal wird sie nicht so leicht damit fertig werden«, sagte er, goss Bourbon in ein Glas und warf ein paar Eiswürfel dazu. »Sie hat vor knapp einem Jahr im Dienst zwei Menschen umgebracht, und jetzt hat sie es wieder getan. Die meisten Typen schießen während ihrer gesamten

Karriere auf niemandem. Deswegen will ich dir begreiflich machen, dass die Sache diesmal anders gesehen werden wird. Die großen Tiere in Washington werden darüber nachdenken, ob sie es hier vielleicht mit einer Revolverheldin zu tun haben, mit einem Problemfall.«

Er reichte mir den Drink.

»Ich kenne diese Art Polizisten und Agenten«, sagte er. »Sie haben immer vertretbare Gründe für einen justiziablen Mord, aber wenn man genauer hinsieht, hat man den Verdacht, dass sie es unbewusst drauf anlegen, dass etwas schief geht. Davon leben sie.«

»Lucy ist nicht so.«

»Ja, nur dass sie seit dem Tag ihrer Geburt schlecht drauf ist.

Und übrigens, du fährst heute Abend nirgendwo mehr hin. Du bleibst hier bei mir und dem Weihnachtsmann.«

Er goss sich auch einen Bourbon ein, und wir gingen in sein heruntergekommenes, vollgestopftes Wohnzimmer mit den schiefen Lampenschirmen, den verbogenen, verstaubten Jalousien und dem Glastisch mit den scharfkantigen Ecken, den er mir in die Schuhe schob. Er ließ sich in seinen Fernsehsessel fallen, der so alt war, dass er die Risse in dem braunen kunstledernen Bezug mit Isolierband hatte zukleben müssen. Ich erinnerte mich an das erste Mal, als ich sein Haus betreten hatte. Nachdem ich mich von meiner Bestürzung erholt hatte, bemerkte ich, wie stolz er darauf war, alles zu benutzen, bis es auseinander fiel.

Die einzigen Ausnahmen waren sein Pickup, sein Swimmingpool und seit kurzem seine Weihnachtsdekorationen.

Er sah, dass ich betrübt seinen Stuhl betrachtete, während ich mich wie gewöhnlich in eine Ecke der grünen Kordsamtcouch setzte. Sie leistete keinerlei Widerstand, wo sie mit einem Körper in Kontakt geriet, aber sie war bequem.

»Eines Tages werde ich mir einen neuen Sessel kaufen«, sagte er, drückte auf einen Hebel an der Seite, und die Fußstütze klappte aus.

Er bewegte die Füße, als hätte er einen Krampf in den Zehen, und schaltete den Fernseher ein. Es überraschte mich, als er Kanal einundzwanzig einstellte, den Kunst & Unterhaltungssender.

»Ich wusste gar nicht, dass du Biography siehst«, sagte ich.

»Doch. Und die Sendungen mit echten Polizisten. Das mag klingen, als würde ich

Klebstoff schnüffeln, aber ist dir schon aufgefallen, wie alles in der Welt den Bach runter geht, seit Bray in der Stadt ist?«

»Kein Wunder, dass es dir so vorkommt nach dem, was sie dir angetan hat.«

»Hm. Und tut sie dir nicht das Gleiche an?«, provozierte er mich und nippte an seinem Drink. »Ich bin hier nicht der Einzige, den sie ausmanövrieren will.«

»Ich glaube nicht, dass sie die Macht hat, alles, was in unserem Leben passiert, zu verursachen«, erwiderte ich.

»Ich werde die Liste für dich durchgehen, Doc, und denk dran, es handelt sich um einen Zeitraum von drei Monaten, okay? Sie kommt in Richmond an. Ich muss wieder Uniform tragen. Du hast plötzlich einen Dieb in deinem Büro. Sie hat einen Informanten,

der in deinem Namen E-Mails verschickt und dich zur Lieben Dr. Kay macht.

Dann taucht dieser Tote im Container auf, und plötzlich ist Interpol mit im Bild, heute bringt Lucy zwei Menschen um, was Bray im Übrigen nur recht sein kann. Vergiss nicht, sie ist ganz scharf drauf, Lucy nach Richmond zu holen, und wenn das ATF Lucy zurück ins Wasser wirft wie einen Fisch, dann braucht sie einen Job. Und ach ja, jemand hat dich verfolgt.«

Ich sah zu, wie ein junger großartiger Liberace Klavier spielte und sang, während im Off ein Freund darüber sprach, was für ein liebenswerter, großzügiger Musiker er gewesen war.

»Du hörst mir nicht zu«, sagte Marino laut. »Ich höre zu.«

Er hievte sich mit einem verärgerten Ächzen aus dem Sessel und tappte in die Küche.

»Hast du was von Interpol gehört?«, rief ich, während er in einer Besteckschublade kramte und eine Menge Lärm dabei machte.

»Nichts, was sich lohnt zu erzählen.« Die Mikrowelle brummte.

»Es wäre nett, wenn du es trotzdem tätest«, sagte ich ärgerlich.

Liberace warf im Scheinwerferlicht Kusshände, und die Pailletten an seiner Kleidung blitzten auf wie ein intensiv rotes und goldenes Feuerwerk. Marino kam ins Wohnzimmer zurück, eine Schüssel mit zerbrochenen Kartoffelchips und ein Behältnis mit einer Art Dip in den Händen.

»Unser Verbindungsmann hat innerhalb einer Stunde per Computer eine Bitte um mehr Informationen zurückgekriegt. Das ist alles.«

»Das sagt uns eine ganze Menge«, sagte ich enttäuscht. »Das heißt wahrscheinlich, dass sie nichts haben, was zu den auffälligen Merkmalen passt. Der alte Kieferbruch, der ungewöhnliche zusätzliche Höcker auf dem Mahlzahn, ganz zu schweigen von den Fingerabdrücken. Niemand mit solchen Kennzeichen wird gesucht oder vermisst.«

»Ja. Der Fall ist eine harte Nuss«, sagte er mit vollem Mund. Er hielt mir die Schüssel hin.

»Nein, danke.«

»Schmeckt wirklich gut. Man schmilzt den Streichkäse in der Mikrowelle und tut dann

Jalapenos rein. Viel gesünder als Zwiebeldip.«

»Ganz bestimmt.«

»Weißt du, ich hab ihn immer gemocht.« Er deutete mit einem fettigen Finger auf den Fernseher. »Mir egal, dass er schwul war.

Du musst zugeben, er hatte Stil. Wenn die Leute so viel Geld für Platten und Konzertkarten ausgeben, dann sollten sie auch jemanden dafür kriegen, der nicht so aussieht und tut wie Hinz und Kunz auf der Straße.

Ich sag dir was«, fuhr Marino mit vollem Mund fort, »Schießereien sind Scheiße. Du wirst auseinander genommen, als hättest du versucht, den verdammten Präsidenten umzubringen, und dann wirst du psychologisch beraten und alle machen sich Sorgen wegen deiner geistigen Gesundheit, bis du endgültig verrückt wirst.«

Er kippte einen Schluck Bourbon und mampfte mehr Chips.

»Sie wird eine Zeit lang freigestellt werden«, sagte er. »Und die Kriminalpolizei von Miami wird den Fall bearbeiten, wie sie Mordfälle immer bearbeitet. Müssen sie ja. Und jede Menge Scheiße wird darüber geschrieben werden.«

Er blickte zu mir und wischte sich die Hände an seiner Jeans ab.

»Ich weiß, dass du das nicht gern hören wirst, aber vielleicht bist du die Letzte, die Lucy im Augenblick sehen möchte«, sagte er.

20

Es gab eine Regel in unserem Gebäude, wonach jedes Beweisstück, sogar etwas so Harmloses wie eine Karte mit Fingerabdrücken, im Lastenaufzug transportiert werden musste. Der befand sich am Ende eines Korridors, wo in diesem Augenblick zwei Putzfrauen ihre Wagen vor sich herschoben. Ich war unterwegs zu Neils Vanders Labor.

»Guten Morgen, Merle. Und Beatrice, wie geht es Ihnen?« Ich lächelte ihnen zu.

Ihre Blicke landeten auf der mit einem Handtuch bedeckten chirurgischen Schale und der mit Papiertüchern bedeckten Bahre, die ich schob. Sie arbeiteten lange genug hier, um zu wissen, dass sie nichts mit den zugedeckten Dingen zu tun haben wollten.

»Na ja«, sagte Merle.

»Das kommt hin«, stimmte Beatrice ihr zu.

Ich drückte auf den Knopf für den Aufzug.

»Fahren Sie an Weihnachten weg, Dr. Scarpetta?«

Mein Gesichtsausdruck verriet ihnen, dass Weihnachten nicht unbedingt ein Thema war, über das ich gern sprechen wollte.

»Wahrscheinlich haben Sie gar keine Zeit für Weihnachten«, sagte Merle rasch.

Die beiden Frauen fühlten sich ebenso unwohl wie alle anderen, wenn sie daran erinnert wurden, was mit Benton geschehen war.

»Um diese Jahreszeit ist immer unheimlich viel los«, wechselte Beatrice ungeschickt das Thema. »Die Leute trinken auf der

Straße. Die Selbstmordrate steigt, und die Leute geraten sich öfter in die Haare.«

In gut zwei Wochen wäre Weihnachten. Fielding war dieses Jahr zum Notdienst eingeteilt. Ich konnte nicht mehr sagen, wie oft ich an Weihnachten einen Pager dabei gehabt hatte.

»Und viele Leute sterben bei Bränden.«

»Wenn um diese Zeit des Jahres Schlimmes passiert«, sagte ich zu ihnen, als sich die Aufzugstüren öffneten, »dann geht mir das besonders nahe. Viel hat es damit zu tun.«

»Vielleicht ist es das.«

»Ich weiß nicht, erinnerst du dich noch an den Kabelbrand?«

Die Türen schlossen sich, und ich fuhr hinauf in den zweiten Stock, der für Rundgänge

von Politikern und allen anderen, die sich für unsere Arbeit interessierten, angelegt war. Alle Labors befanden sich hinter riesigen Glasscheiben. Das war den Wissenschaftlern, die es gewohnt waren, allein hinter dicken Mauern zu arbeiten, zuerst fremd und unangenehm gewesen. Mittlerweile machte es ihnen nichts mehr aus. Sie testeten Abzüge von Waffen, analysierten Blutflecken, Fingerabdrücke und Fasern, ohne darauf zu achten, was auf der anderen Seite des Glases vor sich ging, wo ich im Augenblick meine Bahre vorbeischob.

Neils Vanders Reich war ein großer Raum mit vielen Abstellflächen, auf denen alle möglichen ungewöhnlichen technischen Instrumente und behelfsmäßigen selbst gebastelten Konstruktionen standen. An einer Wand befand sich ein Holzschrank mit Glastüren, und den hatte Vander in Kammern unterteilt, in denen er mit Wäscheleinen und -klammern Objekte aufhing und sie

den Dämpfen von Super Glue aussetzte, die von einer heißen Platte verströmt wurden.

In der Vergangenheit war es Wissenschaftlern und Polizei selten gelungen, von nicht-porösen Objekten wie Plastiktüten, elektrischen Kabeln oder Leder Fingerabdrücke zu nehmen. Dann entdeckte man rein zufällig, dass sich die Dämpfe von Super Glue ähnlich dem traditionell verwendeten Pulver an Erhöhungen niederschlagen, so dass ein latenter Abdruck auf einmal weiß sichtbar wurde. In einer Ecke stand eine weitere Kleber-Kammer, genannt Cyvac II, die größere Objekte wie Gewehre oder Flinten, Autostoßstangen und theoretisch sogar eine ganze Leiche aufnehmen konnte.

Feuchtigkeitskammern ließen Fingerabdrücke auf porösen Gegenständen wie Papier oder Holz sichtbar werden, die zuvor mit Ninhydrin behandelt worden waren, wiewohl Vander bisweilen auf eine schnellere

Methode zurückgriff und ein gewöhnliches Dampfbügeleisen benutzte. Ein-, zweimal hatte er dabei angeblich Beweisstücke verbrannt. Außerdem standen Nederman-Lampen herum, die mit einer Vakuumkammer ausgestattet waren, um Dämpfe und Rückstände von Drogen abzusaugen.

Weitere Räume in Vanders Reich beherbergten das Automatische Fingerabdruck-Identifizierungssystem oder AFIS und Dunkelkammern für digitale Audio- und Videovergrößerungen.

Ihm unterstand das Fotolabor, wo jeden Tag über einhundertfünfzig Filmrollen entwickelt wurden. Ich brauchte ein Weile, um Vander zu finden. Ich machte ihn schließlich in einem Labor ausfindig, wo in einer Ecke ordentlich aufgestapelt Pizzakartons standen, die findigen Polizisten zum Transport von Autoreifen und Schuhen dienten.

Eine Tür, die jemand einzutreten versucht hatte, lehnte an der Wand.

Vander saß vor einem Computer mit geteiltem Bildschirm und verglich Schuhabdrücke. Ich ließ die Bahre vor der Tür stehen.

»Nett von Ihnen, dass Sie mir aushelfen«, sagte ich.

Seine blassblauen Augen schienen ständig in Bewegung, und wie gewöhnlich war sein Kittel voller lila Ninhydrinflecken, und ein Filzstift ohne Kappe hatte eine Tasche verfärbt.

»Das ist wirklich gut«, sagte er und tippte auf den Bildschirm, als er aufstand. »Der Typ kauft sich neue Schuhe, und Sie wissen ja, wie rutschig Ledersohlen sind. Er nimmt ein Messer und raut sie auf, schneidet einfach rein, weil er nämlich heiraten und nicht

hinfallen will, wenn er durch die Kirche geht.«

Ich folgte ihm aus dem Labor, nicht wirklich in der Stimmung für Anekdoten.

»Dann wird er beraubt. Schuhe, Kleidung, alles weg. Zwei Tage später wird eine Frau in seiner Nachbarschaft vergewaltigt. Die Polizei findet diese merkwürdigen Schuhabdrücke. In der Gegend gab es übrigens eine ganze Menge Einbrüche.«

Wir betraten das Labor mit dem Luma Lite.

»Und es stellt sich heraus, dass es dieser Junge war. Dreizehn Jahre alt.« Vander schüttelte den Kopf, als er das Licht einschaltete. »Ich verstehe Kinder einfach nicht mehr. Als ich dreizehn war, habe ich mit dem Luftgewehr einen Vogel erschossen. Das war mein schlimmstes Verbrechen.«

Er montierte das Luma Lite auf ein Stativ.

»Das ist für mich ein Kapitalverbrechen«, sagte ich zu ihm.

Wir legten die Beweisstücke auf weißes Papier unter der chemischen Haube, Vander steckte das Luma Lite ein, und die Ventilatoren der Lampe sprangen an. Eine Minute später schaltete Vander die Lampe selbst ein und drehte den Intensitätsknopf auf volle Stärke. Er gab mir eine Schutzbrille und schraubte einen blauen 450 Nanometer Filter auf die Linse. Wir setzten die Brillen auf und schalteten das Licht aus. Das Luma Lite warf ein glühendes blaues Licht auf den Boden. Vanders Schatten bewegte sich mit ihm, und Behälter mit Farbe leuchteten brillantgelb, blitzgrün und redwoprot auf. Farbpartikel bildeten eine im ganzen Raum verstreute Konstellation von neonfarbenem Sternenstaub. »Sie wissen ja, dass heutzutage die Idioten in den Labors der

Polizei jetzt manchmal ihr eigenes Luma Lite haben und ihre Sachen selbst bearbeiten«, sagte Vander im Dunkeln. »Sie nehmen das Redwop zum Bestäuben und legen den Abdruck auf einen schwarzen Hintergrund. Ich muss ihn dann bei eingeschaltetem Luma Lite fotografieren und den verdammten Abdruck auf Weiß umkehren.«

Er begann mit dem Papierkorb aus Plastik, den wir in dem Container gefunden hatten, und wurde sofort mit schwachen verschmierten Fingerabdrücken belohnt, die er mit Redwop bestäubte. Der elektrische rote Staub schwebte durch die Dunkelheit.

»Guter Anfang«, sagte ich. »Mach weiter so, Neils.«

Vander schob das Stativ näher zu der schwarzen Jeans des Toten, und die auf links gezogene rechte Hosentasche begann mattrot zu glühen. Ich stieß mit einem

behandschuhten Finger dagegen und hatte einen irisierend orangefarbenen Schmierfleck darauf.

»Ich glaube nicht, dass ich schon mal so ein Rot gesehen habe«, dachte Vander laut nach.

Wir brauchten eine Stunde, um alle Kleidungsstücke, darunter die Schuhe und den Gürtel, zu untersuchen, aber nichts fluoreszierte.

»Eindeutig zwei verschiedene Dinge«, sagte Vander, als ich das Licht wieder einschaltete. »Zwei verschiedene Dinge, die auf natürliche Weise fluoreszieren. Keine Farbflecken außer dem einen, den ich auf den Papierkorb machen musste.«

Ich nahm das Telefon und rief im Leichenschauhaus an. Fielding antwortete.

»Ich brauche alles, was in den Hosentaschen des nicht identifizierten Toten war. Die Sachen liegen zum Lufttrocknen auf einem Tablett.«

»Das wäre ausländisches Geld, ein Zigarrenschneider und ein Feuerzeug.«

»Ja.«

Wir schalteten das Licht wieder aus, untersuchten das Äußere der restlichen Kleidungsstücke und fanden mehr von den merkwürdigen hellen Haaren.

»Stammen die von seinem Kopf?«, fragte Vander, als ich mit der Zange in den kühlen blauen Lichtschein kam, vorsichtig die Haare aufnahm und sie in einen Umschlag schob.

»Sein Haar ist dunkel und dick«, antwortete ich. »Deswegen können diese Haare nicht von ihm sein.«

»Sie sehen aus wie Katzenhaare. Eine dieser Langhaarkatzen, die ich nicht mehr ins Haus lasse. Angora? Perser?«

»Selten. Kaum jemand hat solche Katzen«, sagte ich.

»Meine Frau liebt Katzen«, sagte Vander. »Sie hatte mal so eine, die hieß Creamsicle. Das verdammte Tier suchte sich immer meine Kleider, um sich darauf schlafen zu legen, und wenn ich sie dann anziehen wollte, sahen sie genauso aus wie das hier.«

»Es könnten Katzenhaare sein«, sagte ich. »Für Hundehaare sind sie zu fein, meinen Sie nicht?« »Nicht wenn es so was wie ein Skye Terrier ist. Die haben lange, gerade, seidige Haare.«

»Hellblond?«

»Sie können hellbraun sein«, sagte ich. »Vielleicht das Wollhaar? Ich weiß es nicht.«

»Vielleicht ist der Typ ein Züchter oder arbeitet mit einem zusammen«, schlug Vander vor. »Gibt es nicht auch Langhaarhasen?«

»Klopf, klopf«, sagte Fielding, als er die Tür öffnete. Er kam herein, Tablett in der Hand, und wir schalteten das Licht an.

»Es gibt Angorahasen«, sagte ich. »Aus ihren Haaren werden Pullover gemacht.«

»Sie sehen aus, als hätten Sie mal wieder trainiert«, sagte Vander zu Fielding.

»Sie meinen, dass ich früher nicht so ausgesehen habe?«, fragte Fielding.

Vander blickte verwirrt drein, als wäre ihm noch nie aufgefallen, dass Fielding ein Bodybuilding-Fanatiker war.

»Wir haben in einer der Taschen komische Rückstände gefunden«, sagte ich zu Fielding. »Es ist die Tasche, in der das Geld war.«

Fielding nahm das Handtuch von dem Tablett.

»Ich kenne die englischen Pfund und die Deutsche Mark«, sagte er. »Aber diese zwei Kupfermünzen kenne ich nicht.«

»Ich glaube, es sind belgische Francs«, sagte ich.

»Und ich habe keine Ahnung, woher diese Scheine stammen.«

Ein Schein lag neben dem anderen zum Trocknen. »Sieht aus, als wäre das ein

Tempel. Was ist ein Dirham? Arabisch?« »Das soll Rose überprüfen.«

»Warum hat jemand vier verschiedene Sorten Geld dabei?«, fragte Fielding.

»Wenn er in kurzer Zeit viel hin und her gereist ist«, tippte ich.

»Mehr fällt mir dazu nicht ein. Lassen wir die Rückstände so schnell wie möglich analysieren.«

Wir setzten die Schutzbrillen auf, und Vander schaltete das Licht aus. Das gleiche matte Rot und leuchtende Orange fluoreszierten auf mehreren Scheinen. Wir kontrollierten alle Scheine auf beiden Seiten, fanden hier und dort klar umrissene oder verschmierte Flecken, und dann ein Detail eines verborgenen Fingerabdrucks. Er befand sich kaum sichtbar in der linken oberen Ecke eines Hundert-Dirham-Scheins.

»Wir müssen ein gottgefälliges Leben führen«, sagte Fielding.

»Fantastisch!« Vander kicherte. »Volltreffer! Um den werd ich mich gleich kümmern. Einer meiner Kumpel beim Geheimdienst soll den Abdruck durch MORPHO, PRINTRAK, NECAFIS, WIN, was auch immer laufen lassen - durch jede verfügbare Datenbank und mit allen vierzig, fünfzig Millionen Fingerabdrücken vergleichen.«

Nichts erregte Vander so sehr, wie auf eine Schlinge zu stoßen, die er durch den Cyberspace wirbeln konnte, um einen Verbrecher dingfest zu machen.

»Ist die nationale Datenbank des FBI schon fertig und am Laufen?«, fragte Fielding.

»Der Geheimdienst hat jeden Fingerabdruck, den das FBI auch hat, aber wie immer

muss das FBI das Rad neu erfinden. Sie geben ein Wahnsinnsgeld aus, um diese Datenbank aufzubauen und haben ein ganz anderes System, damit nur ja alles mit allem anderen inkompatibel ist. Ich bin heute Abend zum Essen eingeladen.«

Er fokussierte das Luma Lite auf das verweste dunkle Fleisch, das auf das Korkbrett aufgesteckt war, und sofort fluoreszierten zwei Flecken leuchtend gelb. Sie waren nicht größer als zwei parallel angeordnete, symmetrische Nadelköpfe und färbten nicht ab.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass es eine Tätowierung ist«, sagte ich.

»Ja«, stimmte Vander mir zu. »Wüsste nicht, was es sonst sein sollte. Sonst rührt sich nichts.«

Das Fleisch aus dem Rücken des toten Mannes wirkte im kühlen blauen Licht dunkel und schmutzig.

»Sehen Sie, wie dunkel es hier ist?« Vanders behandschuhter Finger umriss einen Bereich, der ungefähr so groß war wie meine Hand.

»Ich frage mich, was das ist«, sagte Fielding.

»Ich kann mir nicht erklären, warum es so dunkel ist«, sagte Vander.

»Vielleicht ist die Tätowierung schwarz oder braun«, sagte ich.

»Wir sollten Phil das prüfen lassen«, sagte Vander. »Wie viel Uhr ist es? Ich wünschte, Edith hätte für heute Abend nicht zugesagt.

Ich muss gehen. Dr. Scarpetta, Sie sind jetzt sich selbst überlassen. Verdammt, verdammt. Ich hasse es, wenn Edith etwas feiern will. «

»Ach, jetzt machen Sie aber mal halblang«, sagte Fielding.

»Sie wissen doch selbst, was für ein Partylöwe Sie sind.«

»Ich trinke nicht mehr so viel. Ich spüre es.«

»Deswegen trinken Sie doch, Neils«, sagte ich.

Phil Lapointe war in keiner guten Stimmung, als ich sein Vergrößerungslabor betrat, das mehr wie ein Filmstudio aussah als ein Labor, in dem Wissenschaftler mit Pixelns und allen Schattierungen von hellen und dunklen Kontrasten arbeiteten, um dem

Bösen ein Gesicht zu geben. Lapointe war einer der ersten Absolventen unseres Instituts, er war begabt und entschlossen, hatte aber noch nicht gelernt, zum Nächsten überzugehen, wenn ein Fall sich absolut nicht bewegen wollte.

»Verdammt«, sagte er, fuhr sich mit den Fingern durch sein dichtes rotes Haar und blinzelte, während er sich zu einem vierundzwanzig Zoll Bildschirm vorneigte.

»Ich hasse es, Ihnen das antun zu müssen«, sagte ich.

Er tippte ungeduldig auf ein paar Tasten, und eine andere Grauschattierung legte sich über ein Standbild aus einem Video, das in einem Tante-Emma-Laden aufgenommen worden war. Die Gestalt mit der dunklen Brille und dem Haarnetz wurde nicht viel deutlicher, aber der Verkäufer war klar zu

sehen, als Blut wie ein feiner Nebel aus seinem Kopf spritzte.

»Ich probiere und mache, und ich hab's fast, und dann ist es wieder weg«, beklagte sich Lapointe und seufzte. »Ich sehe das verdammte Bild im Schlaf.«

»Unglaublich«, sagte ich und starrte auf den Bildschirm. »Sehen Sie nur, wie entspannt er ist. Es wirkt wie ein verspäteter Gedanke, nichts Besonderes. Wie ein Was-zum-Teufel, ein Na-gut-okay.«

»Ja, das sehe ich auch.« Lapointe streckte sich. »Hat den Mann ohne ersichtlichen Grund einfach erschossen. Das verstehe ich nicht.«

»Ich gebe Ihnen noch ein paar Jahre, dann werden Sie es verstehen«, sagte ich.

»Ich möchte nicht zynisch werden, falls Sie das meinen.«

»Nein, das hat nichts mit Zynismus zu tun. Ich meinte, bis Sie endlich begreifen, dass es keine Gründe geben muss«, sagte ich.

Er starrte auf den Bildschirm, tauchte ein in dieses letzte Bild, das Pyle Gant lebend zeigte. Ich hatte seine Autopsie durchgeführt.

»Mal sehen, was wir hier haben«, sagte Lapointe und nahm das Handtuch von der chirurgischen Schale.

Gant war dreiundzwanzig Jahre alt gewesen, hatte ein zwei Monate altes Baby und hatte Überstunden gemacht, um das Halsband bezahlen zu können, das er seiner Frau zum Geburtstag schenken wollte.

»Das muss vom Container-Mann stammen. Meinen Sie, es ist eine Tätowierung?«

Gant hatte seine Blase nicht mehr beherrschen können, bevor er starb.

»Dr. Scarpetta?«

Ich wusste das, weil das Gesäß seiner Jeans und der Sitz des Stuhls hinter dem Ladentisch mit Urin vollgesogen waren. Vor dem Fenster hielten zwei Polizisten seine hysterische Frau auf dem Parkplatz fest.

»Dr. Scarpetta?«

Sie schrie und schlug um sich. Sie trug eine Zahnspange. »Einunddreißig Dollar und zwölf Cent«, murmelte ich vor mich hin.

Lapointe speicherte die Datei und schloss sie.

»Wie bitte?«, fragte er mich.

»So viel war in der Kasse«, erwiderte ich.

Lapointe drehte sich mit seinem Stuhl um, öffnete Schubladen, nahm Filter in unterschiedlichen Farben heraus und kramte nach Handschuhen. Das Telefon klingelte, und er hob ab.

»Einen Augenblick.« Er hielt mir den Hörer hin. »Es ist für Sie.« Es war Rose.

»Ich habe mit jemandem von der Devisenabteilung der Crestar Bank gesprochen«, sagte sie. »Das Geld, nach dem Sie fragten, ist aus Marokko. Im Augenblick entsprechen neun Komma drei Dirham einem Dollar. Zweitausend Dirham sind demgemäß ungefähr zweihundertfünfzehn Dollar.«

»Danke, Rose -«

»Und es gibt noch etwas, das Sie interessieren wird«, fuhr sie fort. »Es ist

verboten, das Geld nach Marokko einzuführen oder außer Landes zu bringen.«

»Ich habe das Gefühl, der Typ hatte seine Hände in vielen verbotenen Sachen«, sagte ich. »Können Sie es noch einmal bei Agent Francisco versuchen?«

»Sicher.«

Mein Verständnis für das Protokoll des ATF war rasch der Angst gewichen, dass Lucy mich vielleicht zurückgewiesen hatte. Ich wollte sie unbedingt sehen und war bereit, dafür alles zu tun. Ich legte auf, nahm das Korkbrett aus der Schale, und Lapomte sah es sich unter einer starken Lichtquelle an.

»Ich bin nicht sehr optimistisch«, sagte er.

»Fangen Sie bloß nicht an, auch das noch im Schlaf zu sehen«, sagte ich. »Ich habe

auch keine große Hoffnung. Wir können es nur versuchen.«

Was von der Epidermis übrig war, war grünlich schwarz wie ein Sumpf, und das Fleisch darunter wurde zunehmend dunkler und trockner wie geräuchertes Fleisch. Wir legten das Brett unter eine hochauflösende Kamera, die an den Bildschirm angeschlossen war.

»Nichts«, sagte Lapointe. »Es reflektiert zu sehr.«

Er versuchte es mit schräg einfallendem Licht und ging dann zu Schwarzweiß über. Er schraubte mehrere Filter vor die Kameralinse. Blau war nicht von Erfolg gekrönt, ebensowenig Gelb, aber als er es mit Rot versuchte, sprangen uns erneut die zwei irisierenden Punkte entgegen. Lapointe vergrößerte sie. Sie waren vollkommen rund.

Ich dachte an Vollmond, an einen Werwolf mit bösen gelben Augen.

»Besser kriege ich es nicht hin. Ich mach eine Aufnahme«, sagte Lapointe enttäuscht.

Er speicherte das Bild auf der Festplatte und begann, es zu bearbeiten. Dank der Software konnten wir zweihundert Grauschattierungen sehen, die dem bloßen Auge verborgen blieben.

Lapointe benutzte Tastatur und Maus, wechselte von einem Fenster zum nächsten, veränderte Kontrast, Helligkeit, vergrößerte, verkleinerte und passte an. Er eliminierte Hintergrundgeräusche oder, wie er es nannte, Ausschuss, und schließlich sahen wir Haarporen und dann die Punktierungen, die von der Tätowiernadel stammten. Aus dem Sumpf tauchten schwarze Wellenlinien auf, die zu einem Fell oder zu Federn wurden. Ein schwarzer Strich, aus dem die

Blütenblätter von einem Gänseblümchen sprossen, wurde zu einer Kralle.

»Was meinen Sie?«, fragte ich Lapointe.

»Ich glaube, mehr können wir nicht rausholen«, sagte er ungeduldig.

»Kennen wir jemanden, der Experte für Tätowierungen ist?« »Warum fangen Sie nicht mit Ihrem Histologen an?« sagte er.

21

Ich traf George Gara in seinem Labor an. Er holte gerade eine Tüte mit seinem Mittagessen aus einem Kühlschrank, auf dem Keine Lebensmittel stand. In dem Kühlschrank befanden sich Silbernitrat- und Mucinkarminflecken, zudem SchiffReagenzien, nichts davon war vereinbar mit Essbarem.

»Das ist keine so gute Idee«, sagte ich.

»Tut mir Leid«, stotterte er, stellte die Tüte auf eine Ablage und schloss den Kühlschrank.

»Im Aufenthaltsraum steht ein Kühlschrank, George«, sagte ich.

»Sie sind herzlich eingeladen, ihn zu benutzen.«

Er erwiderte nichts, und mir wurde klar, dass er wahrscheinlich nie in den Aufenthaltsraum ging, weil er so unglaublich schüchtern war. Mir tat das Herz für ihn weh. Ich konnte mir nicht einmal annäherungsweise vorstellen, wie sehr er sich als Jugendlicher geschämt haben musste, weil er nicht sprechen konnte, ohne zu stottern. Vielleicht erklärte das die Tätowierungen, die langsam von seinem Körper Besitz nahmen wie eine wuchernde Pflanze. Vielleicht vermittelten sie ihm das Gefühl, etwas Besonderes und männlich zu sein. Ich zog einen Stuhl heran und setzte mich.

»George, kann ich Sie etwas wegen Ihrer Tätowierungen fragen?«, sagte ich.

Er wurde rot.

»Sie faszinieren mich, und ich brauche Hilfe bei einem Problem.« »Natürlich«, sagte er unsicher.

»Gehen Sie zu jemand Bestimmten? Einem richtigen Fachmann? Jemand, der große Erfahrung mit dem Tätowieren hat?«

»Ja, Ma'am«, sagte er. »Ich würde nicht zu irgendjemand gehen.«

»Lassen Sie sich hier in der Stadt tätowieren? Ich brauche jemanden, dem ich ein paar Fragen stellen kann, möchte aber nicht irgendwelchen üblen Typen begegnen, falls Sie mich verstehen.«

»Pit«, sagte er sofort. »Wie in Pitbull, aber Pit ist sein richtiger Name. John Pit. Er ist wirklich gut. Soll ich ihn für Sie anrufen?«, fragte er fürchterlich stotternd.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar«, sagte ich.

Gara zog ein kleines Adressbuch aus seiner Gesäßtasche und suchte nach einer Nummer. Als er Pit am Telefon hatte, erklärte er

ihm, wer ich war, und Pit schien offenbar sehr angetan.

»Hier.« Gara reichte mir den Hörer. »Den Rest überlasse ich Ihnen.«

Das war nicht einfach. Pit war zu Hause und dabei, aufzuwachen.

»Meinen Sie, dass Sie mir weiterhelfen können?«, fragte ich. »Ich habe so ziemlich allen Flash gesehen, der rumläuft«, sagte er.

»Tut mir Leid. Ich weiß nicht, was das ist.«

»Flash, könnte man sagen, sind die Stempel. Sie wissen schon, die Motive, die sich die Leute aussuchen. Jeder Zentimeter meiner Wände ist mit Flash bedeckt. Deswegen glaube ich, dass es besser ist, wenn Sie herkommen, statt dass ich in Ihr Büro komme. Wir könnten etwas sehen, was uns einen Hinweis gibt.

Aber ich muss Ihnen sagen, dass ich mittwochs und donnerstags geschlossen habe. Und das letzte Wochenende hat mich fast umgebracht. Ich bin immer noch dabei, mich zu erholen. Aber für Sie mach ich auf, da es wichtig zu sein scheint. Bringen Sie den Typ mit der Tätowierung mit?«

Er hatte noch nicht verstanden.

»Nein, ich bringe die Tätowierung«, sagte ich. »Aber nicht die Person, die sie hatte.«

»Moment«, sagte er. »Okay, okay, verstehe ich richtig. Sie haben sie aus dem Toten rausgeschnitten.«

»Verkraften Sie das?«

»Himmel, ja. Ich verkrafte alles.«

»Wann?«

»Wie wär's gleich?«

Ich legte auf und war überrascht, Ruffin in der Tür stehen zu sehen. Ich hatte das Gefühl, dass er schon eine ganze Weile dort stand, mich beobachtete und mir zuhörte, da ich ihm den Rücken zugekehrt hatte, während ich mir Notizen machte. Er sah müde aus, seine Augen waren gerötet, als hätte er die halbe Nacht getrunken.

»Sie sehen schlecht aus, Chuck«, sagte ich ohne großes Mitgefühl.

»Ich würde gern nach Hause gehen«, sagte er. »Ich glaube, ich werde krank.«

»Tut mir Leid, das zu hören. Es geht ein neuer, überaus ansteckender Virus um, er wird angeblich übers Internet übertragen.

Er heißt der Halb-Sieben-Virus.«, sagte ich. »Die Leute rasen von der Arbeit nach Hause und setzen sich vor ihren PC. So sie einen haben.«

Ruffin wurde blass.

»Klingt ziemlich komisch«, sagte Gara. »Aber das mit halb sieben verstehe ich nicht.«

»Das ist die Zeit, wenn sich alle Welt bei AOL einloggt«, erklärte ich. »Natürlich können Sie nach Hause gehen, Chuck. Ruhen Sie sich aus. Ich gehe mit Ihnen raus. Vorher müssen wir noch die Tätowierung mitnehmen.«

Ich hatte sie von dem Korkbrett entfernt und in ein Glas mit Formalin gelegt.

»Es heißt, es soll ein wirklich schräger Winter werden«, sagte Ruffin im Plauderton. »Heute Morgen auf dem Weg zur Arbeit habe ich Radio gehört. An Weihnachten soll es einen richtigen Kälteeinbruch geben, und im Februar soll es wieder warm werden wie im Frühling.«

Ich öffnete die automatische Tür zum Verwestenraum, in dem Kriminaltechniker Larry Posner von der Spurensicherung und ein Student die Kleider des toten Mannes untersuchten.

»Ich freue mich immer, Sie zu sehen«, begrüßte ich sie.

»Also ich muss zugeben, dass Sie uns wieder mal eine harte Nuss zu knacken gegeben haben«, sagte Posner, als er mit einem Skalpell Schmutz von einem Schuh kratzte und auf ein weißes Blatt Papier übertrug. »Sie kennen Carlisle?«

»Bringt er Ihnen etwas bei?«, fragte ich den jungen Mann.

»Hin und wieder«, sagte er.

»Wie geht's, Chuck?«, sagte Posner. »Sie sehen nicht besonders aus.«

»Geht so.« Chuck machte weiter auf krank. »Tut mir Leid wegen der Polizei«, sagte Posner und lächelte mitfühlend. Ruffin war sichtlich erschüttert. »Bitte?«, sagte er.

Posner wirkte verlegen, als er antwortete. »Ich habe gehört, dass es mit der Ausbildung nichts wird. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass Sie sich nicht entmutigen lassen sollen.«

Ruffins Blick schweifte zum Telefon.

»Die meisten wissen es nicht«, fuhr Posner fort und wandte sich dem zweiten Schuh zu. »Ich bin bei den zwei ersten Prüfungen in Chemie durchgefallen.«

»Wirklich«, murmelte Ruffin.

»Und das erzählen Sie jetzt.« Carlisle heuchelte Entsetzen und Widerwillen. »Und mir hat man gesagt, dass hier die besten

Leute der Welt arbeiten. Ich will mein Geld zurück.«

»Ich muss Ihnen was zeigen, Dr. Scarpetta«, sagte Posner und schob sein Visier zurück.

Er legte das Skalpell weg, faltete das Blatt Papier wie ein Juwelier und ging zu der schwarzen Jeans, an der Carlisle arbeitete.

Sie lag sorgfältig ausgebreitet auf einer mit Papier bedeckten Bahre. Der Bund war nach außen gekehrt, und Carlisle entfernte vorsichtig mit einer spitzen Zange Haare.

»Das ist wirklich verdammt merkwürdig«, sagte Posner und deutete mit einem behandschuhten Finger, während sein Student den Bund der Jeans vorsichtig ein paar Zentimeter weiter umschlug. Mehr Haare kamen zum Vorschein.

»Wir haben Dutzende davon eingesammelt«, sagte Posner zu mir. »Wir haben den Bund umgeschlagen und fanden im Schritt wie erwartet Schamhaare. Aber diese blonden Haare. Und je weiter wir uns nach unten vorarbeiten, desto mehr werden es.

Das ergibt keinen Sinn.«

»Nein, anscheinend nicht«, pflichtete ich ihm bei.

»Vielleicht ein Tier, eine Perserkatze?«, sagte Carlisle.

Ruffin öffnete einen Schrank und nahm das Plastikglas mit Formalin heraus, in dem sich die Tätowierung befand.

»Vielleicht hat sie auf der Jeans geschlafen, als sie auf links war«, fuhr Carlisle fort. »Manchmal kriege ich meine Jeans kaum runter, so dass die Innenseite außen

ist. Ich werfe sie auf einen Stuhl, und mein Hund liebt es, auf meinen Sachen zu schlafen.«

»Vermutlich ist Ihnen noch nicht in den Sinn gekommen, etwas aufzuhängen oder in eine Schublade zu legen«, bemerkte Posner.

»Gehört das zu meinen Hausaufgaben?« »Ich hole eine Tüte für das Glas«, sagte Ruffin. »Falls es nicht dicht ist.«

»Gute Idee«, sagte ich. Dann fragte ich Posner: »Wie schnell können Sie sich die Sachen ansehen?«

»Weil Sie es sind, werde ich die tödliche Frage stellen«, sagte er.

»Wie schnell brauchen Sie es?«

Ich seufzte.

»Okay, okay.«

»Interpol versucht herauszufinden, wer der Mann war. Ich bin ebenso unter Druck wie alle anderen, Larry«, sagte ich.

»Sie brauchen sich nicht zu rechtfertigen. Ich weiß, wenn Sie sofort sagen, dann gibt es immer einen guten Grund. Ich glaub, jetzt habe ich mir selbst ein Bein gestellt«, fügte er hinzu. »Was ist mit Ruffin? Es schien, als hätte er nicht gewusst, dass er für die Ausbildung bei der Polizei nicht angenommen wurde. Himmel, das ganze Haus weiß es.«

»Erstens, ich wusste es nicht«, sagte ich. »Und zweitens, ich verstehe nicht, dass es das ganze Haus weiß.«

Noch während ich sprach, fiel mir Marino ein. Er wollte es Ruffin heimzahlen, und vielleicht hatte er es getan, indem er diese Neuigkeit irgendwie herausgefunden und sie schadenfroh verbreitet hatte.

»Vermutlich hat Bray ihn vor die Tür gesetzt«, sagte Posner.

Kurz darauf kam Ruffin mit einer Plastiktüte zurück. Wir verließen den Raum und wuschen uns in der jeweiligen Umkleidekabine. Ich nahm mir Zeit. Ich ließ ihn im Flur warten, wohl wissend, dass seine Anspannung mit jeder Sekunde größer wurde.

Als ich schließlich fertig war, gingen wir schweigend nebeneinander her, und er blieb zweimal stehen, um Wasser zu trinken.

»Hoffentlich kriege ich kein Fieber«, sagte er. Ich blieb stehen und sah ihn an, und er zuckte unwillkürlich zurück, als ich meinen Handrücken auf seine Wange legte. »Ich glaube nicht«, sagte ich.

Ich ging mit ihm durch die Lobby und auf den Parkplatz, und mittlerweile hatte er eindeutig Angst.

»Stimmt irgendetwas nicht?«, fragte er schließlich, räusperte sich und setzte seine Sonnenbrille auf.

»Warum fragen Sie mich das?«, sagte ich arglos.

»Weil Sie mich hier raus begleiten und so.«

»Ich gehe zu meinem Wagen.«

»Mir tut Leid, was ich über die Probleme hier und das Internet und so gesagt habe«, fuhr er fort. »Ich wusste, dass ich besser den Mund gehalten hätte, dass Sie sich über mich ärgern würden.«

»Warum glauben Sie, dass ich mich über Sie geärgert habe?«, fragte ich und schloss meinen Wagen auf.

Er schien nicht zu wissen, was er darauf antworten sollte. Ich öffnete den Kofferraum und stellte die Plastiktüte hinein.

»Sie haben dort einen Kratzer im Lack. Wahrscheinlich ein hochgeschleuderter Stein. Aber es fängt an zu rosten -«

»Chuck, ich möchte, dass Sie mir zuhören«, sagte ich ruhig. »Ich weiß Bescheid.«

»Bitte? Ich verstehe nicht, was Sie meinen.« Er stolperte über die Worte.

»Sie verstehen es ganz genau.«

Ich stieg ein und ließ den Motor an.

»Steigen Sie ein, Chuck«, sagte ich. »Sie sollten nicht in der Kälte stehen. Vor allem, da Sie sich nicht wohl fühlen.«

Er zögerte und roch nach Angst während er auf die Beifahrerseite ging.

»Schade, dass Sie es nicht zu Buckhead's geschafft haben. Wir hatten ein interessantes Gespräch mit Deputy Chief Bray«, sagte ich, als er die Tür schloss.

Ihm blieb der Mund offen stehen.

»Ich bin sehr erleichtert, dass endlich viele meiner Fragen beantwortet sind«, fuhr ich fort. »E-Mail, das Internet, Gerüchte über meine Karriere, undichte Stellen.«

Ich wartete auf seine Reaktion, und erschrak, als es aus ihm herausbrach. »Deswegen kann ich plötzlich nicht mehr zur Polizei, stimmt's? Sie haben sie gestern Abend

getroffen, und heute früh erfahre ich es. Sie haben mich schlecht gemacht, ihr gesagt, dass sie mich nicht nehmen soll und es überall herumerzählt.«

»Ihr Name ist nicht einmal gefallen. Und ich habe nirgendwo etwas über Sie erzählt.«

»Quatsch.« Seine zornige Stimme zitterte, als würde er gleich in Tränen ausbrechen. »Ich wollte mein Leben lang Polizist werden, und Sie haben mir diese Möglichkeit kaputt gemacht.«

»Nein, Chuck, das waren Sie selbst.«

»Rufen Sie sie an und reden Sie mit ihr. Tun Sie das«, bettelte er wie ein verzweifeltes Kind. »Bitte.«

»Warum wollten Sie Bray gestern Abend treffen?«

»Weil sie mich darum gebeten hat. Ich weiß nicht, was sie wollte.

Sie hat mir eine Nachricht geschickt und mich gebeten, sie um halb sechs auf dem Parkplatz vor Buckhead's zu treffen.«

»In ihren Augen sind Sie natürlich überhaupt nicht aufgetaucht.

Vermutlich hat das etwas mit den schlechten Nachrichten von heute Morgen zu tun. Was meinen Sie?« »Wahrscheinlich«, murmelte er.

»Wie fühlen Sie sich? Krank? Wenn nicht, dann sollten Sie jetzt mit mir nach Petersburg fahren, damit wir dieses Gespräch zu Ende führen können.«

»Ich-«

»Was, Chuck?«

»Ich will das Gespräch auch zu Ende führen.« »Beginnen Sie damit, wie Sie Deputy Chief Bray kennen gelernt haben. Ich finde es ziemlich außergewöhnlich, dass Sie eine, wie es scheint, persönliche Beziehung zu der mächtigsten Person bei der Polizei unterhalten.«

»Was meinen Sie, wie ich mich gefühlt habe, als alles anfing«, sagte er ganz unschuldig. »Detective Anderson hat mich vor zwei Monaten angerufen und gesagt, sie sei neu hier und wolle mir ein paar Fragen über die Arbeit der Gerichtsmedizin stellen, über unsere Vorgehensweisen und so, und ob ich mit ihr im River City Diner zu Mittag essen würde. So fing die Scheiße an, und ich weiß, ich hätte Sie über diesen Anruf informieren sollen. Ich hätte es Ihnen sagen sollen. Aber an dem Tag haben Sie unterrichtet, und ich wollte nicht stören, und Dr. Fielding war im Gericht. Und so habe ich zu Anderson gesagt, dass ich gern behilflich sein würde.«

»Ziemlich offensichtlich, dass sie nicht viel gelernt hat« »Sie hat mich reingelegt«, fuhr er fort. »Als ich in den River City Diner kam, traute ich meinen Augen nicht. Neben ihr saß Deputy Chief Bray. Sie wollte wissen, wie unser Institut funktioniert.«

»Wer?«

»Bray.«

»Verstehe. Keine große Überraschung«, sagte ich.

»Ich war ziemlich geschmeichelt, aber auch nervös, weil ich nicht verstand, was eigentlich los war. Ich meine, als Nächstes hat sie mich gebeten, mit ihr und Anderson zum Polizeipräsidium zu gehen.«

»Warum haben Sie mir das alles nicht damals erzählt?«, fragte ich, während ich die

Fifth Street Richtung 1-95 South entlang fuhr.

»Ich weiß nicht.«

»Ich glaube schon, dass Sie es wissen.« »Ich hatte Angst.«

»Hat es vielleicht etwas mit Ihrem ehrgeizigen Wunsch zu tun, Polizist zu werden?«

»Also, sind wir doch mal realistisch«, sagte er. »Hätte es einen besseren Kontakt geben können? Und irgendwie wusste sie, dass ich mich dafür interessierte, und als ich in ihrem Büro stand, hat sie die Tür zugemacht und sich mir gegenüber an ihren Schreibtisch gesetzt.«

»War Anderson dabei?«

»Nein, nur Bray und ich. Sie sagte, dass ich bei meiner Erfahrung doch daran denken müsste, Kriminaltechniker zu werden.

Ich kam mir vor, als hätte ich im Lotto gewonnen.«

Ich achtete darauf, Abstand zu den Betonwänden und aggressiven Autofahrern zu halten, während Ruffin mit seiner Chorknabengeschichte fortfuhr.

»Ich muss zugeben, dass ich danach in einer Traumwelt lebte und das Interesse an meiner Arbeit verlor. Das tut mir wirklich Leid«, sagte er. »Und zwei Wochen später hat mir Bray eine EMail geschickt.«

»Woher hatte sie Ihre E-Mail-Adresse?«

»Sie hat mich danach gefragt. Sie schrieb mir, ich solle doch um halb sechs bei ihr zu

Hause vorbeischauen, sie hätte etwas sehr Vertrauliches mit mir zu besprechen.

Und ich sage Ihnen, Dr. Scarpetta, ich wollte nicht hin. Ich wusste, dass etwas Ungutes dabei herauskommen würde.«

»Zum Beispiel?«

»Ich habe fast befürchtet, dass sie mir Avancen machen würde.«

»Hat sie? Was passierte, als sie bei ihr zu Hause waren?«, fragte ich.

»Himmel, es fällt mir wirklich schwer, darüber zu sprechen.« »Spucken Sie's aus.«

»Sie holte mir ein Bier und rückte ihren Stuhl nah an die Couch, auf der ich saß. Sie stellte mir alle möglichen Fragen zu meiner Person, als würde sie sich wirklich für mich interessieren. Und -«

Ein beladener Holztransporter fuhr vor mir auf die Straße, und ich überholte ihn. »Ich hasse diese Dinger«, sagte ich.

»Ich auch«, sagte Chuck, und sein unterwürfiger Tonfall machte mich krank.

»Und was? Was wollten Sie sagen?«, fragte ich.

Er holte tief Luft. Er interessierte sich plötzlich sehr für die Laster um uns herum und die Arbeiter, die neben der Straße etwas asphaltierten. Es schien, dass an diesem Teil der 1-95 nahe Petersburg seit dem Bürgerkrieg gebaut wurde.

»Sie war nicht m Uniform, falls Sie verstehen«, nahm er den Faden mit übertriebener Rechtschaffenheit wieder auf. »Sie trug einen Hosenanzug, aber ich glaube nicht, dass sie darunter einen BH anhatte

oder die Bluse, man konnte irgendwie durchsehen.«

»Hat sie, abgesehen davon, wie sie bekleidet war, versucht, Sie zu verführen, oder Ihnen irgendwelche Avancen gemacht?«

»Nein, Ma'am, aber vielleicht hat sie gehofft, ich würde es versuchen. Und jetzt weiß ich auch warum. Sie hätte etwas gegen mich in der Hand gehabt. Eine Handhabe mehr, mich zu kontrollieren.

Als sie mir das zweite Bier brachte, kam sie auf das Wesentliche zu sprechen. Sie sagte, es wäre wichtig, dass ich die Wahrheit über Sie erführe.«

»Und die lautet?«

»Sie sagte, Sie wären labil. Alle Welt wüsste, dass Sie den Halt verloren hätten,

das waren ihre Worte, dass Sie fast bankrott wären, weil Sie zwanghaft einkaufen würden -«

»Zwanghaft einkaufen?«

»Sie sagte etwas von Ihrem Haus und Ihrem Wagen.«

»Was sollte sie von meinem Haus wissen?«, fragte ich.

Gleichzeitig wurde mir klar, dass Ruffin von beidem wusste, unter anderem.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Das wirklich Schlimme war vermutlich, was sie über Ihre Arbeit sagte. Dass Sie Fälle vermasselt hätten, und die Detectives sich über Sie beschwerten, alle außer Marino. Er würde Sie decken, weshalb sie irgendwann etwas unternehmen müsste.«

»Was sie ja auch getan hat«, sagte ich kalt.

»Muss ich noch weitermachen? Ich will Ihnen all diese Sachen nicht sagen.«

»Chuck, wollen Sie die Chance haben, noch einmal von vorn anzufangen und einiges von dem Schaden, den Sie angerichtet haben, wieder gutzumachen?«

»Wenn es nur möglich wäre«, sagte er, als würde er es wirklich so meinen.

»Dann sagen Sie mir die Wahrheit. Erzählen Sie mir alles. Wir müssen Sie wieder auf den richtigen Weg bringen, damit Sie ein glückliches Leben führen können«, ermunterte ich ihn.

Ich wusste, dass der kleine Mistkerl, jeden verkaufen würde, wenn es in seinem Interesse wäre.

»Sie sagte, einer der Gründe, warum sie geholt worden wäre, sei, dass der Polizeipräsident, der Bürgermeister und der Stadtrat Sie loswerden wollten, aber nicht wüssten wie«, fuhr Ruffin fort, als würden ihm die Worte Schmerzen verursachen. »Die Stadt kann Ihnen ja nicht kündigen, das muss im Prinzip der Gouverneur tun. Sie erklärte mir, dass es das Gleiche wäre, wenn ein neuer Stadtdirektor eingestellt würde, um einen schlechten Polizeipräsidenten loszuwerden. Es war erstaunlich.

Sie war so überzeugend, dass ich ihr jedes Wort glaubte. Und dann - das werde ich nie vergessen - stand sie auf und setzte sich neben mich auf die Couch. Sie sah mir in die Augen.

Und sagte: >Chuck, Ihre Chefin wird Ihr Leben ruinieren, verstehen Sie? Sie wird alle ihre Mitarbeiter mit sich in den Abgrund

reißen, vor allem Sie.< Ich fragte sie, warum ausgerechnet mich.

Und sie sagte: >Weil Sie ein Nichts für sie sind. Leute wie sie tun freundlich, aber zuinnerst halten sie sich für Gott und verachten ihre Lakaien.< Sie fragte mich, ob ich wüsste, was ein Lakai sei, und ich verneinte. Sie erklärte mir, das sei ein Dienstbote. Und da habe ich rot gesehen.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte ich. »Ich habe weder Sie noch irgendjemand anders jemals wie einen Dienstboten behandelt, Chuck.«

»Ich weiß. Ich weiß!«

Ich glaubte, dass sein Bericht teilweise der Wahrheit entsprach.

Das meiste jedoch diente seinen Zielen und war geschönt, dessen war ich sicher.

»Und so fing ich an, Dinge für sie zu tun. Zuerst waren es Kleinigkeiten«, fuhr er fort. »Und jedes Mal, wenn ich etwas Unrechtes getan hatte, wurde es einfacher, es wieder zu tun. Es war, als ob ich innerlich immer härter wurde und mir einredete, dass alles, was ich tat, gerechtfertigt, sogar richtig war. Vielleicht damit ich nachts schlafen konnte. Dann wurden die Sachen, die sie von mir wollte, größer, wie die E-MailGeschichte. Nur dass mir Anderson die Anweisung dazu gab. Bray ist zu glatt, um sich erwischen zu lassen.«

»Was für Dinge zum Beispiel?«, fragte ich.

»Die Kugel in den Abfluss fallen zu lassen. Das war ziemlich schlimm.«

»Ja, das war es«, sagte ich, ohne ihn meine Verachtung spüren zu lassen.

»Deshalb wusste ich auch, dass sie etwas wirklich Großes vorhatte, als sie mir die Nachricht schickte, dass ich sie vor Buckhead's treffen sollte. Ich sollte niemandem ein Wort davon sagen und ihr auch nicht antworten, außer es gäbe ein Problem.

Ich sollte nur hinkommen. Das war alles.

Mittlerweile hatte ich entsetzliche Angst vor ihr«, sagte er, und das glaubte ich ihm aufs Wort. »Sie hatte mich in der Hand. Ich hatte mir die Hände schmutzig gemacht. Ich hatte Angst davor, was sie als Nächstes von mir verlangen würde.«

»Und was hätte das sein können?«

Er zögerte. Ein Lastwagen scherte vor mir ein, und ich trat auf die Bremse. Bulldozer bewegten Erde neben der Straße, die Luft war staubig.

»Den Fall des Container-Mannes zu vermasseln. Ich wusste, dass das kommen würde. Sie würde von mir verlangen, irgendwas zu manipulieren, um Sie in solche Schwierigkeiten zu bringen, dass es aus und vorbei wäre mit Ihnen. Gäbe es dafür einen besseren Fall? Sogar Interpol ist daran beteiligt. Alle sind daran interessiert.«

»Haben Sie irgendetwas getan, um mich in diesem Fall zu kompromittieren, Chuck?«

»Nein, Ma'am.«

»Haben Sie in irgendeinem anderen Fall etwas manipuliert?«

»Abgesehen von der Kugel, nein, Ma'am.«

»Ihnen ist doch klar, dass Sie eine Straftat begehen, wenn Sie Beweise manipulieren oder zerstören? Ist Ihnen klar, dass Bray Sie ins Gefängnis treibt und wahrscheinlich

sogar mit Absicht, um Sie aus dem Weg zu schaffen, wenn sie mit mir fertig ist?«

»Zuinnerst glaube ich nicht, dass sie mir so etwas antun würde«, sagte er.

Er war ein Nichts für sie. Er war ein Speichellecker, der nicht genug Verstand besaß, um eine Falle zu erkennen, wenn er in eine hineinlief, weil sein Ego und Ehrgeiz ihn blendeten.

»Dessen sind Sie sicher«, sagte ich. »Sie sind sicher, dass Bray Sie nicht opfern würde.«

Er wankte.

»Sind Sie derjenige, der die Sachen im Büro geklaut hat?«, fragte ich ihn ohne Umschweife.

»Ich habe alles. Sie wollte, dass ich es tue, dass ich alles tue, damit es so aussieht, als würden Sie ihren Job nicht mehr bewältigen. Ich habe die Sachen zu Hause in einer Schachtel. Ich wollte sie irgendwann im Gebäude stehen lassen, damit jemand sie findet und das Zeug zurückgeben kann.«

»Warum haben Sie ihr so viel Macht über sich eingeräumt?«, fragte ich. »So viel, dass Sie sogar bereit waren, zu lügen, zu stehlen und Beweise zu manipulieren?«

»Bitte, lassen Sie mich nicht verhaften und ins Gefängnis gehen«, sagte er mit Panik in der Stimme. Für diesen Auftritt würde er keinen Oscar gewinnen. »Ich habe eine Frau. Ein Baby ist unterwegs. Ich werde mich umbringen, ich schwöre es. Ich weiß, wie man sich umbringen kann.«

»Denken Sie nicht einmal im Traum daran«, sagte ich. »Sagen Sie so was nie wieder.«

»Ich werde es tun. Ich bin ruiniert, und es war alles mein Fehler.

Niemand anders ist schuld.«

»Sie sind nicht ruiniert, solange Sie es nicht sein wollen.«

»Es spielt keine Rolle mehr«, murmelte er, und allmählich bekam ich Angst, dass er es ernst meinte.

Er fuhr sich ständig mit der Zunge über die Lippen und konnte kaum mehr sprechen, weil sein Mund so trocken war.

»Meiner Frau wäre es egal. Und das Baby müsste nicht mit einem Vater aufwachsen, der im Gefängnis sitzt.«

»Wagen Sie es ja nicht, mir Ihre Leiche zukommen zu lassen«, sagte ich wütend. »Ich will Sie nicht eines Tages auf einem meiner Autopsietische finden.«

Er sah mich entsetzt an.

»Werden Sie endlich erwachsen«, sagte ich. »Man schießt sich nicht einfach das Hirn aus dem Kopf, wenn man Scheiße gebaut hat, haben Sie mich verstanden? Wissen Sie, was Selbstmord ist?«

Er starrte mich mit aufgerissenen Augen an.

»Selbstmord ist, wenn man das letzte verdammte Wort haben will. Ein großes Lass dir das gesagt sein«, sagte ich.

22

Der Pit Stop befand sich neben Kate's Schönheitssalon und einem kleinen Haus mit einem Schild davor, das für eine Parapsychologie-Praxis warb. Ich parkte neben einem zerbeulten Pickup, der mit zahllosen Aufklebern tätowiert war, die mir viel über Mr. Pit sagten.

Die Tür zu seinem Laden ging sofort auf, und mich begrüßte ein Mann, dessen sichtbare Haut, einschließlich Hals und Kopf, über und über tätowiert war. Seine Piercings ließen mich erschaudern.

Er war älter, als ich gedacht hatte, vermutlich in den Fünfzigern, ein drahtiger Mann mit einem langen grauen Pferdeschwanz und einem Bart. Sein Gesicht sah aus, als wäre er schon ein paar Mal zusammengeschlagen

worden. Er trug eine schwarze Lederweste über einem T-Shirt, seine Brieftasche war mit einer Kette an seiner Jeans befestigt.

»Sie müssen Pit sein«, sagte ich, als ich den Kofferraum aufmachte und die Plastiktüte herausnahm.

»Hereinspaziert«, sagte er vollkommen entspannt, als wäre die Welt in bester Ordnung und als gäbe es nichts, weswegen man sich Sorgen machen müsste.

Er ging vor Ruffin und mir hinein und rief: »Taxi, sitz, Mädchen.« Dann sagte er zu uns: »Keine Angst, sie ist sanfter als Babyshampoo.«

Ich wusste, mir würde nicht gefallen, was ich im Innern seines Ladens vorfinden würde.

»Ich wusste nicht, dass Sie jemand mitbringen?«, sagte Pit, und ich sah, dass auch seine Zunge gepierct war. »Wie heißen Sie?«

»Chuck.«

»Er ist einer meiner Assistenten«, erklärte ich. »Wenn er irgendwo Platz nehmen kann, wird er warten.«

Taxi war ein Pitbull, ein braunschwarzer quadratischer Quader aus Muskeln auf vier Beinen.

»Oh ja.« Pit deutete auf eine Ecke, wo eine Sitzgruppe und ein Fernsehgerät standen. »Wir brauchen ja Platz, wo die Kunden auf ihre Termine warten können. Chuck, bitte. Lassen Sie mich wissen, wenn Sie Wechselgeld für den ColaAutomaten brauchen.«

»Danke«, sagte Chuck niedergeschlagen.

Ich mochte nicht, wie Taxi mich anstarrte. Ich würde nie einem Pitbull trauen, gleichgültig wie sehr sein Besitzer auf seiner Sanftmut beharrte. In meinen Augen war die Mischung aus Bulldogge und Terrier eine Frankensteinzüchtung, und ich hatte meinen Teil an zerfleischten Menschen, vor allem Kindern, gesehen.

»Okay, Taxi, Bauchkraulen«, sagte Pit mit gurrender Stimme.

Taxi drehte sich auf den Rücken, streckte die Beine in die Luft, ihr Herr ging in die Hocke und begann ihren Bauch zu kraulen.

»Wissen Sie« - er sah zu Chuck und mir - »diese Hunde sind nicht böse, außer die Besitzer wollen es. Sie sind große Babys.

Hab ich Recht, Taxi? Ich habe sie Taxi genannt, weil vor einem Jahr ein Taxifahrer hier reinkam und eine Tätowierung wollte.

Hat gesagt, er wolle einen Pitbullwelpen gegen einen Sensenmann mit dem Namen seiner Frau darunter tauschen. Und das hab ich dann gemacht, nicht wahr, Mädchen? Ist ein Witz, dass sie ein Pit ist und ich auch. Wir sind aber nicht verwandt.«

Obwohl ich in meiner Laufbahn schon viele höchst seltsame Orte gesehen hatte, war Pits Laden eine Welt, die ich nicht kannte und mir auch nicht hätte vorstellen können. Die Wände waren mit Flash tapeziert, ein Motiv neben dem anderen. Es gab tausende von Indianern, geflügelten Pferden, Drachen, Fischen, Fröschen und kultischen Symbolen, die mir nichts sagten. Pits Sprüche wie Traue niemandem oder Bin dort gewesen, war beschissen hingen überall. Totenschädel aus Plastik grimassierten auf Regalen und Tischen, und Tattoo-Magazine lagen für Unerschrockene herum, damit sie sich die Zeit vertreiben konnten, während sie auf die Nadel warteten.

Was ich vor kurzem noch als anstößig empfunden hatte, verfügte merkwürdigerweise plötzlich über die Autorität und Wahrheit eines Glaubensbekenntnisses. Leute wie Pit und wahscheinlich der Großteil seiner Kundschaft waren Außenseiter, die sich gegen alles auflehnten, was ihnen das Recht nahm, so zu sein, wie sie sein wollten. Was nicht hierher passte, war das Fleisch des toten Mannes, das ich in einem Glas mitgebracht hatte. Jemand, der Armani und Krokodillederschuhe trug, hatte nichts Abweichendes und gehörte keiner Gegenkultur an.

»Wie kamen Sie dazu?«, fragte ich Pit.

Chuck begann, in Tattoo-Magazinen zu blättern, als würde er durch ein Kunstmuseum schlendern. Ich stellte die Tüte auf den Tisch neben die Kasse.

»Graffiti«, sagte Pit. »Ich hab viel davon in meinen Stil übernommen, so ähnlich wie Grime in San Francisco. Womit ich nicht sagen will, dass ich auch nur annähernd so gut bin wie er.

Aber wenn man farbige, Graffiti ähnliche Bilder mit den gewagteren Dingen der alten Schule kombiniert, dann komme ich dabei raus.«

Er tippte mit dem Finger auf ein gerahmtes Foto einer nackten Frau, die durchtrieben lächelte, die Arme provozierend vor der Brust gekreuzt. Auf ihrem Bauch prangte ein Leuchtturm, hinter dem die Sonne unterging.

»Diese Dame da«, sagte er, »kommt mit ihrem Freund rein, weil er ihr eine Tätowierung zum Geburtstag geschenkt hat. Sie fängt an mit diesem klitzekleinen Schmetterling

auf der Hüfte, hat eine Mordsangst. Danach will sie mehr und kommt jede Woche.«

»Warum?«, fragte ich.

»Man wird süchtig.«

»Die meisten Leute wollen mehr als eine Tätowierung?«

»Die meisten, die nur eine wollen, verstecken sie, so dass man sie nicht sieht. Wie zum Beispiel ein Herz auf einer Pobacke oder einer Brust. Mit anderen Worten, diese Tätowierung hat eine spezielle Bedeutung. Oder die Person hat sie sich machen lassen, als sie betrunken war - das gibt's, aber nicht bei mir.

Wenn jemand nach Alkohol riecht, rühre ich ihn nicht an.«

»Wenn jemand eine Tätowierung auf dem Rücken hatte, und das war, soweit ich weiß, die einzige, ist die Tätowierung dann von Bedeutung? Mehr als nur ein Mutbeweis oder ein betrunkener Ausrutscher?«, fragte ich.

»Würde ich sagen. Den Rücken kann man sehen, außer man zieht nie das Hemd aus. Ja, ich würde sagen, sie ist von Bedeutung.«

Er blickte zu der Tüte auf dem Tisch.

»Die Tätowierung dort drin stammt also vom Rücken des Mannes«, sagte er.

»Zwei runde gelbe Punkte, jeder ungefähr so groß wie ein Nadelkopf.«

Pit stand da und dachte darüber nach, sein Gesicht verzerrt, als hätte er Schmerzen.

»Haben sie Pupillen wie bei Augen?«, fragte er.

»Nein«, sagte ich und blickte zu Chuck, um festzustellen, ob er uns hören konnte.

Er saß auf der Couch und blätterte in den Zeitschriften.

»Tja«, sagte Pit. »Das ist schwierig. Keine Pupillen. Kann mir nichts ohne Pupillen vorstellen, wenn es ein Tier oder irgendein Vogel sein sollte. Klingt nicht nach Flash. Klingt mehr nach Maßanfertigung.«

Er machte eine ausholende Geste, als würde er sein Orchester ungeheuerlicher Motive dirigieren.

»Das hier ist alles Flash«, sagte er, »im Gegensatz zu einer Tätowierung, die ein Künstleroriginal ist, zum Beispiel von Grime.

Manchen Tattoos sieht man einen bestimmten Stil an. So wie bei Van Gogh oder Picasso. Ich würde zum Beispiel einen Jack Rudy oder einen Tin Tin jederzeit erkennen, die schönsten grauen Arbeiten, die man finden kann.«

Pit führte mich in einen Raum, der wie das typische Untersuchungszimmer einer Arztpraxis aussah. Darin befanden sich ein Autoklav, ein Ultraschallreinigungsgerät, antibakterielle Seife, Biowrap, Salben, Zungenspatel und Päckchen mit sterilen Nadeln in großen Gläsern. Die Tätowiermaschine sah aus, als könnte sie bei einer Elektrolyse Verwendung finden. Auf einem Wagen standen Spritzflaschen mit Farben und Gefäßen zum Mischen. Im Mittelpunkt von all dem stand ein gynäkologischer Untersuchungsstuhl. Vermutlich erleichterte er die Arbeit an Beinen und anderen Körperteilen, über die ich lieber nicht nachdachte.

Pit breitete ein Handtuch über einen Tisch, und wir zogen beide Latexhandschuhe an. Er schaltete eine Lampe ein und zog sie nahe heran, während ich den Deckel des Glases abschraubte und der beißende Formalingeruch in meine Nase stieg. Ich griff in die pinkfarbene Flüssigkeit und holte die Haut heraus. Sie fühlte sich gummiartig an, das Gewebe für immer konserviert, und Pit nahm sie mir, ohne zu zögern, aus der Hand und hielt sie ans Licht. Er drehte und wendete sie und betrachtete sie durch eine Lupe.

»Ja«, sagte er. »Ich sehe die kleinen Dinger. Hm, Krallen, die sich an einem Ast festklammern. Wenn man vom Hintergrund absieht, erkennt man Schwanzfedern.« »Ein Vogel?«

»Ja, es ist ein Vogel«, sagte er. »Vielleicht eine Eule. Die Augen springen einen an, und

ich denke, dass sie eigentlich größer waren. Das sieht man an den Schattierungen. Hier.«

Ich beugte mich vor, sein behandschuhter Finger bewegte sich über die Haut, als würde er Pinselstriche anbringen.

»Sehen Sie es?«

»Nein.«

»Sie sind ganz schwach. Die Augen sind dunkel umrandet wie die Augen eines Waschbären, irgendwie ungleichmäßig, nicht sehr gekonnt. Jemand hat versucht, sie um einiges zu verkleinern, und da sind Streifen, die von den Umrissen des Vogels ausstrahlen.

Man übersieht sie, wenn man keine Erfahrung mit diesen Sachen hat, weil alles so dunkel und in miserablem Zustand ist.

Aber wenn man genau hinschaut, sieht man, dass die Haut dunkler und schwerer um die Augen ist, wenn man sie so nennen will. Ja. Je länger ich das Ding anschaue, desto überzeugter bin ich, dass es eine Eule ist, und die gelben Punkte sind der verunglückte Versuch, sie zu verdecken, indem man sie zu Eulenaugen umgestaltete. Oder zu was Ähnlichem.«

Ich begann die Streifen zu sehen, die Federn in der dunklen Schattierung, die er beschrieb, und die Art, wie die leuchtend gelben Augen dunkel umrandet waren, als hätte sie jemand verkleinern wollen.

»Jemand hat was mit gelben Punkten, will es nicht mehr und lässt etwas anderes drüber tätowieren«, sagte Pit. »Da die oberste Hautschicht nicht mehr da ist, ist die zweite Tätowierung - die Eule - so gut wie weg. Vermutlich ist die Nadel nicht sehr tief eingedrungen. Aber bei den gelben Punkten

hat jemand wirklich tief gestochen. Viel tiefer als nötig, was heißt, dass zwei verschiedene Künstler am Werk waren.«

Er betrachtete weiterhin das Stück Haut.

»Eine alte Tätowierung kann man nie wirklich zudecken«, sagte er. »Aber wenn man weiß, was man tut, kann man damit arbeiten, so dass das ursprüngliche Motiv nicht mehr ins Auge springt. Das ist der Trick. Man könnte es fast eine optische Illusion nennen.«

»Gibt es eine Möglichkeit herauszufinden, wozu die gelben Augen ursprünglich gehörten?«, fragte ich ihn.

Pit blickte enttäuscht drein und seufzte.

»Jammerschade, dass das Ding in so schlechtem Zustand ist«, murmelte er, legte die Haut auf ein Handtuch und blinzelte ein

paar Mal. »Mann, diese Dämpfe machen einen fertig. Wie arbeiten Sie nur die ganze Zeit mit dem Zeug?«

»Sehr, sehr vorsichtig«, antwortete ich. »Haben Sie was dagegen, wenn ich Ihr Telefon benutze.«

»Nur zu.«

Ich trat hinter den Tisch, ließ Taxi dabei nicht aus den Augen, die sich in ihrem Bett aufgesetzt hatte. Sie starrte mich an, als wollte sie mich davor warnen, eine falsche Bewegung zu machen.

»Ist schon in Ordnung«, redete ich beruhigend auf sie ein.

»Pit?

Ist es okay, wenn ich jemanden anpiepse und ihm Ihre Nummer gebe?«

»Sie ist kein Geheimnis. Nur zu.«

»Du bist ein braves Mädchen«, munterte ich Taxi auf.

Ihre kleinen glanzlosen Augen erinnerten mich an die eines Haifisches, ihr Kopf war gedrungen und dreieckig wie der einer Schlange. Sie sah aus wie ein primitives Wesen, das sich seit Anbeginn der Zeit nicht weiterentwickelt hatte, und ich dachte an die Worte auf der Schachtel, die wir in dem Container gefunden hatten.

»Könnte es ein Wolf sein?«, fragte ich Pit. »Oder sogar ein Werwolf?«

Pit seufzte erneut, die schwere Arbeit des letzten Wochenendes hatte dunkle Ringe unter seine Augen gezeichnet.

»Wölfe sind echt beliebt. Sie wissen schon, der Rudelinstinkt, Einzelgänger«, sagte er.

»Schwer einen Wolf mit einem Vogel, einer Eule oder was auch immer zu verdecken.«

»Ja«, sagte Marino am anderen Ende der Leitung.

»Mann, es könnte vieles sein«, sprach Pit weiter. »Kojote, Hund, Katze. Was immer ein Fell hat und gelbe Augen ohne Pupillen.

Müsste aber klein gewesen sein, damit man es mit einer Eule verdecken konnte. Echt klein.«

»Wer zum Teufel brabbelt da was von einem Fell?«, fragte Marino barsch.

Ich erzählte ihm, wo ich war und warum, während Pit im Hintergrund weiterredete und auf alle möglichen Flashvorlagen mit Fell an der Wand zeigte.

»Großartig.« Marino war außer sich. »Warum lässt du dich nicht tätowieren, wenn du schon dort bist?«

»Ein andermal vielleicht.«

»Ich kann's nicht fassen, dass du allein in einen TattooLaden gehst. Hast du eine Ahnung, was für Leute dort verkehren? Drogenhändler, Arschlöcher auf Bewährung, Motorradgangs.«

»Ist schon in Ordnung.«

»Nein, ist es nicht!«, schrie Marino. Irgendwas hatte ihn aufgebracht, das über meine Anwesenheit in einem TattooLaden hinausging.

»Was ist los, Marino?«

»Nichts, außer dass ich vom Dienst suspendiert bin und keinen Pfennig Gehalt

kriege.« »Das ist absolut nicht gerechtfertigt«, sagte ich wütend, obwohl ich befürchtet hatte, dass so etwas passieren würde.

»Bray hält es für gerechtfertigt. Vermutlich habe ich ihr gestern Abend den Appetit verdorben. Sie sagt, wenn ich mir noch einen Fehltritt leiste, bin ich gefeuert. Die gute Nachricht ist, dass es mir großen Spaß macht, darüber nachzudenken, welchen Fehltritt ich mir noch leisten könnte.«

»He! Ich muss Ihnen was zeigen«, rief mir Pit vom anderen Ende des Raums zu.

»Wir werden was unternehmen«, versprach ich Marino.

»Ja.«

Taxi ließ mich nicht aus den Augen, als ich auflegte und um sie herumging. Ich blickte

auf den Flash an der Wand und fühlte mich noch elender. Ich wollte, dass die Tätowierung ein Wolf war, ein kleiner Werwolf, obwohl sie etwas völlig anderes darstellen konnte und es wahrscheinlich auch tat. Ich ertrug es nicht, wenn eine Frage unbeantwortet blieb, wenn Wissenschaft und rationales Denken irgendwo ein Ende fanden.

Ich fühlte mich so entmutigt und beunruhigt wie selten. Die Wände schienen auf mich zuzurücken, und Tattoo-Motive sprangen mir entgegen wie Dämonen. Von Dolchen durchbohrte Herzen, Totenschädel, Grabsteine, Skelette, Monstertiere und grässliche Ghule tanzten Ringelreihen mit mir.

»Warum wollen die Leute den Tod auf dem Körper tragen?«, fragte ich, und Taxi hob den Kopf »Reicht es nicht, dass man mit ihm leben muss? Warum will jemand, dass

ihm für den Rest seines Lebens der Tod von seinem Arm entgegenblickt?«

Pit zuckte die Achseln und schien überhaupt nicht bekümmert, dass ich seine Kunst infrage stellte.

»Wissen Sie«, sagte er, »wenn man drüber nachdenkt, Doc, gibt es nichts, wovor man Angst haben muss außer Angst. Also lassen sich manche Leute den Tod eintätowieren, damit sie keine Angst mehr vor dem Tod haben. So wie Leute, die Angst vor Schlangen haben, und dann hingehen und im Zoo eine berühren. In gewisser Weise haben auch Sie den Tod jeden Tag vor Augen«, sagte er. »Glauben Sie nicht auch, dass Sie sich mehr davor fürchten würden, wenn Sie ihn nicht jeden Tag sehen würden?« Darauf wusste ich keine Antwort.

»Sie haben ein Stück Haut von einem Toten dabei und fürchten sich nicht davor«,

fuhr er fort. »Aber ein anderer, der reinkommt und das Ding hier sieht, würde vielleicht schreien oder kotzen. Ich bin ja kein Psychologe« - er kaute vehement auf einem Kaugummi herum -, »aber wenn sich einer für immer was in die Haut zeichnen lässt, steckt hinter dem Bild, das er sich aussucht, meist was sehr Wichtiges. Dieser tote Typ zum Beispiel. Die Eule sagt uns etwas über ihn. Was in ihm vorging. Vor allem aber wovor er Angst hatte, was vielleicht mehr damit zu tun hat, was unter der Eule war.«

»Dann sieht es aber so aus, als hätten viele Ihrer Kunden Angst vor wollüstigen nackten Frauen«, sagte ich.

Pit kaute, als wollte der Kaugummi ihm aus dem Mund hüpfen, und sinnierte darüber nach, was ich gerade gesagt hatte.

»Darüber hatte ich noch nicht nachgedacht«, sagte er, »aber es passt. Die

meisten Typen mit den Nackedeis haben Angst vor Frauen. Vor den ganzen Emotionen, die da dran hängen.«

Chuck hatte den Fernseher eingeschaltet und sah Rosie O'Donnell mit leise gedrehtem Ton. Ich hatte tausende von Tätowierungen auf Leichen gesehen, aber nie war mir der Gedanke gekommen, dass sie ein Symbol der Angst sein könnten. Pit tippte auf den Deckel des Glases.

»Der Typ hatte Angst«, sagte er. »Und, wie es aussieht, hatte er guten Grund.«

23

Wieder zu Hause, hatte ich gerade genug Zeit, meinen Mantel aufzuhängen und meine Aktentasche abzustellen, als das Telefon klingelte. Es war zwanzig nach acht, und mein erster Gedanke war Lucy. Das Letzte, was ich gehört hatte, war, dass Jo am Wochenende ins MCV verlegt werden sollte.

Ich hatte Angst und allmählich wurde ich wütend. Gleichgültig, was Verfahrensregeln, Protokoll oder sonstige Bestimmungen vorschrieben, Lucy könnte sich bei mir melden. Sie könnte mich wissen lassen, dass es ihr und Jo gut ging. Sie könnte mir sagen, wo sie sich aufhielt.

Ich nahm rasch ab und war sowohl überrascht als auch beunruhigt, als ich die Stimme des ehemaligen Deputy Chief Al

Carson hörte. Ich wusste, dass er mich nicht anrufen würde, insbesondere nicht zu Hause, wenn es nicht sehr wichtig und die Neuigkeit, die er mir mitzuteilen hatte, nicht sehr schlecht wäre.

»Ich sollte es eigentlich nicht tun, aber irgendjemand muss es tun«, sagte er sofort. »Im Quik Cary wurde jemand umgebracht.

Ein kleines Geschäft in der Nähe der Libbie. Wissen Sie, welchen Laden ich meine? Ein kleiner Supermarkt?«

Er sprach schnell und war nervös. Er klang, als hätte er Angst.

»Ja«, sagte ich. »Das ist hier in der Nähe.« Ich nahm einen Block zur Hand und machte mir Notizen. »Offenbar ein Raubüberfall. Jemand kam rein, nahm das Geld aus der Kasse und erschoss die Verkäuferin.« Ich dachte an das Video, das ich am Vortag

gesehen hatte. »Wann ist das passiert?«, fragte ich.

»Wir glauben, dass sie vor ungefähr einer Stunde erschossen wurde. Ich rufe selbst an, weil Ihr Büro noch nichts davon weiß.«

Ich schwieg, wusste nicht recht, was das zu bedeuten hatte. Eigentlich konnte das, was er gerade gesagt hatte, nicht stimmen.

»Ich habe auch Marino angerufen«, fuhr er fort. »Ich denke, jetzt können sie mir nichts mehr anhaben.«

Bray beherrschte noch immer die Nachrichten.

»Sie sagten vorher was über einen Zeugen«, sagte der Reporter zu ihr.

»Eine Person hat zur mutmaßlichen Tatzeit einen dunkel gekleideten Mann in

der Gegend gesehen«, sagte Bray. »Er lief in eine kleine Straße am Ende des Blocks hier. Der Augenzeuge, der sich gemeldet hat, hat ihn nicht gut gesehen. Wir hoffen, dass sich weitere Personen melden werden, die vielleicht etwas bemerkt haben. Jede Kleinigkeit ist wichtig. Wir müssen alle zusammenarbeiten, um unsere Stadt zu schützen.«

»Was macht sie da? Kandidiert sie für ein Staatsamt?«, sagte Marino »Gibt es in dem Laden einen Safe?«, fragte ich ihn.

»Im Lagerraum, wo ihre Leiche gefunden wurde. Er war nicht geöffnet. Hat man mir zumindest gesagt.«

»Videokamera?«

»Nein. Vielleicht hat er nach dem Mord an Gant etwas gelernt und geht nur noch in Läden, die nicht Versteckte Kamera mit ihm spielen.«

»Vielleicht.«

Er und ich wussten, dass er nur Vermutungen anstellte, dass er sich anstrengte, weil er seinen Job nicht freiwillig aufgeben würde.

»Weißt du das alles von Carson?«, fragte ich.

»Es waren nicht die Polizisten, die mich vom Dienst suspendiert haben«, sagte er. »Klar, du meinst, dass der modus operandi in diesem Fall ein bisschen anders ist, Doc. Aber das ist keine Wissenschaft, Doc, und du weißt es.«

Benton hatte uns gelegentlich schief lächelnd mit dieser Aussage geködert. Er erstellte psychologische Täterprofile, er war ein Experte für Modus operandi, Verhaltensmuster und Vorhersagen. Aber jedes Verbrechen besitzt seine eigene Choreografie, weil jedes Opfer anders ist. Umstände und

Stimmungen sind verschieden, sogar das Wetter spielt eine Rolle, und der Täter modifiziert häufig seine Routine. Benton beschwerte sich des Öfteren über die Hollywood-Versionen verhaltenswissenschaftlicher Befunde: Er war kein Hellseher, und im Gehirn von Gewalttätern steckt keine Computersoftware.

»Vielleicht hat er sich über sie geärgert«, fuhr Marino fort. »Vielleicht hat er sich zuvor mit seiner Mutter gestritten, wer zum Teufel weiß das schon?«

»Was wird passieren, wenn Leute wie Al Carson dich nicht mehr informieren?«

»Das ist mein verdammter Fall«, sagte er, als hätte er mich nicht gehört. »Gant war mein Fall, und dieser ist es auch, das kann man drehen und wenden wie man will. Auch wenn es nicht derselbe Mörder ist, wird das

keiner schneller herausfinden als ich, weil ich derjenige bin, der alles darüber weiß.«

»Du kannst nicht immer mit dem Kopf durch die Wand«, sagte ich. »Das wird bei Bray nicht funktionieren. Du musst einen Weg finden, der es für sie lohnend macht, dich zu tolerieren, und das in den nächsten fünf Minuten.«

Er schwieg, als ich in die Libbie Avenue bog.

»Du bist intelligent, Marino«, fügte ich hinzu. »Schalte deinen Kopf ein. Es geht hier nicht um Territorien und Egos. Eine Frau ist umgebracht worden.«

»Scheiße«, sagte er. »Was ist bloß los mit den Leuten?«

Der Quik Cary war ein kleiner Supermarkt. Er hatte weder eine gläserne Front noch

Zapfsäulen, war weder hell erleuchtet, noch lag er günstig an einer viel befahrenen Straße, wo er Kunden angezogen hätte. Außer an Feiertagen war er nur bis achtzehn Uhr geöffnet.

Auf dem Parkplatz pulsierte es rot und blau, und zwischen den Wagen mit laufenden Motoren, Polizisten und wartenden Sanitätern sonnte sich Bray in Kamerascheinwerfern, die um sie herum erstrahlten wie kleine Sonnen. Sie trug ein langes rotes Wollcape, hochhackige Schuhe und Diamantohrringe, die bei jeder Bewegung ihres schönen Kopfes aufblitzten. Sah ganz so aus, als wäre sie von einer Dinnerparty geholt worden.

Schneeregen begann zu fallen, als ich meinen Kofferraum öffnete und meinen Koffer herausnahm. Bray entdeckte mich vor den Medien, dann fiel ihr Blick auf Marino, und Ärger huschte über ihr Gesicht.

».. .werden wir nicht bekannt geben, bevor nicht ihre Familie informiert wurde«, sagte sie zu den Reportern.

»Pass auf«, murmelte Marino.

Er marschierte schnellen Schritts auf den Laden zu und tat etwas, was er noch nie zuvor getan hatte. Er ließ die Journalisten auf sich zukommen und machte keinen Versuch, ihnen auszuweichen. Er ging sogar soweit, sein Funkgerät in die Hand zu nehmen, während er sich angespannt umsah und alle nur erdenklichen Signale aussandte, dass er zuständig war und viele Geheimnisse kannte.

»Sind Sie drin, Zwei-null-zwei?«, hörte ich ihn sagen, als ich meinen Wagen abschloss.

»Zehn-vier«, sagte eine andere Stimme.

»Bin jetzt da, komm rein«, sagte Marino.

»Bis gleich.«

Augenblicklich hatten ihn mindestens zehn Reporter und Kameramänner eingekreist. Es war erstaunlich, wie schnell sie waren.

»Captain Marino?«

»Captain Marino!«

»Wie viel Geld wurde gestohlen?«

Marino wimmelte sie nicht ab. Brays Blick grub sich in sein Gesicht wie Klauen, als alle Anwesenden ihre Aufmerksamkeit ihm zuwandten, diesem Mann, auf dessen Hals ihr Fuß stand.

»Waren weniger als sechzig Dollar in der Kasse wie bei den anderen Läden?«

»Meinen Sie, dass Minimärkte zu dieser Jahreszeit professionell bewacht werden sollten?«

Marino, unrasiert, voller Bier, blickte in die Kameras und sagte: »Wenn es mein Laden wäre, dann würde ich ihn bewachen lassen.«

Bray kam auf mich zu.

»Sie schreiben diese zwei Raubmorde also der Tatsache zu, dass Weihnachten vor der Tür steht?«

»Ich schreibe sie einem kaltblütigen und gewissenlosen Irren zu.

Er wird es wieder tun«, sagte Marino. »Wir müssen ihn dingfest machen, und das werden wir auch.«

Bray stellte mich, als ich um die Streifenwagen herumging. Sie hatte das Cape fest um sich gezogen und war so kalt und erbarmungslos wie das Wetter.

»Warum lassen Sie das zu?«, fragte sie mich.

Ich blieb auf der Stelle stehen und sah ihr in die Augen. Mein Atem schwebte durch die Luft wie der Dampf einer Lok, die sie überfahren würde.

»Das Wort lassen würde ich im Zusammenhang mit Marino nicht benutzen«, sagte ich. »Ich vermute, Sie werden das auf die harte Weise herausfinden.«

Ein Journalist von einem örtlichen Klatschblatt erhob die Stimme und rief: »Captain Marino! Angeblich sind Sie kein Detective mehr. Was tun Sie hier?«

»Deputy Chief Bray hat mich mit Sonderaufgaben betraut«, sagte Marino grimmig in die Mikrofone. »Ich leite diese Ermittlungen.« »Er ist erledigt«, sagte Bray zu mir.

»Er wird nicht stillschweigend abtreten. Er wird einen Krach machen, wie Sie ihn noch nie in Ihrem Leben gehört haben«, versprach ich ihr und ging weiter.

24

Marino wartete an der vorderen Tür auf mich. Die Erste, die wir sahen, als wir das Geschäft betraten, war Anderson. Sie stand vor dem Ladentisch und wickelte einen leeren Aschenbecher in braunes Papier, während Kriminaltechniker Al Egglestone die Registrierkasse auf Fingerabdrücke untersuchte. Anderson schien überrascht und gar nicht glücklich über unser Auftauchen.

»Was wollen Sie hier?«, fuhr sie Marino an.

»Bier kaufen. Wie geht's, Egglestone?«

»Immer dasselbe, immer dasselbe, Pete.«

»Wir sind noch nicht fertig«, sagte Anderson zu mir.

Ich ignorierte sie und fragte mich, wie großen Schaden sie hier schon angerichtet hatte. Gott sei Dank machte Egglestone die wichtige Arbeit. Mir fiel sofort der umgeworfene Stuhl hinter dem Ladentisch auf.

»Lag der Stuhl schon so da, als die Polizei eintraf?«, fragte ich Egglestone.

»Soweit ich weiß.«

Anderson verließ unvermittelt die Örtlichkeit, wahrscheinlich um Bray zu suchen. »Oh je, oh je«, sagte Marino. »Alte Petze.« »Das kannst du laut sagen.«

An der Wand hinter der Theke waren bogenförmige Blutspuren, die nur von einer arteriellen Blutung stammen konnten.

»Gut, dass du hier bist, Pete, aber du ärgerst eine Schlange mit einem Hölzchen.«

Die Blutspuren führten um den Ladentisch herum und den Gang entlang, der am weitesten von der Vordertür entfernt war.

»Marino, komm her«, sagte ich.

»He, Egglestone, schau, ob du die DNS des Kerls irgendwo finden kannst. Steck sie in eine kleine Flasche, und vielleicht können wir ihn dann im Labor klonen«, sagte Marino, während er zu mir ging. »Dann wissen wir, wer zum Teufel er ist.«

»Du bist ein Spitzenwissenschaftler, Pete.«

Ich wies ihn auf die Blutspuren hin, die sich gemäß dem Auf und Ab von Kim Luongs systolischem Herzschlag verteilt hatten, während sie durch die Halsschlagader verblutete. Die Spuren befanden sich nahe am Boden und erstreckten sich über ungefähr sechs Meter auf Regalen mit

Papierhandtüchern, Toilettenpapier und anderen Haushaltsartikeln.

»Himmel«, sagte Marino, als ihm die Bedeutung der Blutspuren aufging. »Er schleift sie nach hinten, während das Blut aus ihr herausspritzt?«

»Ja.«

»Wie lange lebt man noch, wenn man so blutet?«

»Ein paar Minuten«, sagte ich. »Maximal zehn.«

Davon und von den schwachen, ausgefransten und eng beieinander liegenden Streifen abgesehen, die ihr Haar und ihre Finger hinterlassen hatten, als er sie durch ihr eigenes Blut zog, gab es keine weiteren Blutspuren. Ich stellte mir vor, dass er sie an den Füßen gepackt hielt, ihre Arme sich öffneten wie

Flügel und ihr Haar hinter ihr herschleifte wie Federn.

»Er hat sie an den Knöcheln gehalten«, sagte ich. »Sie hatte langes Haar.«

Anderson war zurückgekommen und beobachtete uns, und ich hasste es, wenn ich in Anwesenheit der Polizei jedes Wort auf die Waagschale legen musste. Aber das war bisweilen unumgänglich. Im Lauf der Jahre hatte ich mit Polizisten gearbeitet, die heimlich Informationen weitergaben, deswegen hatte ich keine andere Wahl, als sie wie einen Feind zu behandeln.

»Sie war bestimmt nicht gleich tot«, fügte Marino hinzu. »Ein Loch in der Halsschlagader setzt einen nicht sofort außer Gefecht«, sagte ich zu ihm. »Man kann dir die Kehle aufschlitzen, trotzdem kannst du noch die Polizei rufen. Sie hätte nicht sofort

bewegungsunfähig sein dürfen, aber sie war es offensichtlich.«

Die Blutspuren wurden niedriger und schwächer, je weiter wir den Gang entlanggingen, und mir fiel auf, dass kleine Blutspritzer bereits getrocknet waren, während größere gerade gerannen. Wir folgten den Streifen und Flecken an Kühlschränken mit Bier vorbei, durch eine Tür, die in den Lagerraum führte, wo Kriminaltechniker Gary Ham kniete und ein anderer Beamte Fotos machte. Beide kehrten mir den Rücken zu und blockierten meine Sicht.

Als ich um sie herumtrat, blieb mir die Luft weg. Kim Lu-ongs Blue Jeans und Unterhose waren bis zu den Knien heruntergezogen und ein chemisches Thermometer war in ihr Rektum eingeführt worden. Ham blickte zu mir auf und erstarrte, als wäre er beim Klauen ertappt worden. Wir arbeiteten seit Jahren zusammen.

»Was glauben Sie eigentlich, dass Sie da tun?«, fragte ich ihn in einem harten Tonfall, den er noch nie zuvor von mir gehört hatte.

»Ich messe ihre Temperatur, Doc«, sagte Ham.

»Haben Sie einen Abstrich gemacht, bevor Sie das Thermometer eingeführt haben? Für den Fall dass sie vergewaltigt wurde?«, fragte ich in demselben zornigen Tonfall wie zuvor, während Marino um mich herumging und die Leiche anstarrte.

Ham zögerte. »Nein, Ma'am, habe ich nicht.«

»Zeit zu verschwinden«, sagte Marino zu ihm.

Ham war Ende Dreißig, ein großer, gut aussehender Mann mit dunklem Haar,

großen braunen Augen und langen Wimpern.

Es war nichts Ungewöhnliches, dass ein bisschen Erfahrung jemanden wie ihn glauben machte, er könne die Arbeit von Gerichtsmedizinern und Pathologen übernehmen. Aber bislang hatte Ham seine Grenzen gekannt und war immer respektvoll gewesen.

»Und wie soll ich jetzt, da Sie einen harten Gegenstand in eine ihrer Körperöffnungen eingeführt haben, das Vorliegen irgendeiner Verletzung interpretieren?«, sagte ich.

Er schluckte.

»Wenn ich in ihrem Rektum eine Kontusion finde, wie kann ich dann vor Gericht beschwören, dass sie nicht von dem Thermometer stammt? Und wenn Sie sich nicht irgendwie für die Sterilität ihrer Instrumente

verbürgen können, kann auch noch jede DNS-Analyse infrage gestellt werden«, fügte ich hinzu.

Hams Gesicht war rot.

»Haben Sie eine Vorstellung, wie viele Artefakte Sie hier geschaffen haben, Officer Ham?«, fragte ich ihn.

»Ich war sehr vorsichtig.«

»Bitte, gehen Sie mir aus dem Weg. Jetzt.«

Ich öffnete meinen Koffer und nahm wütend Handschuhe heraus, ich schob die Finger hinein, und schon klatschte das Latex.

Ich reichte Marino eine Taschenlampe und studierte meine Umgebung. Der Lagerraum war schwach beleuchtet; hunderte Sechserpacks Bier und Limonade in bis zu sechs

Meter Entfernung waren mit Blut bespritzt. Nahe der Leiche standen Kartons mit Tampax und Papierhandtüchern, ihr Boden vollgesogen mit Blut. Es gab keine augenscheinlichen Anzeichen, dass sich der Mörder für irgendetwas anderes als sein Opfer interessiert hatte.

Ich ging in die Hocke und betrachtete die Leiche, versuchte, Schattierungen und Strukturen von Fleisch und Blut wahrzunehmen, jeden Strich der infernalischen Kunst des Mörders. Bislang hatte ich noch nichts berührt.

»Himmel, der hat sie wirklich noch grün und blau geprügelt«, sagte der Polizist, der fotografierte.

Es sah aus, als hätte ein wildes Tier die Sterbende in seine Höhle gezerrt, um sie dort zu zerfleischen. Er hatte ihren Pullover und ihren BH zerrissen, Schuhe und Socken

ausgezogen und sie neben sie geworfen. Sie war eine korpulente Frau gewesen, mit breiten Hüften und schweren Brüsten. Die einzige Möglichkeit, wie ich mir ein Bild von ihrem Gesicht machen konnte, war ihr Führerschein, den man mir zeigte. Kim Luong war hübsch gewesen, mit einem schüchternen Lächeln und langem, glänzend schwarzem Haar.

»Hatte sie die Hose an, als sie gefunden wurde?«, fragte ich Ham.

»Ja, Ma'am.«

»Was ist mit den Schuhen und den Socken?«

»Sie waren ausgezogen. Genau dort, wo sie jetzt liegen. Wir haben sie nicht angefasst.«

Ich musste Schuhe und Socken nicht in die Hand nehmen, um zu sehen, dass sie voller Blut waren.

»Warum zieht er ihr Schuhe und Socken, nicht aber die Hose aus?«, fragte einer der Polizisten.

»Ja. Warum macht jemand etwas so Sonderbares?«

Auch auf ihren Fußsohlen waren getrocknete Blutflecken.

»Im Leichenschauhaus kann ich sie unter besseren Lichtverhältnissen untersuchen«, sagte ich.

Die Schusswunde vorn im Hals war nicht zu übersehen. Es war eine Eintrittswunde, und ich drehte ihren Kopf so weit um, dass ich die Austrittswunde in der linken

Nackenhälfte sehen konnte. Die Kugel hatte ihre Halsschlagader getroffen.

»Wurde die Kugel gefunden?«, fragte ich Ham.

»Sie steckte in der Wand hinter dem Ladentisch«, sagte er und mied meinen Blick. »Bislang keine Hülse, falls es eine gibt.«

Wenn er mit einem Revolver geschossen hatte, gäbe es keine Hülse. Bei Pistolen fielen die Patronenhülsen heraus, was das einzig Hilfreiche war, wenn sie für Gewalttaten benutzt wurden. »Wo in der Wand?«, fragte ich.

»Wenn Sie vor dem Ladentisch stehen, dann links von der Stelle, wo der Stuhl vor der Kasse gestanden hat.«

»Die Austrittswunde ist ebenfalls auf der linken Seite«, sagte ich. »Wenn sie sich direkt gegenüberstanden, als sie erschossen wurde, können Sie nach einem Linkshänder suchen.«

Kim Luongs Gesicht war schrecklich zerkratzt und eingeschlagen, die Haut aufgerissen und zerfetzt von Schlägen mit einem Gegenstand, der ein Muster aus runden und geraden Verletzungen hinterließ. Wie es schien, hatte er sie auch mit den Fäusten misshandelt. Als ich sie nach Brüchen abtastete, gaben kleine Knochenstückchen unter meinen Fingern nach. Ihre Zähne waren eingeschlagen und in den Mund gedrückt.

»Halt sie hierhin«, sagte ich zu Marino.

Er bewegte die Taschenlampe nach meinen Anweisungen, und ich drehte ihren Kopf vorsichtig nach links und rechts, tastete

ihren Schädel durch die Haare hindurch ab und überprüfte ihren Nacken und ihren Hals auf den Seiten. Ich fand weitere Knöchelabdrücke und runde und gerade Verletzungen und hier und da auch unterschiedlich tiefe Abschürfungen.

»Abgesehen davon, dass sie ihr die Hose heruntergezogen haben, um ihre Temperatur zu messen«, sagte ich zu Ham, weil ich mich vergewissern musste, »haben Sie sonst irgendetwas verändert?«

»Nein, Ma'am, ansonsten ist sie unverändert«, erwiderte er. »Ihr Pullover und ihr BH waren genau so.« Er deutete mit dem Finger. »In der Mitte durchgerissen.«

»Mit bloßen Händen.« Marino ging neben mir in die Hocke.

»Verdammt, der Typ hat Kraft. Doc, sie war doch schon so gut wie tot, nachdem er sie hergeschleift hatte, oder?«

»Nicht ganz. Ihr Gewebe reagierte noch auf die Verletzungen.«

»Aber so wie's aussieht, hat er praktisch eine Leiche noch mal totgeschlagen«, sagte Marino. »Sie hat doch nicht dagesessen und mit ihm diskutiert. Sie hat nicht gekämpft. Hier sind keinerlei Kampfspuren. Nichts umgeworfen oder verschoben. Nirgendwo blutige Fußspuren.«

»Er kannte sie«, sagte Anderson in meinem Rücken. »Es muss jemand gewesen sein, den sie kannte. Sonst hätte er sie wahrscheinlich nur erschossen, das Geld genommen und wäre abgehauen.«

Marino war noch immer neben mir, die Ellbogen auf die großen Knie gestützt, die

Taschenlampe in der Hand. Er blickte zu Anderson, als hätte sie den Intelligenzquotienten einer Banane.

»Ich wusste gar nicht, dass Sie auch Täterprofile erstellen«, sagte er. »Haben Sie einen Kurs gemacht?«

»Marino, leuchte hierher«, sagte ich. »Sonst sehe ich nichts.«

Der Lichtschein fiel auf ein blutiges Muster, das ich bislang nicht bemerkt hatte, weil ich zu sehr mit den Verletzungen beschäftigt gewesen war. Praktisch jeder Zentimeter nacktes Fleisch war mit blutigen Wirbeln und Strichen bedeckt, als wäre sie mit den Fingern bemalt worden. Das Blut trocknete und hatte bereits erste Risse. Und ich sah Haare, lange helle Haare klebten in ihrem Blut.

Ich wies Marino darauf hin. Er beugte sich vor.

»Kein Wort«, warnte ich ihn, als er begriff, was ich ihm da zeigte.

»Hier kommt der Chef«, verkündete Egglestone, als er vorsi-chig über die Schwelle trat.

In dem Raum, in dem es aussah, als wäre ein Blutsturm darüber hinweggefegt, befanden sich zu viele Personen, die Luft war stickig. »Wir werden mit Fäden messen«, sagte Ham zu mir.

»Wir haben eine Patronenhülse gefunden«, sagte Egglestone gut gelaunt zu Marino.

»Wenn Sie eine Pause machen wollen, Marino, werde ich die Taschenlampe

halten«, versuchte Ham seinen unverzeihlichen Fehler wieder gutzumachen.

»Ich halte es für ziemlich offensichtlich, dass sie hier lag -reglos -, als er sie schlug«, sagte ich, weil ich die Fadenmethode in diesem Fall nicht für nötig hielt.

»Mit den Fäden werden wir es sicher wissen«, versprach er.

Es war eine alte französische Methode, bei der das Ende eines Fadens mit Klebeband an einem Blutfleck befestigt wurde und das andere an dem geometrisch errechneten Ursprung der Blutung. Dies wurde mehrfach wiederholt, und das Ergebnis war ein dreidimensionales Fadenmodell, anhand dessen man sehen konnte, wie viele Schläge ausgeteilt worden waren und wo sich das Opfer dabei befunden hatten.

»Es sind zu viele Leute hier«, sagte ich laut.

Schweiß rann über Marinos Gesicht.

Ich spürte die Hitze seines Körpers und roch seinen Atem, da er noch immer dicht neben mir war.

»Gib das sofort an Interpol weiter«, sagte ich so leise, dass niemand außer ihm mich hören konnte.

»Wird gemacht.«

»Speer dreihundertachtzig. Jemals davon gehört?«, fragte Egglestone Marino.

»Ja. High-Performance-Scheiße. Gold Dot«, sagte Marino. »Das passt überhaupt nicht.«

Ich holte mein Thermometer heraus und legte es auf einen Karton mit Papptellern, um die Raumtemperatur zu messen.

»Ich kann Ihnen die Temperatur sagen, Doc«, sagte Ham. »Vierundzwanzig Komma vier Grad. Es ist warm.«

Marino bewegte die Taschenlampe, während meine Hände und meine Augen über den Körper wanderten.

»Normale Leute kriegen keine Speer-Munition«, sagte er. »Die kostet zehn, elf Dollar pro Schachtel mit zwanzig Stück. Ganz zu schweigen davon, dass die Knarre kein Stück Scheiße sein darf, sonst explodiert sie dir in der Hand.«

»Die Waffe stammt also von der Straße.« Anderson stand plötzlich neben mir. »Drogen.«

»Fall gelöst«, sagte Marino. »Großartig, vielen Dank, Anderson.

Leute, wir können nach Hause gehen.«

Ich roch den süßlichen klebrigen Geruch von Kim Luongs gerinnendem Blut. Das Serum trennte sich vom Hämoglobin, Zellen brachen zusammen. Ich zog das Thermometer heraus, das Ham ihr ins Rektum eingeführt hatte. Ihre Körpertemperatur betrug einunddreißig Komma vier Grad. Ich blickte auf.

Es befanden sich abgesehen von Marino und mir noch vier Personen in diesem Raum. Meine Wut und mein Frust steigerten sich.

»Wir haben ihre Tasche und ihren Mantel gefunden«, fuhr Anderson fort. »Sechzehn Dollar in ihrer Brieftasche, sieht also nicht so aus, als ob er da dran gewesen wäre. Ach ja,

und daneben stand eine Papiertüte mit einem Plastikbehälter und einer Gabel. Scheint, als hätte sie ihr Abendessen mitgebracht und in der Mikrowelle aufgewärmt.«

»Woher wissen Sie, dass sie's aufgewärmt hat?«, fragte Marino.

Anderson wusste darauf nichts zu sagen. »Zwei und zwei ergibt nicht immer zweiundzwanzig«, fügte er hinzu.

Livor mortis hatte bereits eingesetzt. Ihr Kiefer war zusammengebissen, und auch die kleinen Muskeln in ihrem Hals und ihren Händen waren angespannt.

»Sie ist zu steif, um erst seit zwei Stunden tot zu sein«, sagte ich.

»Was verursacht eigentlich die Leichenstarre?«, fragte Egglestone.

»Das wollte ich auch schon immer wissen.«

»Ich hatte mal einen Fall in Bon Air -«

»Was hast du denn in Bon Air gemacht?«, fragte der Beamte, der noch immer fotografierte.

»Das ist 'ne lange Geschichte. Jedenfalls hat dieser Kerl einen Herzinfarkt, während er vögelt. Seine Freundin glaubt, dass er einfach eingeschlafen ist. Am nächsten Morgen wacht sie auf, und er ist mausetot. Sie will nicht, dass es so aussieht, als wäre er im Bett gestorben, also versucht sie, ihn auf einen Stuhl zu setzen. Er lehnte daran wie ein Bügelbrett.«

»Ich mein's ernst, Doc. Was verursacht die Leichenstarre?«, fragte Ham.

»Das hat mich auch schon immer interessiert.« Diane Bray stand in der Tür. Ihre Augen fixierten mich wie Nägel aus Stahl.

»Wenn man stirbt, hört der Körper auf, Adenosintriphosphat zu produzieren. Deswegen wird man steif«, sagte ich, ohne sie anzublicken. »Marino, kannst du sie so halten, damit ich ein Foto machen kann?«

Seine großen behandschuhten Hände schoben sich unter ihre linke Körperhälfte, während ich meine Kamera holte. Ich fotografierte eine Verletzung unterhalb ihrer linken Achselhöhle im Fleisch ihrer linken Brust, während ich im Kopf Körpertemperatur mit Raumtemperatur gegeneinander abwog und berechnete, wie weit fortgeschritten livor mortis und rigor mortis waren. Ich hörte Schritte, Gemurmel und wie jemand hustete. Ich schwitzte hinter meinem Gesichtsschutz.

»Ich brauche mehr Platz«, sagte ich.

Niemand rührte sich.

Ich sah zu Bray und hielt inne.

»Ich brauche mehr Platz«, sagte ich wütend. »Schicken Sie die Leute raus.«

Sie machte eine Kopfbewegung, die allen außer mir galt. Polizisten warfen Latexhandschuhe in einen roten Sack und verließen den Raum.

»Sie auch«, sagte Bray zu Anderson.

Marino tat, als würde Bray nicht existieren. Bray ihrerseits ließ mich nicht aus den Augen.

»Ich möchte nie wieder an so einen Leichenfundort kommen«, sagte ich zu ihr, während ich arbeitete. »Keiner Ihrer Polizisten, Ihrer Techniker, niemand - und ich

meine niemand - berührt die Leiche oder macht sich in ihrer Nähe zu schaffen, bevor ich nicht da bin oder einer meiner Pathologen.«

Ich sah auf zu ihr.

»Haben wir uns verstanden?«, fragte ich.

Sie schien ernsthaft über das nachzudenken, was ich gesagt hatte. Ich legte einen neuen Film in meine Fünfunddreißig-Millimeter-Kamera. Meine Augen wurden müde, weil das Licht so schlecht war, und ich ließ mir von Marino die Taschenlampe geben. Ich hielt sie schräg auf Kim Luongs linke Brust und anschließend auf ihre rechte Schulter. Bray trat näher, streifte mich, als sie sehen wollte, wofür ich mich interessierte, und es war merkwürdig und erschreckend zu riechen, wie sich ihr Parfum mit dem Geruch des sich zersetzenden Bluts mischte.

»Der Tatort gehört uns, Kay«, sagte sie. »Ich nehme an, dass Sie in der Vergangenheit unter anderen Bedingungen gearbeitet haben - wenn auch vielleicht nicht überall und zu jeder Zeit.

Das meinte ich, als ich sagte -«

»Sie reden nichts als Scheiße!« Marino schleuderte ihr die unhöflichen Worte ins Gesicht. »Captain, Sie halten sich da raus«, schlug Bray zurück. »Sie sind diejenige, die sich raushalten sollte«, sagte er sehr laut.

»Deputy Chief Bray«, sagte ich, »die Gesetze des Staates Virginia regeln, dass der Gerichtsmediziner für die Leiche verantwortlich ist. Die Leiche fällt in meinen Zuständigkeitsbereich.«

Ich machte die letzten Fotos und sah ihr dann in die kalten hellen Augen.

»Die Leiche darf nicht angefasst werden. Nichts darf an ihr verändert oder in irgendeiner Weise manipuliert werden. Habe ich mich klar ausgedrückt?«, sagte ich.

Ich zog meine Handschuhe aus und warf sie verärgert in den roten Sack.

»Sie haben dieser Frau gerade das Herz herausgeschnitten, was ihren Beweiswert anbelangt, Deputy Chief Bray.«

Ich schloss meinen Koffer und verriegelte ihn.

»Sie und der Staatsanwalt werden in diesem Fall hervorragend miteinander auskommen«, fügte Marino wütend hinzu, als auch er seine Handschuhe abstreifte. »In diesem Fall wird es keine Gerechtigkeit geben.«

Er deutete mit einem dicken Finger auf die tote Frau, als hätte Bray sie höchstpersönlich abgeschlachtet.

»Wenn wir den Täter Ihretwegen nicht erwischen!«, schrie er sie an. »Sie und Ihre kleinen Machtspiele und großen Titten! Mit wem sind Sie ins Bett gegangen, um diesen Posten zu ergattern?«

Brays Gesicht wurde aschfahl.

»Marino!« Ich fasste ihn am Arm.

»Ich will Ihnen was sagen.«

Marino war außer sich, entriss mir seinen Arm und schnaubte laut wie ein verwundeter Bär.

»Das zusammengeschlagene Gesicht dieser Frau hat nichts mit Politik oder Fernsehinterviews zu tun, Sie

gottverdammte elende Nutte! Wie würde es Ihnen gefallen, wenn es Ihre Schwester wäre? Ach, Scheiße! Was rede ich da?« Marino riss die mit Talkumpuder bedeckten Hände hoch. »Sie haben ja keine Ahnung, was es heißt, wenn man sich um jemand sorgt.«

»Marino, hol die Sanitäter rein«, sagte ich.

»Marino holt niemanden.« Brays Tonfall hörte sich an, als würde eine Metallschachtel zugeschlagen.

»Was haben Sie vor? Mich feuern?« Marino konnte nicht aufhören, sie zu provozieren. »Nur zu. Und ich werde allen verdammten Reportern von hier bis Island erzählen, warum.«

»Sie zu feuern wäre zu einfach«, sagte Bray. »Besser ist es, wenn Sie weiterhin ohne Gehalt vom Dienst suspendiert bleiben und

leiden. Ja, das könnte noch sehr, sehr lange so weitergehen.«

Sie war verschwunden wie ein roter Blitz, eine rachedurstige Königin, die ging, um ihren Armeen den Angriff auf uns zu befehlen.

»Oh nein!«, rief Marino hinter ihr her, so laut er konnte. »Da täuschst du dich, Baby. Ich habe ganz vergessen, es dir zu sagen. Ich kündige verdammt noch mal!«

Über Funk wies er Ham an, die Sanitäter hereinzuschicken, während ich in Gedanken Berechnungen anstellte, deren Ergebnisse nicht zusammenpassten.

»Der hab ich's gezeigt, was, Doc?«, sagte Marino, aber ich hörte ihm nicht zu.

Die Alarmanlage war um sechzehn Minuten nach sieben losgegangen, und jetzt

war es gerade mal halb zehn. Die Todeszeit war schwer fassbar und trügerisch, wenn man nicht darauf achtete, alle Variablen in Betracht zu ziehen, aber Kim Luongs Körpertemperatur, livor mortis, rigor mortis und der Zustand der Blutflecken passten nicht dazu, dass der Tod erst vor zwei Stunden eingetreten sein sollte.

»Hab das Gefühl, als kämen die Wände auf mich zu, Doc.«

»Sie ist mindestens vier bis fünf Stunden tot«, sagte ich.

Er wischte sich das schweißbedeckte Gesicht am Ärmel ab, seine Augen waren nahezu glasig. Er konnte nicht still halten und tippte nervös auf die Schachtel Zigaretten in seiner Jeanstasche.

»Seit drei oder vier Uhr nachmittags? Du machst wohl Witze. Was hat er die ganze Zeit gemacht?«

Sein Blick schweifte immer wieder zur Tür. Er wartete, wer als Nächster kommen würde.

»Ich denke, dass er eine ganze Menge mit der Leiche gemacht hat«, sagte ich.

»Ich hab mich vermutlich ganz schön in die Scheiße geritten«, sagte Marino.

Schlurfende Schritte und das Geklapper einer Bahre waren zu hören. Gedämpfte Stimmen.

»Ich glaube nicht, dass sie deinen letzten diplomatischen Zuruf gehört hat«, sagte ich zu ihm. »Vielleicht solltest du es dabei belassen.«

»Meinst du, dass er so lange hier geblieben ist, weil er mit seiner blutbefleckten Kleidung nicht bei hellichtem Tag rausgehen wollte?«

»Ich glaube nicht, dass das der einzige Grund war«, sagte ich, als zwei Sanitäter in Overalls die Bahre hochkant nahmen, damit sie durch die Tür passte.

»Hier ist eine Menge Blut verspritzt worden«, sagte ich zu ihnen. »Machen Sie einen Bogen drum.«

»Himmel«, sagte einer von ihnen.

Ich nahm die zusammengefalteten Papiertücher von der Bahre, und Marino half mir, eines davon auf dem Boden auszubreiten.

»Wenn ihr sie ein bisschen hochheben könnt, ziehen wir das Tuch unter sie«, sagte ich. »Gut. Das reicht.«

Sie lag auf dem Rücken. Blutige Augen starrten uns aus zerschlagenen Augenhöhlen an. Mit Plastik verstärktes Papier raschelte, als ich sie mit dem zweiten Tuch zudeckte. Wir hoben sie in den dunkelroten Leichensack auf der Bahre und zogen den Reißverschluss zu.

»Draußen wird es eiskalt«, sagte ein Sanitäter zu uns.

Marinos Blick schweifte durch den Laden und hinaus auf den Parkplatz, wo noch immer rote und blaue Lichter blinkten, aber die Aufmerksamkeit hatte beträchtlich nachgelassen. Die Journalisten waren in ihre Redaktionen zurückgekehrt, nur noch die Kriminaltechniker und ein uniformierter Polizist waren da.

»Ja, richtig«, murmelte Marino. »Ich bin zwar vom Dienst suspendiert, aber siehst du hier irgendwo einen anderen Detective, der

den Fall bearbeitet? Ich sollte alles den Bach runtergehen lassen.«

Wir gingen zu meinem Wagen, als ein alter blauer VW-Käfer auf den Parkplatz fuhr. Der Motor wurde abgewürgt, und die Kupplung krachte. Die Fahrertür wurde aufgestoßen, und ein blasses junges Mädchen mit kurzem dunklem Haar flog fast heraus, so eilig hatte sie es. Sie lief auf die Bahre zu, die die Sanitäter gerade in den Krankenwagen hoben. Sie rannte, als wollte sie über sie herfallen.

»He!«, schrie Marino und lief ihr nach.

Sie erreichte den Krankenwagen, als die Hecktüren ins Schloss fielen. Marino hielt sie fest.

»Ich will sie sehen!«, schrie sie. »Bitte, lassen Sie mich los. Ich will sie sehen!«

»Das geht nicht, Ma'am«, sagte Marino.

Die Sanitäter öffneten ihre Türen und stiegen ein.

»Ich will sie sehen!«

»Es wird alles wieder gut werden.«

»Nein! Nein! Bitte, oh Gott!«, schrie sie ihren Schmerz heraus.

Marino hielt sie von hinten fest. Der Dieselmotor sprang an, und ich konnte nicht mehr hören, was er sonst noch zu ihr sagte, aber er ließ sie los, als der Krankenwagen davonfuhr. Sie fiel auf die Knie, führte die Hände an den Kopf und starrte in die eisige bewölkte Nacht, schrie und klagte und rief immer wieder den Namen der getöteten Frau.

»KIM! KIM! KIM!«

25

Marino beschloss, da zu bleiben, während Egglestone und Ham, auch die Breakfast Boys genannt, Punkte mit Fäden verbanden, obwohl es in diesem Fall nicht nötig war. Ich fuhr nach Hause.

Bäume und Gras waren mit Eis überzogen, und ich dachte, dass es mich nicht wundern würde, wenn die Stromversorgung zusammengebrochen wäre, und genau so war es auch.

Als ich in mein Viertel kam, waren alle Häuser dunkel, und Rita, die unsere Nachbarschaft bewachte, sah aus, als würde sie in ihrem Häuschen eine Seance abhalten.

»Bitte nicht«, sagte ich zu ihr.

Kerzenflammen flackerten hinter dem gläsernen Fenster, als sie herauskam und ihre Jacke fest um sich zog.

»Seit halb zehn ist der Strom weg«, sagte sie kopfschüttelnd.

»Das Einzige, was diese Stadt zu bieten hat, ist Eis.«

Meine Nachbarschaft war so dunkel, als befänden wir uns im Krieg, und der Himmel war zu bewölkt, um den Mond auch nur erahnen zu können. Ich hatte Mühe meine Einfahrt zu finden und stürzte fast, als ich die vereiste Steintreppe hinaufging. Ich hielt mich am Geländer fest und fand irgendwie den richtigen Schlüssel, um die Tür aufzuschließen. Die Alarmanlage funktionierte noch, weil sie im Notfall von Batterien versorgt wurde, aber die Batterien waren nach zwölf Stunden leer, und Stromausfälle aufgrund von Eis konnten Tage dauern.

Ich gab meinen Code ein und schaltete die Alarmanlage erneut ein. Ich brauchte eine Dusche. Auf keinen Fall würde ich in die Garage gehen, um meine Kleidung in die Wäsche zu werfen.

Der Gedanke, nackt durch mein stockfinsteres Haus zu laufen und mich unter eine ebenso dunkle Dusche zu stellen, erfüllte mich mit Entsetzen. Die Stille war absolut, abgesehen vom leisen Prasseln des Schneeregens.

Ich suchte Kerzen und stellte sie an strategischen Stellen im Haus auf. Ich suchte Taschenlampen. Ich machte ein Feuer im Kamin, und das große Zimmer war eine dunkle Tasche, in der Schatten von kleinen Scheiten und dünnen Flammenfingern hin und her geworfen wurden. Zumindest funktionierte das Telefon noch, aber der Anrufbeantworter hatte natürlich den Geist aufgegeben.

Ich konnte nicht still sitzen. In meinem Schlafzimmer zog ich mich schließlich aus und wusch mich mit einem Waschlappen.

Ich zog einen Bademantel und Hausschuhe an und überlegte, was ich tun sollte, denn ich wollte meinen Gedanken keine Muße gönnen. Ich stellte mir vor, dass Lucy angerufen hatte, ich ihre Nachricht aber nicht abhören konnte. Ich schrieb Briefe, zerknüllte sie und warf sie ins Feuer. Ich sah zu, wie das Papier an den Ränder braun wurde, sich entzündete und verbrannte.

Schneeregen prasselte, und es wurde allmählich kälter.

Die Temperatur im Haus sank langsam, die Stunden gingen schleichend in den stillen Morgen über. Ich versuchte zu schlafen, aber ich fror. Meine Gedanken beruhigten sich nicht. Sie sprangen von Lucy zu Benton

zu dem grauenhaften Fundort der Leiche, an dem ich am Abend gewesen war. Ich sah eine blutende Frau vor mir, die über den Boden geschleift wurde, kleine Eulenaugen starrten mich aus verfaulendem Fleisch an. Ich wälzte mich hin und her. Lucy rief nicht an.

Angst nagte an mir, als ich aus dem Fenster in meinen dunklen Garten hinaussah. Mein Atem schlug sich auf dem Glas nieder, und als ich eindöste, wurde das Klick-Klick des Schneeregens zu Stricknadeln, dann zu meiner Mutter in Miami, die strickte, während mein Vater im Sterben lag. Sie strickte endlos lange Schals für die Armen an irgendeinem kalten Ort. Kein einziger Wagen fuhr vorbei. Ich rief Rita in ihrem Wachhäuschen an. Sie nahm nicht ab.

Mein Blick verschwamm, als ich um drei Uhr erneut einzuschlafen versuchte. Äste krachten wie Schüsse, und in der Ferne fuhr ein Zug den Fluss entlang. Sein einsames

Tuten schien den Einsatz zu geben zu einem kreischenden, klappernden, rumpelnden Konzert, das mich noch nervöser machte. Ich lag in der Dunkelheit, in eine Daunendecke gewickelt, und als das erste Licht den Horizont färbte, gab es wieder Strom. Minuten später rief Marino an.

»Wann soll ich dich abholen?«, fragte er mit einer Stimme, die vom Schlaf noch heiser war.

»Abholen? Wozu?« Ich ging erschöpft in die Küche, um Kaffee zu kochen.

»Arbeit.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er sprach.

»Hast du schon aus dem Fenster geschaut, Doc?«, fragte er. »Mit deinem Nazi-Mobil hast du heute keine Chance.«

»Ich hab dir schon oft gesagt, dass du mein Auto nicht so nennen sollst. Das ist nicht witzig.«

Ich ging zum Fenster und zog die Jalousie hoch. Die Welt war eingefroren, jeder Busch, jeder Baum war in Eis getaucht. Der Rasen war ein dicker starrer Teppich. Eiszapfen hingen wie gefletschte Zähne an den Giebeln, und mir war klar, dass mein Wagen so schnell nicht wieder irgendwohin fahren würde.

»Oh«, sagte ich. »Du hast Recht.«

Marinos großer Pickup mit den großen Schneeketten kämpfte sich fast eine Stunde lang über Richmonds Straßen, bis wir vor meinen Büro ankamen. Kein einziges Auto stand auf dem Parkplatz. Vorsichtig tappten wir auf das Gebäude zu, mehrmals zog es uns beinahe den Boden unter den Füßen weg, weil der Asphalt eine spiegelglatte Eisfläche

war. In meinem Büro hängte ich meinen Mantel über den Schreibtischstuhl, und dann gingen wir in die Umkleideräume, um uns umzuziehen.

Die Sanitäter hatten einen transportablen Autopsietisch benutzt, weswegen wir die Leiche nicht von einer Bahre wuchten mussten. Wir öffneten den Leichensack in diesem leeren Theater des Todes und nahmen das blutige Tuch weg. Unter den guten Lichtverhältnissen sahen ihre Verletzungen noch schrecklicher aus. Ich zog eine fluoreszierende, mit einem Vergrößerungsglas ausgestattete Lampe heran, justierte den Arm und schaute durch die Linse.

Ihre vergrößerte Haut war eine Wüste aus getrocknetem, gesprungenem Blut und Schluchten aus klaffenden Wunden. Ich sammelte Haare ein, Dutzende von hellblonden feinen Haaren.

Die meisten waren fünfzehn, achtzehn oder zwanzig Zentimeter lang. Sie klebten an ihrem Bauch, ihren Schultern und Brüsten, und ich tat sie in einen Papierumschlag, damit sie trocken blieben. Auf ihrem Gesicht fand ich keine Haare.

Die Stunden schlichen dahin wie Diebe und stahlen uns den Vormittag, und so sehr ich auch versuchte, eine Erklärung für den zerrissenen engmaschigen Pullover und drahtverstärkten BH zu finden, es gab keine andere als die Wahrheit. Der Mörder hatte sie mit bloßen Händen zerfetzt.

»So etwas habe ich noch nie gesehen«, sagte ich. »Er muss unglaublich stark sein.«

»Vielleicht ist er auf Kokain oder Heroin oder so«, sagte Marino.

»Das könnte auch erklären, was er mit ihr angestellt hat. Und die Gold-Dot-Munition,

verstehst du. Vielleicht handelt er mit Drogen.«

»Wenn ich mich recht erinnere, hat Lucy diese Munition erwähnt«, sagte ich.

»Heißes Zeug auf der Straße«, sagte Marino. »Beliebt bei Drogenhändlern.«

»Wenn er auf Drogen war«, sagte ich und legte Fasern in einen anderen Umschlag, »hätte er wahrscheinlich nicht mehr so systematisch vorgehen können. Er hat das GeschlossenSchild aufgehängt, die Tür abgesperrt und ist erst verschwunden, als er fertig war. Vielleicht hat er sich sogar gewaschen.«

»Dafür gibt es keine Beweise«, sagte Marino. »Nichts in den Abflüssen, Waschbecken oder in der Toilette. Keine blutigen Papierhandtücher. Nichts. Nicht einmal an der Tür, durch die er den

Lagerraum verlassen hat. Ich glaube, er hat etwas benutzt -vielleicht ein Kleidungsstück, ein Papierhandtuch, wer weiß -, um die Tür zu öffnen, damit der Knauf nicht blutig wird oder um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen.«

»Das ist nicht gerade unsystematisch. So handelt niemand, der unter Drogen steht.«

»Mir wär's lieber, er wäre auf Droge gewesen«, sagte Marino finster. »Die Alternative ist schrecklich. Ich wünschte -«

Er beendete den Satz nicht, und ich wusste, dass er wünschte, Benton wäre hier, um uns mit seiner Erfahrung zur Seite zu stehen. Andererseits war es so einfach, sich auf jemand anders zu verlassen. Und auch nicht alle Theorien erforderten einen Experten. Jeder Tatort und jede Wunde sprechen von den Emotionen, die mit einem Verbrechen einhergehen, und dieser Mord hatte

etwas Irrsinniges, etwas Sexuelles und etwas Rasendes.

Das wurde noch offensichtlicher, als ich große, unregelmäßig geformte Quetschungen fand. Als ich sie durch die Lupe betrachtete, entdeckte ich kleine kurvilineare Abdrücke.

»Bisswunden«, sagte ich.

Marino kam zu mir, um sie sich anzusehen.

»Was davon übrig ist. Sie wurde mit brutaler Gewalt geschlagen.«

Ich veränderte die Position der Lampe und fand zwei weitere Bisswunden seitlich auf ihrer rechten Handfläche, eine auf ihrer linken Fußsohle, zwei auf ihrer rechten.

»Herrgott noch mal«, murmelte Marino in dem genervten Tonfall, den ich nur selten von ihm hörte.

Er ging von den Händen zu den Füßen und starrte sie an.

»Womit haben wir es hier zu tun, Doc?«, fragte er.

Die Wunden waren so gequetscht, dass ich nur Abschürfungen von den Zähnen feststellen konnte und sonst nichts. Ich konnte keinen Abdruck machen, nichts was uns weiterhelfen würde.

Ich machte Abstriche, um sie auf Speichelspuren untersuchen zu lassen, und begann dann, die Wunden zu fotografieren. Ich versuchte mir dabei vorzustellen, was es ihrem Mörder bedeutet haben mochte, in ihre Handflächen und Fußsohlen zu beißen.

Hatte er sie doch gekannt? Hatten ihre Hände und Füße symbolische Bedeutung für ihn, erinnerten sie ihn ebenso wie ihr Gesicht daran, wer sie war?

»Er versteht also was von Beweisen«, sagte Marino.

»Wie es scheint, weiß er, dass man anhand von Zahnabdrük-ken jemanden identifizier-en kann«, sagte ich, während ich mit einem Schlauch die Leiche absprühte.

»Brrrr.« Marino schauderte. »Davon kriege ich immer eine Gänsehaut.«

»Sie spürt es nicht.«

»Hoffentlich hat sie auch nicht mehr gespürt, was mit ihr passiert ist.«

»Ich glaube, als er anfing, war sie entweder schon tot oder zumindest fast tot. Gott sei Dank«, sagte ich.

Ihre Autopsie förderte ebenfalls etwas Grauenhaftes zu Tage.

Die Kugel, die in Kim Luongs Hals drang und ihre Halsschlagader zerfetzte, hatte zwischen dem fünften und sechsten Halswirbel auch ihr Rückgrat getroffen und sie gelähmt. Sie konnte atmen und sprechen, sich jedoch nicht bewegen, während er sie den Gang entlangzerrte und ihr Blut an die Regale spritzte. Ihre unbrauchbaren Arme waren ausgestreckt, schlaff, unfähig, an die Wunde in ihrem Hals zu fassen. Ich sah das Entsetzen in ihren Augen vor mir. Ich hörte sie wimmern, während sie überlegte, was er ihr als Nächstes antun würde, und dabei zusah, wie sie starb. »Verdammter Scheißkerl!«, sagte ich.

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie Leid es mir tut, dass sie zur Todesspritze übergegangen sind«, sagte Marino mit harter hasserfüllter Stimme. »Arschlöcher wie er sollten schmoren. Sie sollten an Zyanidgas würgen, bis ihnen ihre verdammten Augen aus den Höhlen springen. Stattdessen lassen wir sie sanft einschlafen.«

Ich schnitt schnell mit dem Skalpell von den Schlüsselbeinen zum Brustbein und dann zum Becken, der übliche Y-förmige Schnitt. Marino war einen Augenblick lang still.

»Meinst du, dass du ihm die Nadel in den Arm stechen könntest, Doc? Könntest du den Gashahn aufdrehen oder ihn an den Stuhl schnallen und auf den Schalter drücken?«

Ich antwortete ihm nicht.

»Ich denke oft darüber nach«, fuhr er fort.

»Ich würde nicht so viel drüber nachdenken«, sagte ich.

»Ich weiß, dass du's tun könntest.« Er wollte nicht locker lassen.

»Und weißt du was? Ich glaube, du würdest es gerne tun, aber du willst es dir nicht eingestehen, nicht einmal dir selbst gegenüber.

Manchmal möchte ich wirklich jemanden umbringen.«

Ich blickte zu ihm auf. Auf meinem Gesichtsschild waren Blutflecken, und die Ärmel meiner Jacke waren mit Blut vollgesogen.

»Jetzt mache ich mir wirklich Sorgen um dich«, sagte ich, und ich meinte es auch so.

»Ich glaube, einer Menge Leute geht es so, sie wollen es bloß nicht zugeben.«

Ihr Herz und ihre Lungen waren von normaler Größe.

»Ich glaube nicht, dass es einer Menge Leute so geht.«

Marino wurde streitlustiger, als würde ihn die Wut darüber, was Kim Luong angetan worden war, genauso hilflos machen, wie sie es gewesen war.

»Ich glaube, Lucy geht es so«, sagte er.

Ich sah ihn an, konnte nicht fassen, was er gerade gesagt hatte.

»Ich glaube, sie wartet nur auf die richtige Gelegenheit. Und wenn sie das nicht aus sich rauskriegt, dann wird sie noch als Kellnerin enden.«

»Sei still, Marino.«

»Die Wahrheit tut weh, stimmt's? Ich geb's wenigstens zu.

Nimm das Arschloch, das das getan hat. Mir würd's gefallen, seine Hände und Füße an einen Stuhl zu schnallen und ihm den Lauf einer Pistole in den Mund zu stecken. Dann würde ich ihn fragen, ob er einen guten Zahnarzt hat, weil er den nämlich brauchen wird.«

Ihre Milz, Nieren und Leber waren von normaler Größe.

»Dann würde ich ihm den Lauf vors Auge halten und ihn fragen, ob ich ihn reinigen muss.«

In ihrem Magen fand ich die Überreste von Huhn, Reis und Gemüse, und ich dachte an den Behälter und die Gabel, die in einer

Papiertüte neben ihrer Tasche und ihrem Mantel gefunden worden waren.

»Mann, vielleicht tret ich ein paar Schritte zurück und tu so, als wäre ich auf dem Übungsplatz und würde ihn als Schießscheibe benutzen. Mal sehen, wie ihm das gefallen würde -«

»Hör auf!«, sagte ich.

Er hielt den Mund.

»Verdammt noch mal, Marino. Was ist bloß in dich gefahren?«, fragte ich ihn, Skalpell in einer, Zange in der anderen Hand.

Eine Weile lang war er still. Das Schweigen lastete auf uns, während ich arbeitete und ihn mit verschiedenen Aufgaben beschäftigte.

Dann sagte er: »Die Frau, die gestern Abend zum Krankenwagen gelaufen ist, war eine Freundin von ihr. Sie arbeitet als Kellnerin bei Shoney und macht einen Abendkurs in der Volkshochschule. Sie haben zusammen gewohnt. Die Freundin kommt von ihrem Kurs nach Hause. Sie hat keine Ahnung, was passiert ist. Das Telefon klingelt, und dieser Vollidiot von Journalist fragt sie: >Wie haben Sie reagiert, als Sie davon gehört haben?<«

Er hielt inne. Ich blickte zu ihm, während er auf den geöffneten leeren Brustkasten starrte, der rot glänzte, die blassen Rippen elegant gebogen bis zu dem vollkommen geraden Rückgrat. Ich steckte die Stryker-Säge ein.

»Die Freundin sagt, es gäbe keine Hinweise, dass sie jemanden gekannt hat, der irgendwie komisch war. Niemand, der in den Laden kam und sie belästigte, ihr unheimlich

war. Vor ein paar Tagen gab es einen falschen Alarm, am Dienstag, an der Hintertür, passiert häufig. Die Leute vergessen, dass die Alarmanlage eingeschaltet ist«, fuhr er fort, den Blick ins Leere gerichtet. »Es ist, als wäre er aus der Hölle gekommen.«

Ich begann, den Schädel mit den Splitterbrüchen und den gewaltsam eingeschlagenen Stellen aufzusägen, eingeschlagen mit einem oder mehreren Gegenständen, die ich bislang nicht identifizieren konnte. Heißer Knochenstaub schwebte durch die Luft.

26

Am Nachmittag war das Eis auf den Straßen so weit getaut, dass andere fleißige Forensiker, die mit ihrer Arbeit hoffnungslos im Rückstand waren, ins Büro kamen. Ich beschloss, meine Runde zu machen, weil ich nervös und verzweifelt war.

Meine erste Station war die Biologische Abteilung, ein dreihundert Quadratmeter großer Bereich, zu dem nur wenige autorisierte Personen den elektronischen Schlüssel hatten. Niemand schaute hier vorbei, um zu plaudern. Die Leute gingen durch die Korridore und blickten durch Glasscheiben auf Wissenschaftler in Weiß, aber sie kamen ihnen nur selten näher.

Ich drückte auf einen Knopf der Sprechanlage und fragte, ob Jamie Kuhn da war.

»Ich werde für Sie nachsehen«, sagte eine Stimme.

Kaum hatte er die Tür geöffnet, reichte Kuhn mir einen langen weißen Kittel, Handschuhe und eine Gesichtsmaske. Kontamination war der Feind jeglicher DNS, besonders hier, wo jede Pipette, jedes Mikrotom, jeder Handschuh, Kühlschrank und Stift, mit dem etwas beschriftet wurde, vor Gericht infrage gestellt werden konnten. Die Vorsichtsmaßnahmen waren mittlerweile ebenso strikt wie die Standards in einem Operationssaal.

»Ich störe Sie nicht gern, Jamie«, sagte ich.

»Das sagen Sie immer«, erwiderte er. »Kommen Sie rein.«

Wir mussten durch drei weitere Türen, und in jedem luftdichten Zwischenraum hingen neue Kittel, die wir gegen die gerade

angelegten austauschten. Mit den Schuhen traten wir auf klebendes Papier. Dieser Prozess wurde noch zweimal wiederholt, um sicherzustellen, dass wir keine kontaminierenden Substanzen von einem Bereich in den anderen trugen.

Der Arbeitsbereich war ein offener heller Raum mit schwarzen Abstellflächen und Computern, Wasserbädern, dickwandigen Behältern und Sterilabzügen. An einzelnen Arbeitsplätzen standen ordentlich aufgereiht Mineralöl, automatische Pipetten, Reagenzgläser aus Polypropylen und Gestelle dafür. Reagenzien oder die Substanzen für Reaktionen, wurden in großen Mengen aus hochreinen Chemikalien hergestellt. Sie waren mit unverwechselbaren Identifikationsnummern versehen und wurden in kleine Aliquoten von den anderen chemischen Substanzen, die allgemein gebraucht wurden, getrennt aufbewahrt.

Verunreinigungen wurden in erster Linie verhindert durch Sterilisierung, Entfaltung durch Erhitzen, enzymatischen Verdau, Screening, Wiederholungsexperimente, ultraviolette Bestrahlung, ionisierende Strahlung und unter Zuhilfenahme von Kontrollen und von Proben, die einer gesunden freiwilligen Versuchsperson entnommen wurden. Wenn alles nichts nützte, wurde aufgegeben. Vielleicht unternahm man ein paar Monate später einen neuen Versuch. Vielleicht auch nicht.

Dank der Polymerasen-Kettenreaktion wartete man nicht mehr Wochen, sondern nur noch Tage auf die Ergebnisse von DNS-Analysen. Auf Grund weiterer Entwicklung, dem so genannten Short Tandem Repeat Typing oder STRT, war es jetzt theoretisch möglich, dass Kuhn die Ergebnisse innerhalb eines Tages erhielt.

Das heißt, wenn Zellgewebe zur Verfügung stand, und das war bei den hellblonden Haaren von dem unidentifizierten Toten aus dem Container nicht der Fall.

»Das ist jammerschade«, sagte ich. »Denn es sieht so aus, als ob ich noch mehr davon gefunden hätte. Diesmal auf der Leiche der Frau, die gestern Abend im Quik Cary ermordet wurde.«

»Moment mal. Höre ich recht? Die Haare von den Kleidern des Container-Mannes entsprechen den Haaren auf der Frau?«

»Sieht so aus. Verstehen Sie jetzt mein Drängen?«

»Ihr Drängen wird noch drängender werden«, sagte er. »Denn die Haare sind keine Katzenhaare und keine Hundehaare. Es sind überhaupt keine Tierhaare. Es sind Menschenhaare.«

»Das kann nicht sein«, sagte ich. »Ist aber so. Hundertprozentig.«

Kuhn war ein drahtiger junger Mann, den nicht viel in Aufregung versetzte. Ich konnte mich nicht erinnern, wann seine Augen das letzte Mal aufgeleuchtet hatten.

»Feines, pigmentloses, rudimentäres Haar«, fuhr er fort. »Babyhaar. Vielleicht hat der Typ ein Baby zu Hause. Aber jetzt gleich zwei Fälle? Die gleichen Haare auf der ermordeten Frau?«

»Babyhaare sind nicht fünfzehn oder zwanzig Zentimeter lang«, sagte ich. »Und so lange Haare habe ich auf der Leiche gefunden.«

»Vielleicht haben belgische Babys längere Haare«, erwiderte er trocken.

»Reden wir zuerst über den nicht identifizierten Mann aus dem Container. Warum sollte er Babyhaare an seiner Kleidung haben?«, fragte ich. »Auch wenn er zu Hause ein Baby hatte? Und auch wenn Babyhaare so lang werden würden?«

»Nicht alle sind so lang. Manche sind extrem kurz. Wie Bartstoppeln.«

»Wurden Haare gewaltsam entfernt?«

»Ich habe keine Wurzeln mit Follikelgewebe gefunden - die meisten haben die Knollenwurzeln von natürlich ausgefallenen Haaren. Haarausfall mit anderen Worten. Weswegen ich keine DNS-Analyse machen kann.«

»Aber ein paar Haare wurden abgeschnitten oder abrasiert?«, dachte ich laut. Ich hatte eine Niete gezogen.

»Richtig. Ein paar wurden abgeschnitten, andere nicht. Wie diese wilden Frisuren. Sie wissen schon - oben kurz, lang und lockig an den Seiten.«

»Ich habe noch nie ein Baby mit so einer Frisur gesehen«, sagte ich.

»Was, wenn er Drillinge, Fünflinge, Sechslinge gehabt hat, weil sich seine Frau einer Hormonbehandlung unterzogen hat?«, sagte Kuhn. »Die Haare wären gleich, aber wenn sie von verschiedenen Kindern stammten, könnte das die unterschiedliche Länge erklären. Die DNS wäre auch gleich, vorausgesetzt man hat etwas, um sie zu analysieren.«

Bei identischen Zwillingen, Drillingen, Sechslingen ist die DNS identisch, die Fingerabdrücke dagegen sind unterschiedlich.

»Dr. Scarpetta«, sagte Kuhn, »ich kann Ihnen nur sagen, dass die Haare gleich aussehen, mit anderen Worten, ihre Morphologie ist dieselbe.«

»Die Haare auf der Frau sehen auch gleich aus.«

»Haben Sie auch kurze Haare gefunden, die vielleicht abgeschnitten wurden?«

»Nein.«

»Tut mir Leid, dann kann ich Ihnen nicht helfen«, sagte Kuhn.

»Glauben Sie mir, Jamie, Sie haben mir eine ganze Menge gesagt. Ich weiß nur nicht, was das alles bedeutet«, sagte ich.

»Finden Sie's raus«, versuchte er mich aufzuheitern, »dann schreiben wir einen Artikel darüber.«

Als Nächstes ging ich ins kriminaltechnische Labor und machte mir nicht einmal die Mühe, Larry Posner zu begrüßen. Er starrte in ein Mikroskop, das wahrscheinlich schärfer eingestellt war als der Blick, mit dem er zu mir aufschaute.

»Larry«, sagte ich. »Die Lage wird immer beschissener.«

»Wurde sie schon immer.«

»Was ist mit unserem nicht identifizierten Toten. Gibt es irgendwas Neues? Ich tappe wirklich im Dunklen.«

»Ich bin erleichtert. Ich dachte schon, Sie würden wegen der Frau vorbeischauen«, sagte er, »und ich müsste Ihnen verklikkern, dass ich nicht Merkur mit den geflügelten Füßen bin.«

»Vielleicht gibt es eine Verbindung zwischen den Fällen. Wir haben an beiden Leichen die gleichen merkwürdigen Haare gefunden. Menschliches Haar, Larry.«

Er dachte eine Weile darüber nach.

»Ich verstehe das nicht«, sagte er schließlich. »Und ich sag's nicht gern, aber ich habe keine so dramatischen Neuigkeiten für Sie.«

»Haben Sie überhaupt Neuigkeiten?«, fragte ich.

»Fangen wir mit den Bodenproben aus dem Container an. Die PLM hat das Übliche ergeben.« Er sprach von der Mikroskopie mit polarisiertem Licht. »Quartz, Sand, Diatomeenschlamm, Flint und Elemente wie Eisen und Aluminium. Jede Menge Abfall. Glas, abgeblätterte Farbe, Gemüsereste, Nagetierhaare. Was in so einem

Frachtcontainer alles rumliegt, kann man sich gar nicht vorstellen.

Und überall Diatomeen. Allerdings habe ich eine merkwürdige Entdeckung gemacht, als ich die Diatomeen vom Boden des Containers mit denen von der Außenseite der Kleidung des Toten und auf seinem Körper verglich. Es ist eine Mischung aus Salz- und Süßwasserdiatomeen.«

»Das ist nur logisch, wenn das Schiff im Schelf von Antwerpen losfuhr und dann die meiste Zeit auf See war«, sagte ich.

»Aber auf der Innenseite seiner Kleidung? Dort waren es ausschließlich Süßwasserdiatomeen. So etwas gibt es nicht, außer er hat seine Kleidung, Schuhe, Socken, sogar die Unterwäsche in einem Fluss oder See gewaschen. Und Sachen von Armani und Schuhe aus Krokodilleder wäscht man

normalerweise nicht in einem Fluss oder See, und schwimmen geht man damit auch nicht.

Er hat also Süßwasserdiatomeen auf der Haut. Das ist merkwürdig. Und eine Mischung von Salzwasser und Süßwasser außen auf der Kleidung, was man unter den Umständen erwarten kann. Er ist vielleicht auf dem Dock entlanggegangen, Salzwasserdiatomeen waren in der Luft und hängten sich an seine Kleidung, aber nur auf der Außenseite.«

»Was ist mit der Wirbelsäule?«, fragte ich.

»Süßwasserdiatomeen. Passt zu Ertrinken in Süßwasser, vielleicht in dem Fluss in Antwerpen. Und das Haar auf seinem Kopf - nur Süßwasserdiatomeen. Keine Salzwasserdiatomeen darunter.«

Posner riss die Augen auf und rieb sie, als wären sie sehr müde.

»Das bringt mich noch um den Verstand. Diatomeen, die nicht zusammenpassen, seltsame Babyhaare und die Wirbelsäule.

Wie ein Oreo-Keks. Auf der einen Seite Schokolade, auf der anderen Vanille, mit einer Schokovanillecreme dazwischen und einem Vanillehäubchen oben drauf.«

»Verschonen Sie mich mit diesen Analogien, Larry. Ich bin schon verwirrt genug.«

»Wie erklären Sie sich das?«

»Ich kann nur mit einem Gedankenspiel dienen.«

»Schießen Sie los.«

»Er hat vielleicht nur deshalb Süßwasserdiatomeen im Haar, weil sein Kopf in

Süßwasser getaucht wurde«, sagte ich. »Weil er kopfüber in ein Fass mit Süßwasser gesteckt wurde zum Beispiel. Wenn man das mit jemandem macht, kommt er nicht mehr raus, wie Kleinkinder, die kopfüber in einen Eimer mit Wasser fallen. Wenn ihm das Fass bis zur Hüfte reicht und stabil ist, hat er keine Chance, es umzuwerfen. Oder er wurde in einem normalen Eimer mit Süßwasser drin ertränkt, wenn jemand seinen Kopf festgehalten hat.«

»Ich werde Albträume haben«, sagte Posner.

»Bleiben Sie nicht mehr so lange, bis die Straßen wieder überfrieren«, sagte ich.

Marino fuhr mich nach Hause, und ich nahm das Glas mit Formalin mit, weil ich die Hoffnung nicht aufgeben wollte, dass mir das Fleisch darin, noch mehr zu sagen hatte. Ich würde es auf den Schreibtisch in meinem

Arbeitszimmer stellen, hin und wieder Handschuhe anziehen und unter schräg einfallendem Licht das Stück Haut betrachten wie ein Archäologe, der verwitterte Zeichen auf einem Stein zu entziffern versucht.

»Kommst du noch mit rein?«, fragte ich Marino. »Mein verdammter Pager geht dauernd los, und ich krieg nicht raus, wer es ist«, sagte er und zog die Handbremse an. Er hielt ihn hoch und blinzelte.

»Vielleicht solltest du das Licht anmachen«, schlug ich ihm vor.

»Vielleicht ein Informant, der zu stoned ist, um noch richtig wählen zu können«, erwiderte er. »Wenn du's mir anbietest, esse ich gern einen Bissen. Dann muss ich weg.«

Als wir mein Haus betraten, vibrierte sein Pager erneut. Er zog ihn verärgert aus

seinem Gürtel und hielt ihn schief, um das Display sehen zu können.

»Verdammt, schon wieder! Was soll das, fünf-drei-eins? Kennst du eine Nummer mit diesen Zahlen?«, fragte er entnervt.

»Roses Privatnummer«, sagte ich.

27

Rose hatte getrauert, als ihr Mann starb, und als sie einen ihrer Windhunde einschläfern lassen musste, dachte ich, sie würde zusammenbrechen. Aber sie hatte ihre Würde ebenso beibehalten, wie die Art, sich zu kleiden, dezent und diskret. Als sie am Morgen aus den Nachrichten erfuhr, dass Kim Luong umgebracht worden war, wurde Rose jedoch hysterisch.

»Wenn nur, wenn nur«, sagte sie immer wieder. Sie saß in einem Sessel neben dem Kamin in ihrer Wohnung und weinte.

»Rose, hören Sie auf, das zu sagen«, sagte Marino.

Rose hatte Kim Luong gekannt, weil sie oft im Quik Cary einkaufte. Rose war auch

gestern dort gewesen, wahrscheinlich zur selben Zeit, als der Mörder im Lagerraum auf sie einschlug, sie biss und Blut verschmierte. Gott sei Dank war der Laden geschlossen und abgesperrt gewesen.

Ich trug zwei Tassen Ginsengtee in ihr Wohnzimmer, Marino trank Kaffee. Rose zitterte am ganzen Körper, ihr Gesicht war vom Weinen verquollen, und graue Haarsträhnen hingen über dem Kragen ihres Bademantels. Sie sah aus wie eine vernachlässigte alte Frau in einem Pflegeheim.

»Der Fernseher war ausgeschaltet. Ich habe gelesen. Deswegen habe ich nichts davon gewusst, bis ich heute Morgen Nachrichten hörte.« Sie erzählte uns mit anderen Worten immer wieder die gleiche Geschichte. »Ich hatte keine Ahnung, ich habe im Bett gelesen und über die Probleme im Büro nachgedacht. Vor allem über Chuck.

Ich glaube, der Junge ist ein falscher Fuffziger, und ich will es beweisen.«

Ich stellte ihre Tasse ab.

»Rose«, sagte Marino. »Wir können ein andermal über Chuck reden. Jetzt müssen Sie uns sagen, was genau gestern passiert ist -«

»Aber Sie müssen mich zuerst anhören!«, rief sie. »Und Captain Marino, Sie müssen dafür sorgen, dass Dr. Scarpetta zuhört! Der Junge hasst sie! Er hasst uns alle drei. Sie müssen alles tun, um ihn loszuwerden, bevor es zu spät ist.«

»Ich werde mich um ihn kümmern, sobald -«, setzte ich an.

Aber sie schüttelte den Kopf.

»Er ist der Teufel. Ich glaube, er oder jemand anders, der mit ihm zu tun hat, hat mich verfolgt«, behauptete sie. »Vielleicht war er auch auf meinem Parkplatz in dem Auto, das Sie gesehen haben, und vielleicht hat er auch Sie verfolgt. Woher wollen Sie wissen, dass er das Auto nicht unter anderem Namen gemietet hat, damit er seinen Wagen nicht benutzen musste und nicht erkannt wurde? Woher wissen Sie, dass es nicht jemand war, den er angestiftet hat?«

»Moment, Moment, Moment«, schaltete sich Marino ein und hob die Hand. »Warum sollte er jemanden verfolgen?«

»Drogen«, sagte sie, als wäre sie sich hundertprozentig sicher.

»Am vergangenen Montag kam ein Überdosis-Fall rein, und zufällig hatte ich beschlossen, eineinhalb Stunden früher ins Büro zu gehen, weil ich eine längere

Mittagspause nehmen und zum Friseur gehen wollte.«

Ich glaubte nicht, dass Rose zufällig früher gekommen war. Ich hatte sie gebeten, mir dabei zu helfen, herauszufinden, was Chuck im Schilde führte, und selbstverständlich hatte sie meinen Wunsch zu ihrer Mission gemacht.

»Sie waren an diesem Tag nicht da«, fuhr sie fort. »Und Sie hatten Ihren Terminkalender verlegt, und wir haben ihn nirgendwo gefunden. Am Montag war ich davon besessen, ihn zu finden.

Weil ich wusste, wie sehr Sie ihn brauchen. Ich dachte, ich sehe noch einmal im Leichenschauhaus nach.

Und ich ging ins Leichenschauhaus, noch bevor ich meinen Mantel ausgezogen hatte. Und dort ist Chuck. Um viertel vor sieben

morgens sitzt er an einem Tisch mit einem Pillenzähler und Dutzenden von Fläschchen. Er sah aus, als hätte ich ihn mit heruntergezogener Hose erwischt. Ich fragte ihn, warum er so früh schon anfange, und er sagte, dass ihm ein arbeitsreicher Tag bevorstehe und er vorarbeiten wolle.«

»Stand sein Wagen auf dem Parkplatz?«, fragte Marino.

»Er parkt auf dem Deck«, erklärte ich. »Sein Auto ist vom Haus aus nicht zu sehen.«

»Die Drogen stammten von Dr. Fieldings Fall«, erzählte Rose weiter, »und aus Neugier habe ich mir seinen Bericht angesehen. Die Frau hatte alle möglichen Drogen dabei. Tranquilizer, Antidepressiva, Betäubungsmittel. Insgesamt eintausenddreihundert Tabletten, falls Sie sich das vorstellen können.«

»Das kann ich leider«, sagte ich.

Überdosis- und Selbstmordfälle wurden bei uns mit Mengen an verschreibungspflichtigen Medikamenten eingeliefert, die monate-, manchmal jahrelang gereicht hätten. Kodein, Parace-tamol, Morphium, Methadon, PDC, Valium und Fentanyl-Pflaster, um nur ein paar zu nennen. Es war eine unerträglich öde Aufgabe, die Tabletten zu zählen, um festzustellen, wie viele in den Fläschchen hätten sein sollen und wie viele tatsächlich noch übrig waren.

»Er klaut also die Tabletten, statt sie in den Abfluss zu werfen«, sagte Marino.

»Ich kann es nicht beweisen«, erwiderte Rose. »Aber am Montag ging es nicht so schlimm zu wie sonst. Die Überdosis war der einzige Fall. Chuck ging mir danach aus dem Weg, und ich habe mich gefragt, ob er die

Tabletten nicht eingesteckt hat - auch früher schon -, statt sie wegzuwerfen.«

»Wir können einen Videorecorder anschließen. Kameras sind doch installiert. Wenn er's tut, werden wir ihn erwischen«, versprach Marino.

»Das hat mir gerade noch gefehlt«, sagte ich. »Stell dir die Presse vor. Wenn dann ein Journalist Wind davon kriegt und auf meine angebliche Weigerung, mit Angehörigen zu sprechen, stößt und auf die Sache mit dem Chat Room oder dass ich auf dem Parkplatz Bray über den Weg gelaufen bin, dann wird das eine Riesensache.«

Paranoia schnürte mir die Brust ab, und ich holte tief Luft. Marino ließ mich nicht aus den Augen.

»Du glaubst aber nicht, dass Bray was damit zu tun hat«, sagte er skeptisch.

»Nur insofern, als sie Chuck auf den Weg geholfen hat, auf dem er sich befindet. Er selbst hat mir gesagt, je mehr Unrechtes er tut, desto leichter wird es.«

»Ich glaube, dass Chuckie-Boy die verschreibungspflichtigen Medikamente allein auf die Seite schafft. Jemand, der so windelweich ist, kann nicht widerstehen. Wie die Polizisten, die sich's nicht verkneifen können, bei Drogenrazzien fette Geldbündel einzustecken, und solche Scheiße. Tranquilizer wie Lortabs, Lorcet, ganz zu schweigen von Paracetamol kosten auf der Straße zwischen zwei und fünf Dollar das Stück. Was mich interessieren würde, ist, wo er das Zeug verkauft.«

»Vielleicht erfahren Sie von seiner Frau, ob er abends viel weg ist«, sagte Rose.

»Liebling«, erwiderte Marino, »böse Menschen tun so was am hellichten Tag.«

Rose wirkte niedergeschlagen und ein bisschen beschämt, als fürchtete sie in ihrer Verwirrung Fäden der Wahrheit in einen Teppich der Überzeugung gewebt zu haben. Marino stand auf, um sich noch einen Kaffee zu holen.

»Meinen Sie, dass er Sie verfolgt, weil Sie ihn in Verdacht haben, mit Drogen zu handeln?«, fragte er Rose.

»Ach, es klingt so weit hergeholt, wenn ich mich das sagen höre.«

»Könnte jemand sein, der mit ihm zu tun hat. Im Augenblick sollten wir keine Möglichkeit ausschließen«, fügte Marino hinzu. »Wenn Rose es weiß, weißt du es«, sagte er zu nur. »Und todsicher weiß das auch Chuck.«

»Wenn es um Drogen geht, welches Motiv hätte Chuck dann, uns zu verfolgen? Um uns

was anzutun? Uns einzuschüchtern?«, fragte ich.

»Eins kann ich dir garantieren«, sagte Marino in der Küche. »Er hat sich mit Leuten eingelassen, die in einer ganz anderen Liga spielen. Und hier geht es nicht um kleine Beträge. Überleg mal, wie viele Tabletten mit manchen Leichen reinkommen. Die Polizei muss alles abliefern, was sie findet. Oder all die Schmerzmittel, die jeder Durchschnittsbürger im Medizinschrank hat.«

Er kehrte ins Wohnzimmer zurück, setzte sich und blies auf seinen Kaffee, als würde er dadurch wirklich schneller abkühlen.

»Dazu die ganze Scheiße, die die Leute sonst noch nehmen oder verschrieben bekommen, und was kommt dabei raus?«, fragte er. »Dass der einzige Grund, warum Chuckie-Boy seinen Job im

Leichenschauhaus braucht, die Drogen sind, die er klauen kann.

Sein Gehalt braucht er nicht, weswegen er in den letzten Monaten möglicherweise auch so unzuverlässig war.«

»Er könnte pro Woche tausende von Dollar einnehmen«, sagte ich.

»Doc, hast du Anlass zu glauben, dass er in deinen Außenstellen mit anderen Leuten zusammenarbeitet, die ihm das Zeug liefern? Sie beschaffen ihm die Tabletten, er gibt ihnen einen kleinen Anteil?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Es gibt Leichenschauhäuser in vier Distrikten. Wenn man aus allen vier Tabletten abzweigt, geht es um wirklich großes Geld«, sagte Marino. »Womöglich hat das kleine Arschloch seine Finger im organisierten

Verbrechen, eine von vielen Drohnen, die für den Bienenstock arbeiten. Leider ist das nur kein Einkaufsbummel bei Wal-Mart. Er glaubt, es ist nichts dabei, mit einem Typ im Anzug oder einer scharfen Frau Geschäfte zu machen.

Die Person gibt die Ware weiter an die nächste in der Kette.

Vielleicht wird das Zeug gegen Waffen getauscht, die dann in New York landen.«

Oder in Miami, dachte ich.

»Gott sei Dank, dass Sie uns gewarnt haben, Rose«, sagte ich. »Das Letzte, was ich will, ist, dass irgendetwas aus unserem Haus in den Händen von Leuten landet, die anderen weh tun oder sie sogar umbringen werden.«

»Ganz zu schweigen davon, dass Chucks Tage wahrscheinlich gezählt sind«, sagte Marino. »Leute wie er leben nicht allzu lange.«

Er stand auf und setzte sich ans andere Ende der Couch, näher zu Rose.

»Rose?«, sagte er leise. »Wie kommen Sie auf die Idee, dass das, was Sie uns gerade erzählt haben, etwas mit dem Mord an Kim Luong zu tun hat?«

Sie holte tief Luft und schaltete die Lampe neben sich aus, als täte das Licht ihren Augen weh. Ihre Hände zitterten so sehr, dass sie etwas Tee verschüttete, als sie nach ihrer Tasse griff. Sie tupfte die nasse Stelle auf ihrem Bademantel mit einem Taschentuch ab.

»Ich wollte gestern Abend auf dem Heimweg Shortbread und ein paar andere Dinge

einkaufen«, begann sie. Ihre Stimme zitterte erneut.

»Wissen Sie genau, wie viel Uhr es war?«, fragte Marino. »Nicht auf die Minute. Es war ungefähr zehn vor sechs, genauer kann ich es nicht sagen.«

»Ich will sicher sein, dass ich richtig verstanden habe«, sagte Marino und machte sich Notizen. »Sie waren ungefähr um sechs Uhr nachmittags beim Quik Cary. War er geschlossen?«

»Ja. Was mich irritierte, denn normalerweise schloss der Laden nie vor sechs. Ich habe mich geärgert, und jetzt tut mir das Leid.

Sie liegt tot im Laden, und ich ärgere mich über sie, weil ich keine Kekse kaufen kann!« Sie schluchzte.

»Haben Sie Autos auf dem Parkplatz gesehen?«, fragte Marino.

»Eine oder mehrere Personen?« »Niemand«, sagte sie leise.

»Denken Sie nach, Rose. Ist Ihnen irgendetwas aufgefallen?«

»Oh ja«, sagte sie. »Darauf wollte ich ja hinaus. Ich hatte schon auf der Libbie Avenue gesehen, dass der Laden geschlossen war, weil kein Licht drin brannte. Ich fuhr auf den Parkplatz, um zu wenden, und da habe ich das GeschlossenSchild in der Tür gesehen. Ich fuhr zurück auf die Libbie und war noch nicht weiter als bis zum ABC-Laden gekommen, als plötzlich dieser Wagen hinter mir war mit aufgeblendetem Fernlicht.«

»Fuhren Sie nach Hause?«, fragte ich.

»Ja. Und ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht, bis ich in die Grove abbog und der Wagen auch. Er klebte an meiner Stoßstange mit dem verfluchten Fernlicht an, das mich blendete.

Autos, die uns entgegenkamen, drückten auf die Lichthupe, um ihn darauf aufmerksam zu machen, für den Fall, dass er es nicht gemerkt hatte. Aber er reagierte nicht. Mittlerweile hatte ich Angst.«

»Haben Sie eine Vermutung, was für ein Auto es war? Konnten Sie etwas sehen?«, fragte Marino. »Ich war praktisch geblendet, und außerdem war ich durcheinander. Ich musste sofort an den Wagen auf dem Parkplatz denken, als Sie Dienstagabend vorbeigekommen sind«, sagte sie zu mir. »Und dass auch Ihnen jemand gefolgt ist. Und dann dachte ich an Chuck und Drogen und die grauenhaften Leute, die damit zu tun haben.«

»Sie fahren also die Grove entlang«, führte Marino sie wieder zum eigentlichen Thema zurück.

»Selbstverständlich bin ich an meinem Haus vorbeigefahren und habe überlegt, wie ich ihn loswerden könnte. Und ich weiß nicht, wie ich drauf gekommen bin, aber ich bin plötzlich nach links ausgeschert und umgekehrt. Dann fuhr ich die Grove zurück bis zum Ende an der Three Chopt, wo ich links abgebogen bin, der Wagen war noch immer hinter mir. An der nächsten rechts ist der Country Club of Virginia, dort bin ich abgebogen und bis direkt vor den Eingang gefahren, wo die Valets stehen.

Wer immer es war, verschwand natürlich.«

»Das war verdammt clever von Ihnen«, sagte Marino. »Verdammt clever. Aber warum haben Sie die Polizei nicht gerufen?«

»Das hätte doch nichts genützt. Man hätte mir nicht geglaubt, und ich hätte keinerlei Beschreibung geben können.« »Sie hätten zumindest mich rufen können«, sagte Marino. »Ich weiß.«

»Und wohin sind Sie dann gefahren?«, fragte ich. »Nach Hause.«

»Rose, Sie machen mir Angst«, sagte ich. »Was, wenn er hier irgendwo auf Sie gewartet hätte?«

»Ich konnte ja nicht die ganze Nacht da draußen bleiben, und ich bin eine andere Strecke nach Hause gefahren.«

»Können Sie sagen, um wie viel Uhr er verschwunden ist?«, fragte Marino.

»Irgendwann zwischen sechs und viertel nach sechs. Oh mein Gott, ich kann immer noch nicht glauben, dass sie in dem Laden

lag, als ich vorbeifuhr. Und wenn er auch drin war? Wenn ich es nur gewusst hätte. Ich denke immer, dass mir irgendetwas aufgefallen sein müsste. Vielleicht sogar am Dienstagabend, als ich dort war.«

»Rose, Sie konnten überhaupt gar nichts wissen, außer Sie wären eine Zigeunerin mit einer Kristallkugel«, sagte Marino zu ihr.

Sie holte tief Luft und zog den Bademantel fest um sich.

»Mir wird einfach nicht warm«, sagte sie. »Kim war so ein nettes Mädchen.«

Wieder verzerrte sich ihr Gesicht vor Schmerz, Tränen stiegen ihr in die Augen und liefen über ihre Backen.

»Sie war nie unhöflich und hat so hart gearbeitet. Wie kann man nur so etwas tun! Sie wollte Krankenschwester werden. Sie

wollte anderen Menschen helfen. Ich weiß noch, dass ich mir manchmal Sorgen um sie gemacht habe, weil sie spät abends allein in dem Laden war, oh Gott, steh mir bei. Auch am Dienstag, als ich dort war, habe ich dran gedacht, aber nichts gesagt.«

Ihre Stimme überschlug sich, als würde sie eine steile Treppe hinunterfallen. Ich ging zu ihr, kniete mich neben sie und nahm sie in die Arme.

»Es ist genau wie damals, als Sassy sich so unwohl fühlte. Sie war so lethargisch, und ich dachte, dass sie was gegessen hat, was sie nicht hätte essen sollen.«

»Ist schon in Ordnung, Rose. Alles wird wieder gut«, sagte ich.

»Und dann stellt sich heraus, dass sie eine Glasscherbe verschluckt hat. Mein kleines

Baby hat innerlich geblutet. Und ich habe nichts unternommen.«

»Sie wussten es nicht. Wir können nicht alles wissen.« Ich spürte ebenfalls einen schmerzhaften Stich.

»Wenn ich sie nur früher zum Tierarzt gebracht hätte. Das werde ich mir nie verzeihen. Das arme kleine Mädchen, eingesperrt in einem winzigen Käfig, mit einem Maulkorb, und irgendein Monster hat sie geschlagen und ihr die Nase gebrochen … auf dieser gottverdammten Hunderennbahn! Und dann habe auch ich sie leiden und sterben lassen.«

Sie weinte, als wäre sie empört über jeden Verlust und grausamen Akt, die die Welt hatte erleiden müssen. Ich hielt ihre geballten Fäuste in meinen Händen.

»Rose, jetzt hören Sie mir zu«, sagte ich. »Sie haben Sassy aus der Hölle errettet, genauso wie Ihre anderen Windhunde. Sie haben für Sassy nicht mehr tun können, und genauso wenig hätten Sie etwas tun können, als sie an dem Laden vorbeifuhren.

Kim war tot. Sie war schon seit Stunden tot.«

»Und was ist mit ihm?«, rief sie schluchzend. »Was, wenn er noch in dem Laden war und herausgekommen wäre, als ich auf den Parkplatz fuhr? Ich wäre auch tot. Erschossen und irgendwohin geworfen wie Abfall. Oder er hätte auch mir Schreckliches angetan.«

Sie schloss erschöpft die Augen, Tränen liefen ihr übers Gesicht.

Als der Ansturm nachließ, erschlaffte ihr Körper. Marino beugte sich auf der Couch nach vorn und berührte sie am Knie.

»Sie müssen uns weiterhelfen«, sagte er. »Wir müssen wissen, warum Sie glauben, dass der Mord und die Tatsache, dass Ihnen jemand gefolgt ist, miteinander in Verbindung stehen.«

»Warum kommen Sie nicht mit zu mir?«, fragte ich sie.

Ihre Augen wurden klar, als sie ihre Fassung wiedergewann.

»Der Wagen fährt hinter mir aus dem Parkplatz des Ladens, in dem sie ermordet wurde? Warum hat er mich nicht schon vorher verfolgt?«, sagte sie. »Und das ein- bis eineinhalb Stunden, bevor die Alarmanlage losgeht? Halten Sie das nicht für einen erstaunlichen Zufall?«

»Doch«, sagte Marino. »Aber in meiner Laufbahn habe ich viele erstaunliche Zufälle erlebt.«

»Ich komme mir so dumm vor«, sagte Rose und blickte auf ihre Hände.

»Wir sind alle müde«, sagte ich. »Ich habe genügend Platz.«

»Wir werden Chuckie-Boy wegen der Drogen festnageln«, sagte Marino zu ihr. »Daran ist überhaupt nichts dumm.«

»Ich werde hier bleiben und ins Bett gehen«, sagte Rose.

Ich dachte darüber nach, was Rose gesagt hatte, während wir die Treppe hinunter und auf den Parkplatz gingen.

»Schau mal«, sagte Marino und schloss seinen Wagen auf. »Du bist viel öfter mit

Chuck zusammen als ich. Du kennst ihn viel besser, was Pech für dich ist.«

»Und jetzt wirst du mich fragen, ob er es ist, der uns in einem Mietwagen verfolgt«, sagte ich, als er auf die Randy Travis fuhr.

»Die Antwort ist nein. Er ist ein Kriecher. Er ist ein Lügner und ein Dieb, aber er ist auch ein Feigling, Marino. Es gehört eine ganze Menge Dreistigkeit dazu, jemandem mit eingeschaltetem Fernlicht zu verfolgen. Wer immer es ist, er ist sehr selbstsicher.

Er hat keine Angst, erwischt zu werden, weil er glaubt, dass er zu gerissen dafür ist.«

»Klingt wie die Definition eines Psychopathen«, sagte er. »Das macht die Sache nicht besser. Scheiße. Der Gedanke, dass der Mörder von Kim Luong derselbe Typ ist, der euch gefolgt ist, gefällt mir überhaupt nicht.«

Es hatte wieder gefroren, und die Autofahrer von Richmond fuhren ohne Sinn und Verstand und schlitterten und schleuderten über die Straßen. Marino schaltete sein Funkgerät ein und verfolgte die Unfallmeldungen.

»Wann wirst du dieses Ding abgeben?«, fragte ich ihn.

»Wenn sie kommen und es wiederhaben wollen«, antwortete er.

»Ich liefere nicht mal Scheiße ab.« »Das ist die richtige Einstellung.«

»Das Schlimme an jedem Fall, den wir zusammen bearbeitet haben, ist, dass immer mehrere Dinge gleichzeitig passieren«, sagte er. »Wir versuchen so viel Unsinn miteinander in Verbindung zu bringen, dass wir die Biografie des Opfers schreiben könnten, wenn wir den Fall gelöst haben. Die Hälfte

der Verbindungen, die wir herstellen, ist belanglos. Wie zum Beispiel der Mann, der sich über seine Frau aufregt. Sie ist sauer und geht aus dem Haus, wird auf dem Parkplatz entführt, dann vergewaltigt und ermordet. Ihr Mann, über den sie sich geärgert hat, ist nicht schuld. Vielleicht wäre sie sowieso zum Einkaufen gegangen.«

Er fuhr auf meine Einfahrt und blieb stehen. Ich sah ihn lange an.

»Marino, was wirst du wegen Geld unternehmen?«

»Das wird schon.«

Ich wusste, dass das nicht stimmte.

»Du könntest mir eine Zeitlang als Ermittler helfen«, sagte ich.

»Bis dieser Unsinn mit deiner Suspendierung vorbei ist.«

Er schwieg. Solange Bray da war, würde er ohne Bezüge vom Dienst suspendiert bleiben. Das war ihre Art, Marino zu zwingen, den Dienst zu quittieren. Wenn er das täte, wäre er wie Al Carson aus dem Weg.

»Ich habe zwei Möglichkeiten, dich anzustellen«, fuhr ich fort.

»Zum einen auf einer Fall-zu-Fall-Basis, und da kriegst du fünfzig Dollar pro -« Er schnaubte. »Fünfzig Dollar! Ich kann's nicht fassen.« »Oder ich stelle dich auf Teilzeit-Basis an. Das heißt, ich muss die Stelle ausschreiben, und du musst dich wie alle anderen bewerben.«

»Mir wird schlecht.«

»Wie viel verdienst du jetzt?«

»Ungefähr zweiundsechzigtausend im Jahr plus Zulagen«, sagte er.

»Das Beste, was ich für dich rausholen kann, ist der gehobene Dienst. Dreißig Stunden die Woche. Keine Zulagen. Fünfunddreißigtausend im Jahr.«

»Das ist ein guter Witz. Der Beste, den ich seit langem gehört habe.«

»Ich kann dich auch noch am Institut als Lehrer und Koordinator für Ermittlungen in Todesfällen anstellen. Das wären weitere fünfunddreißigtausend. Macht siebzigtausend. Keine Zulagen.

Damit wärst du wahrscheinlich besser dran.«

Er dachte eine Weile drüber nach und rauchte.

»Ich brauche deine Hilfe jetzt nicht«, sagte er barsch. »Und neben Pathologen und Leichen herumhängen ist nicht Teil meines Lebensplans.«

Ich stieg aus.

»Gute Nacht«, sagte ich.

Er fuhr wütend davon, aber ich wusste, dass er nicht wirklich auf mich zornig war. Er war frustriert und empört. Seine Selbstachtung und Verletzlichkeit lagen vor meinen Augen bloß, und er wollte nicht, dass ich ihn so sah. Trotzdem, was er gesagt hatte, hatte weh getan.

Ich warf meinen Mantel über einen Stuhl in der Diele und zog meine Handschuhe aus. Ich legte Beethovens »Eroica« in den CD-Spieler, und langsam beruhigten sich meine verstimmten Nerven. Ich aß ein Omelett und

legte mich ins Bett mit einem Buch, das zu lesen ich zu müde war.

Ich schlief bei eingeschaltetem Licht ein und wurde vom Schrillen der Alarmanlage aus dem Schlaf gerissen. Ich holte meine Glock aus der Schublade und widerstand dem Impuls, die Alarmanlage abzustellen. Ich konnte den entsetzlichen Lärm nicht ausstehen. Aber ich wusste nicht, was ihn ausgelöst hatte.

Ein paar Minuten später klingelte das Telefon. »Hier spricht ADT -«

»Ja, ja«, sagte ich laut. »Ich weiß nicht, was den Alarm ausgelöst hat.«

»Wir haben ein Signal in Zone fünf«, sagte der Mann. »Die Küchentür in den Garten.«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Dann sollen wir die Polizei verständigen?«

»Vermutlich wäre das besser«, sagte ich, als die Luftschutzsirene in meinem Haus losging.

28

Ich vermutete, dass eine heftige Windbö den Alarm ausgelöst haben könnte, und ein paar Minuten später schaltete ich ihn aus, damit ich hörte, wenn die Polizei käme. Ich saß auf meinem Bett und wartete. Ich ersparte mir die verhasste Prozedur, mein Haus Zentimeter für Zentimeter abzusuchen, Wohnräume und Badezimmer und dunkle Orte der Angst zu betreten.

Ich horchte auf die Stille und war mir ihrer Geräusche nur allzu bewusst. Ich hörte den Wind, das leise Klicken der Zahlen in der digitalen Uhr, die heiße Luftströmung der Heizung, meinen Atem. Ein Wagen fuhr in meine Einfahrt, und ich ging rasch zur Haustür, während ein Polizist mit einem Schlagstock oder Totschläger gegen meine Tür klopfte, statt zu klingeln.

»Polizei«, sagte eine Frau mit sachlicher Stimme. Ich ließ sie ein.

Es waren zwei Beamte, eine junge Frau und ein älterer Mann. Das Namensschild der Frau identifizierte sie als J. F. Butler, und sie hatte etwas an sich, was nicht ohne Wirkung auf mich blieb.

»Die Zone ist die Küchentür, die in den Garten hinausführt«, sagte ich zu ihnen. »Ich danke Ihnen, dass Sie so schnell gekommen sind.«

»Wie heißen Sie?«, fragte mich ihr Partner, R.I. McElwayne.

Er tat so, als wüsste er nicht, wer ich war, als wäre ich eine Frau in mittleren Jahren in einem Bademantel, die zufällig in einem hübschen Haus in einer Nachbarschaft lebte, in der selten die Polizei gerufen wurde.

»Kay Scarpetta.«

Sein strenges Verhalten wurde etwas lockerer, und er sagte: »Ich wusste nicht, ob es Sie wirklich gibt. Habe viel von Ihnen gehört, war aber nie im Leichenschauhaus, kein einziges Mal in achtzehn Jahren. Wofür ich dankbar bin.«

»Weil damals Autopsien und das ganze wissenschaftliche Zeug noch nicht auf dem Lehrplan standen«, hackte Butler auf ihm rum.

McElwayne versuchte, ein Lächeln zu unterdrücken, während er sich neugierig umschaute.

»Sie sind jederzeit herzlich willkommen, sich eine Autopsie anzusehen«, sagte ich zu ihm.

Butler war hellwach, ihr ganzer Körper von gespannter Aufmerksamkeit. Sie war vom Gewicht ihrer Karriere noch nicht träge geworden im Gegensatz zu ihrem Partner, dessen Hauptinteresse im Augenblick meinem Haus und mir galt. Er hatte während seiner Laufbahn wahrscheinlich tausende Autos abschleppen lassen und ebenso häufig auf falsche Alarmmeldungen reagiert, alles für wenig Geld und noch weniger Anerkennung.

»Wir würden uns gern umsehen«, sagte Butler zu mir und schloss die Haustür ab. »Und hier unten damit anfangen.«

»Bitte. Schauen Sie sich um, wo immer Sie wollen.«

»Wenn Sie hier bleiben würden«, sagte sie und ging auf die Küche zu. Und dann war es mir schlagartig klar, und eine Woge von Gefühlen erfasste mich völlig unvorbereitet.

Sie erinnerte mich an Lucy. Es waren ihre Augen, ihr gerader Nasenrücken und ihre Art zu gestikulieren. Lucy konnte nicht sprechen, ohne ihre Hände zu bewegen, als würde sie ein Gespräch dirigieren. Ich stand in der Diele und hörte ihre Schritte auf dem Holzboden, ihre gedämpften Stimmen, das Schließen von Türen. Sie ließen sich Zeit, und ich dachte, dass es Butler war, die dafür sorgte, dass sie keinen Flecken übersahen, der groß genug war, um einem Menschen als Versteck zu dienen.

Sie kamen die Treppe wieder herunter und gingen hinaus in die eisige Nacht, der Schein ihrer starken Taschenlampen schweifte über Fenster und Jalousien. Sie blieben eine Viertelstunde draussen, dann klopften sie, um wieder eingelassen zu werden. Wir gingen in die Küche, McElwayne hauchte auf seine kalten roten Hände. Butler hatte mir etwas Wichtiges mitzuteilen.

»Wissen Sie, dass im Rahmen ihrer Küchentür eine Delle ist?«, sie mich. »Nein«, sagte ich erschrocken.

Sie schloss die Tür neben dem Tisch auf, an dem ich allein und auch mit Freunden aß. Raue eiskalte Luft drang herein, als ich mich ihr näherte, um mir anzusehen, wovon sie sprach. Sie leuchtete mit der Taschenlampe auf eine kleine eingedrückte Stelle im Schließblech und am Rand des hölzernen Rahmens, wo jemand anscheinend versucht hatte, die Tür aufzubrechen.

»Sie könnte schon eine Weile da sein, ohne dass Sie es bemerkt haben«, sagte sie. »Wir haben hier nicht nachgesehen, als am Dienstag ihre Alarmanlage losging, weil der Alarm damals in der Garage ausgelöst wurde.«

»Bei mir wurde am Dienstag Alarm ausgelöst?«, fragte ich verwundert. »Davon weiß ich überhaupt nichts.«

»Ich geh raus zum Wagen«, sagte McElwayne zu seiner Kollegin, als er sich die Hände reibend die Küche verließ. »Bin gleich wieder da.«

»Ich hatte tagsüber Dienst«, erklärte sie mir. »Wie es scheint, hat ihre Putzfrau ihn versehentlich ausgelöst.«

Ich konnte nicht begreifen, warum Marie den Alarm in der Garage ausgelöst haben sollte, außer sie hätte aus irgendeinem Grund das Haus über die Garage verlassen und das warnende Piepsen zu lange ignoriert.

»Sie war ziemlich fertig«, fuhr Butler fort. »Konnte sich offenbar nicht mehr an den Code erinnern, bis wir da waren.«

»Um wie viel Uhr war das?«, fragte ich.

»Um elf Uhr vormittags.«

Marino hatte die Meldung mit seinem Funkgerät nicht gehört, weil er um elf bei mir im Leichenschauhaus gewesen war. Ich dachte an die nicht eingeschaltete Alarmanlage, als ich abends nach Hause gekommen war, an den nur halb gesaugten Teppich und die schmutzigen Handtücher. Ich fragte mich, warum Marie keine Notiz hinterlassen hatte, auf der stand, was passiert war.

»Wir hatten keinen Anlass, diese Tür zu kontrollieren«, sagte Butler. »Deswegen kann ich nicht sagen, ob die Delle schon am Dienstag da war oder nicht.«

»Auch wenn sie noch nicht da war«, sagte ich, »hat offensichtlich irgendwann jemand versucht, hier einzubrechen.«

»Einheit dreiundzwanzig«, sagte Butler. »Zehn-fünf für einen Einbruchsbeamten im Revier.«

»Einheit sieben-zweiundneunzig«, kam die Antwort.

»Können Sie jemanden schicken?«, fragte sie und nannte meine Adresse.

»Zehn-vier. Wird fünfzehn Minuten dauern.«

Butler stellte ihr Funkgerät aufrecht auf den Küchentisch und studierte das Türschloss etwas genauer. Kalter Wind wehte einen Stapel Servietten und Zeitungsseiten auf den Boden.

»Er kommt von der Meadow Ecke Cary«, sagte sie zu mir, als müsste ich das bereits wissen. »Dort ist jetzt unser Revier.«

Sie schloss die Tür.

»Das Einbruchsdezernat gehört nicht mehr zur Kriminalpolizei«, fuhr sie fort und wartete auf meine Reaktion. »Die Kollegen sind verlegt worden, gehören jetzt zu den Uniformierten.

Seit ungefähr einem Monat«, fügte sie hinzu, und ich begann zu ahnen, wohin das Gespräch steuerte.

»Vermutlich untersteht das Einbruchsdezernat jetzt Deputy Chief Bray«, sagte ich.

Sie zögerte, lächelte ironisch und sagte: »Wer untersteht ihr nicht?«

»Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«, fragte ich. »Das wäre sehr nett. Ich möchte Ihnen aber keine Umstände machen.«

Ich holte eine Tüte mit Kaffee aus der Gefriertruhe. Butler setzte sich und begann, ein Berichtsformular auszufüllen, während ich Tassen, Sahne und Zucker auf den Tisch stellte und das Funkgerät Meldungen ausspuckte. Es klingelte, und ich ließ den Beamten vom Einbruchsdezernat herein. Ich kannte ihn nicht. Es schien, als würde ich überhaupt niemanden mehr kennen, seitdem Bray Leute ablösen ließ, die hervorragende Jobs gemacht hatten.

»Diese Tür da?«, fragte der Detective Butler.

»Ja. He, Johnny, hast du einen Stift, der besser schreibt als meiner?«

Kopfschmerzen begannen in meinem Gehirn zu pochen.

»Hast du überhaupt einen Stift?«

Ich konnte nicht glauben, was hier vor sich ging.

»Ihr Geburtsdatum?«, fragte mich McElwayne.

»Nicht viele Leute haben eine Alarmanlage in ihrer Garage«, sagte Butler. »Meiner Meinung nach sind dort die Kontakte schwächer als in einer normalen Tür. Leichtmetall mit einer sehr großen Oberfläche. Bei einem heftigen Wind -«

»Noch nie hat ein heftiger Wind den Alarm in meiner Garage ausgelöst«, sagte ich.

»Aber als Einbrecher, der damit rechnet, dass ein Haus eine Alarmanlage hat«, argumentierte Butler weiter, »gehen Sie nicht automatisch davon aus, dass auch die Garagentür angeschlossen ist. Und vielleicht ist ja was drin, was sich zu stehlen lohnt.«

»Am helllichten Tag?«, fragte ich.

Der Detective nahm Fingerabdrücke vom Türrahmen ab, und immer noch wehte kalte Luft herein.

»Okay, mal sehen, Doc.« McElwayne fuhr fort, das Formular auszufüllen. »Ihre Privatadresse habe ich. Fehlt noch die von Ihrem Büro, ihre private und geschäftliche Telefonnummer.«

»Ich will wirklich nicht, dass geheime Telefonnummern in einem Pressekorb landen«, sagte ich und versuchte, meinen wachsenden Unmut über dieses Eindringen in mein Privatleben, ob es nun gut gemeint war oder nicht, unter Kontrolle zu halten.

»Dr. Scarpetta, sind Ihre Fingerabdrücke im Archiv?«, fragte der Detective mit einem Pinsel in der Hand. Schwarzes magnetisches Pulver verschmutzte die Tür.

»Ja. Zum Zwecke des Ausschlusses.«

»Dachte ich mir schon. Ich finde, alle Pathologen müssten das, falls sie was berühren, was sie nicht sollten«, sagte er, nicht in der Absicht, mich zu beleidigen, aber er tat es trotzdem.

»Verstehen Sie, was ich Ihnen sagen will?« Ich wollte, dass McElwayne mich ansah und mir zuhörte. »Ich will, dass das in die Zeitung kommt. Ich will nicht, dass mich jeder Reporter und weiß Gott wer sonst noch zu Hause anruft, meine Adresse kennt und meine Sozialversicherungsnummer, Geburtsdatum, Rasse, Geschlecht, wo ich geboren wurde, meine Größe, mein Gewicht, meine Augenfarbe und wer meine nächsten Angehörigen sind.«

»Ist in letzter Zeit irgendetwas vorgefallen, was wir wissen sollten?«, fuhr McElwayne

fort mich zu befragen, während Butler dem Detective half.

»Am Mittwochabend ist mir ein Wagen gefolgt«, antwortete ich widerwillig.

Ich spürte, wie alle mich ansahen.

»Wie es scheint, wurde auch meine Sekretärin verfolgt. Gestern Abend.«

McElwayne schrieb auch das auf. Wieder klingelte es, und ich sah Marino auf dem Bildschirm neben dem Kühlschrank.

»Und auch darüber will ich nichts in der Zeitung lesen«, warnte ich sie, als ich aus der Küche ging.

»Nein, Ma'am, das kommt nur in den zusätzlichen Bericht. Der geht nicht an die Presseabteilung«, hörte ich Butler sagen.

»Verdammt noch mal, tu was«, sagte ich zu Marino, als ich die Tür öffnete. »Erst versucht jemand, in mein verdammtes Haus einzubrechen, und dann wühlen sie auch noch in meinem Privatleben rum.«

Marino kaute Kaugummi und blickte drein, als wäre ich diejenige, die ein Verbrechen begangen hatte.

»Es wäre nett von dir, wenn du mir Bescheid sagen würdest, wenn jemand bei dir einzubrechen versucht. Ich sollte nicht aus dem verdammten Scanner davon erfahren«, sagte er und marschierte wütend in Richtung der Stimmen davon.

Ich hatte genug und ging in mein Arbeitszimmer, um Marie anzurufen. Ein Kind nahm ab, dann meldete sich Marie.

»Ich habe gerade erst erfahren, dass der Alarm am Dienstag ausgelöst wurde, als Sie hier waren«, sagte ich.

»Es tut mir furchtbar Leid, Mrs. Scarpetta«, sagte sie in flehentlichem Tonfall. »Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich habe nichts gemacht, was ihn auslösen konnte. Ich war beim Saugen, als es passiert ist. Der Code fiel mir nicht ein, weil ich solche Angst hatte.«

»Verstehe, Marie«, sagte ich. »Der Alarm jagt auch mir Angst ein. Heute Abend ging er wieder los, deshalb weiß ich genau, wie Sie sich gefühlt haben. Aber Sie müssen mir sagen, wenn solche Sachen passieren.«

»Die Polizei hat mir nicht geglaubt. Ganz bestimmt nicht. Ich habe ihnen gesagt, dass ich nicht in der Garage war, und ich -«

»Ist schon in Ordnung«, sagte ich.

»Ich hatte Angst, dass Sie zornig auf mich sind, weil die Polizei - dass Sie vielleicht nicht mehr wollen, dass ich für Sie arbeite. Ich hätte es Ihnen sagen sollen. Das werde ich in Zukunft tun. Ich verspreche es.«

»Sie müssen keine Angst haben. In diesem Land wird Ihnen die Polizei nichts tun. Hier ist es anders als in Ihrer Heimat. Und wenn Sie bei mir sind, müssen Sie sehr vorsichtig sein. Lassen Sie die Alarmanlage eingeschaltet und vergewissern Sie sich, dass sie an ist, wenn Sie gehen. Haben Sie irgendjeman-den gesehen? Ist Ihnen ein Auto aufgefallen?«

»Es hat fürchterlich geregnet und war sehr kalt. Ich habe niemand gesehen.«

»Sagen Sie mir, wenn Ihnen noch was einfällt«, bat ich sie.

29

Irgendwie schaffte es der zusätzliche Bericht über den Einbruchsversuch rechtzeitig für die Sechs-Uhr-Nachrichten am Samstagabend in den Pressekorb. Journalisten riefen sowohl Rose als auch mich zu Hause an und stellten Fragen über Fragen.

Ich zweifelte nicht daran, dass Bray dahinter steckte. So hatte sie an einem ansonsten kalten und trostlosen Wochenende ein bisschen Vergnügen. Selbstverständlich war es ihr vollkommen gleichgültig, dass meine vierundsechzigjährige Sekretärin allein in einer nicht-bewachten Gegend lebte.

Am späten Sonntagnachmittag saß ich in meinem großen Zimmer, in dem ein Feuer brannte, und arbeitete halbherzig an einem lange überfälligen Artikel für eine Zeitschrift.

Das Wetter war noch immer scheußlich, und ich konnte mich nicht konzentrieren. Mittlerweile sollte Jo im MCV liegen und Lucy in D.C. sein. Ich wusste es nicht mit Bestimmtheit. Nur eines stand fest.

Lucy war wütend, und wann immer sie wütend war, zog sie sich zurück. Das konnte Monate dauern, auch ein Jahr.

Ich hatte vermieden, meine Mutter oder meine Schwester Dorothy anzurufen, was vielleicht kaltblütig wirkte, aber ich konnte nicht noch mehr Stress gebrauchen. Am frühen Sonntagabend lenkte ich ein. Dorothy war offenbar nicht zu Hause.

Ich versuchte es bei meiner Mutter.

»Nein, Dorothy ist nicht hier«, sagte meine Mutter. »Sie ist in Richmond, und das wüsstest du auch, wenn du dir die Mühe machen würdest, deine Schwester und deine

Mutter gelegentlich anzurufen. Lucy wird in eine Schießerei verwickelt, aber dich darf man nicht stören -«

»Dorothy ist in Richmond?«, fragte ich ungläubig.

»Was denkst du denn? Sie ist schließlich ihre Mutter.«

»Dann ist also auch Lucy in Richmond?« Der Gedanke schmerzte mich wie ein Schnitt mit dem Skalpell.

»Deswegen ist ja auch ihre Mutter dort. Natürlich ist Lucy in Richmond.«

Ich wusste nicht, warum mich das überraschte. Dorothy war eine narzistische Person, die stets im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen musste. Wann immer sich ein Drama ereignete, musste sie dabei sein. Und wenn sie deswegen die Mutterrolle für eine

Tochter übernehmen musste, an der ihr nichts lag, dann tat sie das.

»Sie ist gestern geflogen, wollte dich aber nicht fragen, ob sie bei dir wohnen kann, weil dir deine Familie ja nichts zu bedeuten scheint«, sagte meine Mutter.

»Dorothy wollte noch nie bei mir wohnen.«

Meine Schwester liebte Hotelbars. In meinem Haus lernte sie keine Männer kennen, zumindest keine, die mir etwas bedeuteten.

»Wo wohnt sie?«, fragte ich. »Und wohnt Lucy bei ihr?« »Niemand will es mir sagen, diese ganze Geheimnistuerei, und ich, ihre Großmutter -« Ich hatte genug.

»Mutter, ich muss Schluss machen«, sagte ich.

Ich beendete abrupt das Gespräch und rief den Chefarzt der orthopädischen Abteilung, Dr. Graham Worth, zu Hause an.

»Graham, Sie müssen mir helfen«, sagte ich.

»Erzählen Sie mir bloß nicht, dass in meiner Abteilung ein Patient gestorben ist«, sagte er sarkastisch.

»Graham, Sie wissen, dass ich Sie nicht um Hilfe bitten würde, wenn es nicht sehr wichtig wäre.«

Er schwieg.

»Bei Ihnen liegt eine Patientin unter einem Pseudonym. Sie arbeitet für das ATF und wurde in Miami angeschossen. Sie wissen, wen ich meine.« Er sagte nichts.

»Meine Nichte, Lucy, war in die gleiche Schießerei verwik-kelt«, fuhr ich fort.

»Ich weiß von der Schießerei«, sagte er. »Darüber wurde in den Nachrichten berichtet.«

»Ich war es, die Jo Sanders Supervisor gebeten hat, sie ins MCV zu verlegen. Ich habe versprochen, mich persönlich um sie zu kümmern, Graham.«

»Hören Sie, Kay«, sagte er. »Ich bin angewiesen worden, niemanden zu ihr zu lassen außer engen Familienangehörigen.«

»Niemand sonst?«, sagte ich ungläubig. »Nicht einmal meine Nichte?«

Er zögerte, dann sagte er: »Es tut mir Leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber insbesondere nicht Ihre Nichte.« »Warum? Das ist ja

lächerlich!« »Es war nicht meine Entscheidung.«

Ich konnte mir nicht vorstellen, wie Lucy darauf reagierte, dass sie ihre Freundin nicht sehen durfte.

»Sie hat einen Splitterbruch am linken Oberschenkelknochen«, fuhr er fort. »Ich musste eine Platte einsetzen. Sie liegt in einem Streckverband und bekommt Morphium, Kay. Sie ist nur phasenweise bei Bewusstsein. Lediglich ihre Eltern besuchen sie. Ich bin nicht mal sicher, ob sie weiß, wo sie ist oder was passiert ist.«

»Was ist mit der Kopfverletzung?«, fragte ich.

»Nur ein Kratzer, eine kleine Fleischwunde.«

»War Lucy überhaupt im Krankenhaus? Hat sie vor ihrem Zimmer gewartet? Vielleicht in Begleitung ihrer Mutter?«

»Sie war da. Allein«, sagte Dr. Worth. »Irgendwann heute Vormittag. Ich bezweifle, dass sie jetzt noch da ist.«

»Geben Sie mir zumindest die Gelegenheit, mit Jos Eltern zu sprechen.«

Er reagierte nicht.

»Graham?«

Schweigen.

»Um Himmels willen. Sie arbeiten zusammen. Sie sind die besten Freundinnen.« Schweigen. »Sind Sie noch da?« »Verdammt, Graham, sie lieben sich.

Jo weiß vielleicht nicht einmal, dass Lucy noch am Leben ist.«

»Jo weiß, dass es Ihrer Nichte gut geht. Jo will sie nicht sehen.«

Ich beendete das Gespräch und starrte auf das Telefon. Irgendwo in dieser Stadt hatte sich meine Schwester in ein Hotel eingecheckt, und sie wusste, wo Lucy war.

Ich nahm die Gelben Seiten und begann mit dem Omni, dem Jefferson, den bekannteren Hotels. Bald hatte ich herausgefunden, dass Dorothy im Berkeley logierte, in dem historischen Viertel der Stadt, das unter dem Namen Shockhoe Slip bekannt war. Sie war nicht in ihrem Zimmer. Es gab nicht sehr viele Orte, wo sie sich an einem Sonntagabend in Richmond aufhalten konnte.

Ich eilte aus dem Haus und stieg in meinen Wagen. Die Skyline war in Wolken gehüllt. Ich parkte vor dem Berkeley.

Kaum hatte ich es betreten, wusste ich, dass Dorothy nicht hier sein würde. In dem kleinen eleganten Hotel befand sich eine intime dunkle Bar mit Ledersesseln und ein paar stillen Gästen. Der Barkeeper trug ein weißes Jacket und blickte mich aufmerksam an, als ich auf ihn zuging.

»Ich suche meine Schwester und frage mich, ob sie hier gewesen ist«, sagte ich. Ich beschrieb sie, und er schüttelte den Kopf.

Ich verließ das Hotel wieder, überquerte die kopfsteingepflasterte Straße und betrat die Tobacco Company, ein altes Tabaklagerhaus, das in ein Restaurant umgewandelt worden war.

In einem mit üppigen Pflanzen und exotischen Blumen ausgestattetem Atrium glitt ständig ein gläserner Aufzug auf und ab. Gleich hinter dem Eingang befand sich eine Piano-Bar mit Tanzfläche, und ich sah

Dorothy an einem Tisch mit fünf Männern sitzen. Ich ging auf sie zu, als hätte ich eine Mission zu erfüllen.

Die Leute an den Nebentischen hörten auf zu reden und sahen mich an, als wäre ich gerade Revolver schwingend durch die Schwingtüren einen Saloons gebrochen.

»Entschuldigung«, sagte ich zu dem Mann, der links von Dorothy saß. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, mir mir einen Augenblick Ihren Platz zu überlassen?«

Es machte ihm etwas aus, aber er räumte seinen Stuhl und schlenderte zur Bar. Den anderen Männern wurde unbehaglich.

»Ich bin hier, um dich abzuholen«, sagte ich zu Dorothy, die eindeutig seit einiger Zeit trank.

»Na so was!«, rief sie und hob ihr Cocktailglas. »Meine große Schwester. Ich möchte Sie Ihnen vorstellen«, sagte sie zu ihren Begleitern.

»Sei still und hör mir zu«, sagte ich leise.

»Meine berühmte große Schwester.«

Dorothy wurde immer ausfallend, wenn sie getrunken hatte. Weder lallte sie, noch stieß sie an Gegenstände, aber sie konnte Männer sexuell bis zur Selbstaufgabe reizen und hatte eine scharfe Zunge. Ich schämte mich für ihr Verhalten und die Art, wie sie gekleidet war. Bisweilen sah sie aus wie eine gewollte Parodie von mir.

An diesem Abend trug sie einen schönen dunkelblauen Hosenanzug, aber unter der Jacke entblößte der enge pinkfarbene Pullover nahezu ihren gesamten Busen. Dorothy hatte immer unter ihren kleinen

Brüsten gelitten. Wenn Männer sie anstarrten, verlieh ihr das Selbstsicherheit.

»Dorothy«, sagte ich und beugte mich näher zu ihr, überwältigt von Chanel Coco, »du musst mit mir kommen. Wir müssen reden.«

»Wisst ihr, wer sie ist?«, sagte sie, und ich zuckte zusammen.

»Die Oberste Gerichtsmedizinerin dieses schönen Staates. Könnt ihr euch das vorstellen? Ich habe eine große Schwester, die Leichenbeschauerin ist.«

»Wow, das muss aber interessant sein«, sagte einer der Männer.

»Was wollen Sie trinken?«, fragte ein anderer.

»Was ist Ihrer Meinung nach die Wahrheit im Fall Ramsey? Glauben Sie, dass die Eltern es waren?«

»Mir würde gefallen, wenn jemand beweisen könnte, dass es wirklich Amelia Earharts Knochen waren, die gefunden wurden.«

»Wo ist die Kellnerin?«

Ich legte meine Hand auf Dorothys Arm, und wir standen auf. Eins musste man meiner Schwester lassen: Sie war zu stolz, um öffentlich eine Szene hinzulegen, bei der sie den Kürzeren ziehen würde, Ich ging mit ihr hinaus in die trostlose neblige Nacht.

»Ich fahre nicht mit dir nach Hause«, sagte sie jetzt, da uns niemand zuhörte. »Und lass meinen verdammten Arm los.«

Sie wollte zu ihrem Hotel, während ich sie zu meinem Wagen zerrte.

»Du kommst mit mir, und wir werden uns überlegen, was wir wegen Lucy unternehmen.« »Ich habe sie heute im Krankenhaus gesehen«, sagte sie. Sie setzte sich auf den Beifahrersitz.

»Sie hat dich mit keinem Wort erwähnt«, meinte meine wie immer rücksichtsvolle Schwester.

Ich stieg ein und verriegelte alle Türen.

»Jos Eltern sind süß«, sagte sie, als wir losfuhren. »Ich war entsetzt, dass sie die Wahrheit über Jos und Lucys Beziehung nicht wussten.«

»Was hast du getan, Dorothy? Sie aufgeklärt?«

»Nicht ausdrücklich, aber ich habe bestimmte Dinge angedeutet, weil ich annahm, dass sie es wüssten. Weißt du, diese Skyline sieht merkwürdig aus, wenn man an Miami gewöhnt ist.«

Ich hätte ihr am liebsten ins Gesicht geschlagen.

»Wie auch immer, nachdem ich mit den Sanders eine Weile geredet habe, war mir klar, dass sie so Jerry-Falwell-Typen sind und eine lesbische Beziehung nicht verdammen.«

»Ich wünschte, du würdest dieses Wort nicht benutzen.«

»Aber sie sind doch Lesben. Nachfahren der Amazonen, die auf der Insel Lesbos in der Ägäis vor der türkischen Küste lebten.

Türkische Frauen haben so viele Haare. Ist dir das schon aufgefallen?«

»Hast du jemals von Sappho gehört?«

»Natürlich habe ich von ihm gehört«, sagte Dorothy.

»Sie war eine Lesbierin, weil sie auf Lesbos lebte. Sie war eine der größten Lyrikerinnen der Antike.«

»Ha. Ich finde nichts Poetisches an diesen gepiercten stämmigen Maschinen, die ich manchmal rumlaufen sehe. Und natürlich haben es die Sanders nicht wirklich ausgesprochen, dass sie Jo und Lucy für Lesben halten. Sie glauben, dass Jo schrecklich traumatisiert ist, und wenn sie Lucy sieht, würde alles noch schlimmer werden. Es ist noch zu früh. Sie waren sehr mitfühlend und nett, und als Lucy aufgetaucht ist, haben sie es ihr

auf freundliche und sympathische Weise gesagt.«

Ich fuhr durch die Mautstelle.

»Du weißt ja, wie Lucy ist. Sie hat sie provoziert. Sie hat gesagt, sie würde ihnen nicht glauben, und sie wurde ziemlich laut und unhöflich. Ich habe den Sanders erklärt, dass sie, nach allem, was sie durchgemacht hat, einigermaßen durcheinander ist. Sie waren sehr geduldig und haben gesagt, dass sie für sie beten würden. Und dann hat eine Krankenschwester Lucy aufgefordert zu gehen.

Sie ist davongestürmt«, sagte meine Schwester. Sie blickte mich prüfend an und fügte dann hinzu: »Auch wenn sie jetzt eine Wut auf dich hat, irgendwann wird sie zu dir kommen, wie immer.«

»Wir konntest du ihr das antun?«, fragte ich. »Wie konntest du dich zwischen sie und Jo stellen? Was für ein Mensch bist du?«

Dorothy erschrak. Ich spürte, wie sich ihr die Haare aufstellten.

»Du warst immer eifersüchtig auf mich, weil du nicht ihre Mutter bist«, sagte sie.

Ich bog an der Meadow Street ab, statt nach Hause zu fahren.

»Warum klären wir das nicht ein für alle Mal«, sagten Doro-thy und ihre Cocktails. »Du bist nichts weiter als eine Maschine, ein Computer, eins dieser High-Tech-Geräte, die du so liebst. Und man muss sich fragen, was mit einer Person nicht stimmt, die ihre ganze Zeit mit Toten verbringt. Tiefgekühlte, stinkende, verwesende tote Leute, von denen die meisten schon im Leben nichts wert waren.«

Ich fuhr erneut auf den Downtown Expressway und zurück ins Zentrum.

»Ich dagegen. Ich glaube an Beziehungen. Ich verbringe meine Zeit kreativ, ich denke nach und pflege Beziehungen. Und ich glaube, dass unsere Körper Tempel sind, auf die man aufpassen und stolz sein sollte. Sieh dich nur an.« Sie hielt der Wirkung halber kurz inne. »Du rauchst, du trinkst, du gehst vermutlich nicht mal in ein Fitness-Studio. Ich weiß nicht, warum du nicht fett und schlaff bist, aber das liegt wahrscheinlich daran, weil du ständig Rippen durchsägst und zu Tatorten musst oder in dem verdammten Leichenschauhaus auf den Beinen bist. Aber das Schlimmste kommt erst noch.«

Sie beugte sich zu mir rüber, dass ich den Wodka in ihrem Atem riechen konnte.

»Schnall dich an, Dorothy«, sagte ich ruhig.

»Was du meiner Tochter angetan hast. Meinem einzigen Kind.

Du hast kein eigenes Kind, weil du immer so beschäftigt warst.

Deswegen hast du mir meins weggenommen.« Ihr alkoholisierter Atem wehte mir ins Gesicht. »Ich hätte nie, nie, niemals erlauben dürfen, dass sie dich besucht. Was habe ich mir nur dabei gedacht, als ich sie im Sommer immer zu dir fahren ließ?«

Sie hielt sich auf dramatische Weise mit beiden Händen den Kopf.

»Du hast sie mit dieser Waffen-, Munitions- und Verbrechensbekämpfungsscheiße angefüllt. Du hast sie zu einem verdammten kleinen Computerfreak gemacht, als sie gerade mal zehn war, ein Alter, in dem kleine Mädchen normalerweise zu

Geburtstagspartys gehen und auf Ponys reiten und Freundinnen haben.«

Ich ließ sie zetern, achtete auf die Straße.

»Du hast sie mit diesem großen hässlichen Polizisten bekannt gemacht, und sehen wir der Sache doch mal ins Gesicht. Er ist der einzige Mann, zu dem du eine enge Beziehung hast. Ich kann nur hoffen, dass du mit so einem Schwein nicht auch noch ins Bett gehst. Und ich muss dir sagen, obwohl es mir natürlich Leid tut, was mit Benton passiert ist, aber er war ein Schwächling. Er war ein Baum ohne Saft, ein Ei ohne Dotter.

Nein. Du warst der Mann in der Beziehung, Miss Doktor-Anwältin-Chefin. Ich hab's dir früher schon gesagt und ich sage es dir noch einmal, du bist nichts weiter als ein Mann mit großen Titten. Du führst alle hinters Licht, weil du so elegant bist in deinen Sachen von Ralph Lauren und deinem

superschicken Auto. Du hältst dich für so verdammt sexy mit deinen großen Titten. Und ich hab immer gedacht, mit mir stimmt was nicht, wenn du dich über mich lustig gemacht hast, weil ich BHs mit Einlagen bei Mark Eden und so Sachen bestellt habe. Und weißt du noch, was Mutter gesagt hat? Sie hat mir ein Foto von einer haarigen Männerhand gegeben und gesagt: >Sowas macht einer Frau große Brüste.<«

»Du bist betrunken«, sagte ich.

»Wir waren Teenager, und du hast dich über mich lustig gemacht!«

»Ich habe mich nie über dich lustig gemacht.«

»Du hast dafür gesorgt, dass ich mich dumm und hässlich fühle.

Und du hattest blondes Haar und einen Busen, und alle Jungen haben über dich geredet. Vor allem weil du auch noch schlau warst. Oh ja, du hast immer gedacht, dass du so verdammt schlau bist, nur weil ich nichts anderes als Englisch studiert habe.«

»Hör auf, Dorothy.«

»Ich hasse dich.«

»Nein, das tust du nicht, Dorothy.«

»Aber mich führst du nicht hinters Licht. Mich nicht.«

Sie schüttelte den Kopf und drohte mir mit dem Finger.

»Oh nein, mich kannst du nicht hinters Licht führen. Ich habe schon immer die Wahrheit geahnt, was dich anbelangt.«

Ich parkte vor dem Berkeley Hotel, und sie merkte es nicht. Sie tobte, und Tränen liefen ihr übers Gesicht.

»Du bist eine heimliche Diesel-Lesbe«, sagte sie hasserfüllt.

»Und meine Tochter hast du auch zu einer gemacht! Und jetzt wird sie fast umgebracht und hält mich für den letzten Dreck.«

»Warum gehst du nicht ins Hotel und schläfst dich aus«, sagte ich zu ihr.

Sie wischte sich über die Augen und blickte aus dem Fenster, überrascht, ihr Hotel zu sehen, als wäre es ein lautlos gelandetes Raumschiff.

»Ich werfe dich nicht auf die Straße, Dorothy. Aber ich glaube, es ist nicht gut, wenn wir jetzt zusammen sind.«

Sie schniefte, ihre Wut verglühte wie ein Feuerwerk in der Nacht.

»Ich bring dich in dein Zimmer«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf, ihre Hände lagen reglos in ihrem Schoß, Tränen liefen ihr über das unglückliche Gesicht.

»Sie wollte mich nicht sehen«, sagte sie so leise wie ein Atemhauch. »Als ich im Krankenhaus aus dem Aufzug stieg, blickte sie drein, als hätte ihr gerade jemand ins Essen gespuckt.«

Eine Gruppe Leute verließ die Tobacco Company. Ich erkannte die Männer wieder, die mit Dorothy am Tisch gesessen hatten.

Sie wankten etwas und lachten zu laut.

»Sie wollte immer nur so sein wie du, Kay. Kannst du dir vorstellen, wie ich mich fühle?« Sie schluchzte. »Ich bin auch jemand. Warum will sie nicht so sein wie ich?«

Sie rückte plötzlich näher und legte die Arme um mich. Sie weinte an meinem Hals, schluchzte, zitterte. Ich hätte sie gern geliebt. Aber ich tat es nicht. Hatte es nie getan.

»Ich will, dass sie mich auch liebt!«, rief sie, davongetragen von ihren Gefühlen, vom Alkohol und ihrer Sucht nach Drama. »Ich will, dass sie mich auch bewundert! Ich will, dass sie mit mir angibt, wie sie es mit dir tut! Ich will, dass sie mich für brillant und stark hält, dass sie glaubt, alle drehen sich um und sehen mich an, wenn ich einen Raum betrete. Ich will, dass sie über mich all die Dinge denkt und sagt, die sie über dich denkt und sagt. Ich will, dass sie mich um Rat fragt und dass sie so sein will wie ich, wenn sie erwachsen ist.«

Ich legte den Gang ein und fuhr vor den Eingang des Hotels.

»Dorothy«, sagte ich, »du bist die egoistischste Person, der ich je begegnet bin.«

30

Es war fast neun Uhr, als ich wieder zu Hause war, und ich machte mir Vorwürfe, dass ich Dorothy im Hotel abgesetzt hatte, statt sie mit zu mir zu nehmen. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie sofort wieder über die Straße in die Bar gegangen wäre. Vielleicht waren noch ein paar einsame Männer dort, die sie unterhalten konnte.

Ich hörte meinen Anrufbeantworter ab und ärgerte mich, dass sieben Mal umstandslos aufgelegt worden war. Journalisten hinterließen nicht gern Nachrichten, auch nicht in meinem Büro, weil ich dann die Wahl hatte, zurückzurufen oder auch nicht.

Ich hörte, wie auf meiner Einfahrt eine Tür zugeschlagen wurde, und fragte mich, ob es

Dorothy war, aber als ich nachsah, fuhr ein gelbes Taxi weg und Lucy klingelte.

Sie stellte einen kleinen Koffer und eine Tasche in der Diele ab und knallte die Tür zu. Sie machte keinerlei Anstalten, mich zu umarmen. Ihre linke Backe war ein einziger dunkelblauer Fleck, mehrere kleinere Flecken verfärbten sich am Rand bereits gelb.

Ich hatte genug Verletzungen gesehen, um zu wissen, dass sie geschlagen worden war.

»Ich hasse sie«, legte sie los und starrte mich finster an, als wäre ich daran schuld. »Wer hat ihr gesagt, dass sie kommen soll? Du?«

»Du weißt, dass ich das nie tun würde«, sagte ich. »Komm rein.

Lass uns reden. Wir müssen über so vieles sprechen. Mein Gott, ich habe schon

gedacht, dass ich dich nie wiedersehen würde.«

Ich setzte sie vor das Feuer und warf ein weiteres Scheit hinein.

Lucy sah grauenhaft aus. Unter ihren Augen waren dunkle Ringe, Jeans und Pullover hingen an ihr herunter, das rotbraune Haar fiel ihr ins Gesicht. Sie stützte einen Fuß auf den Beistelltisch und nahm das Holster mit Waffe vom Knöchel.

»Gibt es in diesem Haus was zu trinken?«, fragte sie. »Bour-bon oder so was Ähnliches? Im Taxi war es arschkalt, und das Fenster nicht zu. Ich friere. Schau dir meine Hände an.«

Sie hielt sie mir hin. Die Nägel waren blau. Ich nahm sie in meine Hände und hielt sie fest. Dann rutschte ich auf der Couch näher

zu ihr und nahm sie in die Arme. Sie fühlte sich mager an.

»Was ist mit deinen Muskeln passiert?«, versuchte ich sie aufzumuntern. »Ich hab nicht viel gegessen« Sie starrte ins Feuer. »Gibt es in Miami nichts zu essen?« Sie lächelte nicht.

»Warum musste Mutter kommen? Warum kann sie mich nicht in Ruhe lassen? Mein ganzes Leben lang hat sie nichts anderes getan, als mir ihre Männer, Männer, Männer vorzuführen«, sagte sie. »Herumzustolzieren mit diesen Schwänzen, während niemand für mich da war. Aber auch für die Männer war niemand da, nur wussten sie es nicht.«

»Ich war immer für dich da.«

Sie strich sich das Haar aus den Augen und schien mich nicht zu hören.

»Weißt du, was sie im Krankenhaus getan hat?«

»Woher wusste sie, wo sie dich finden würde?« Ich musste zuerst eine Antwort auf diese Frage haben, und Lucy wusste, warum ich sie stellte.

»Weil sie meine biologische Mutter ist«, sagte Lucy in sarkastischem Singsang. »Ich musste sie angeben, ob ich wollte oder nicht, und natürlich weiß sie, wer Jo ist. Mom spürt also Jos Eltern hier in Richmond auf und kriegt alles raus, weil sie die Leute manipulieren kann, und die halten sie dann für eine wunderbare Frau. Die Sanders sagen ihr, in welchem Zimmer Jo liegt, und Mutter kreuzt heute Morgen im Krankenhaus auf. Ich wusste nicht mal, dass sie hier ist, bis sie wie die Primadonna, die sie ist, ins Wartezimmer schneit.«

Sie ballte die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder, als wären ihre Finger steif.

»Und was macht sie?«, fuhr Lucy fort. »Sie spielt die Mitfühlende mit den Sanders. Bringt ihnen Kaffee, Sandwiches, bedenkt sie mit ihren philosophischen Sprüchen. Und sie reden und reden, und mich ignorieren sie, als gäbe es mich nicht, und dann kommt Mom zu mir, tätschelt meine Hand und sagt:]o will heute niemanden sehen.

Ich frage sie, wie sie dazu kommt, mir das zu sagen. Darauf antwortet sie, dass die Sanders es mir nicht sagen wollten, um meine Gefühle nicht zu verletzen. Was bleibt mir anderes übrig, als zu verschwinden. Mom ist womöglich immer noch dort.«

»Ist sie nicht«, sagte ich.

Lucy stand auf und stieß mit dem Schürhaken ins Feuer. Funken sprühten, als wollten sie gegen ihre Behandlung protestieren.

»Sie ist zu weit gegangen. Diesmal hat sie es geschafft«, sagte meine Nichte.

»Wir sollten nicht über sie reden. Ich möchte über dich sprechen. Erzähl mir, was in Miami passiert ist.«

Sie setzte sich auf den Boden, lehnte sich an die Couch und starrte ins Feuer. Ich stand auf, ging zur Bar und goss ihr einen Bourbon ein.

»Tante Kay, ich muss sie sehen.«

Ich gab Lucy den Drink und setzte mich wieder. Ich massierte ihre Schultern, und sie entspannte sich, ihre Stimme wurde schläfrig.

»Sie liegt in dem Zimmer und weiß nicht, dass ich auf sie warte.

Vielleicht glaubt sie, dass sie mir gleichgültig ist.«

»Warum um alles in der Welt sollte sie das glauben, Lucy?«

Sie schwieg, schien in Rauch und Flammen zu versinken. Sie nippte an ihrem Drink.

»Als wir in meinem kleinen heißen Benz hingefahren sind«, sagte sie mit tonloser Stimme, »hatte Jo ein ungutes Gefühl, und das hat sie mir auch gesagt. Ich meinte, dass es normal wäre, vor einem Einsatz ein ungutes Gefühl zu haben. Ich habe mich sogar über sie lustig gemacht.«

Sie hielt inne und starrte in die Flammen, als würde sie etwas anderes sehen.

»Wir stehen also vor der Tür der Wohnung, die diese Arschlöcher als Treffpunkt benutzen«, nahm sie den Faden wieder auf, »und Jo geht als Erste rein. Es sind sechs da, statt der angekündigten drei. Uns ist sofort klar, dass sie Bescheid wissen, und ich weiß, was sie vorhaben. Einer packt Jo und hält ihr die Knarre an den Kopf, damit sie ihm erzählt, wo auf Fisher Island wir diesen Hinterhalt planen.«

Sie holte tief Luft und schwieg, als könnte sie nicht weitersprechen. Sie nippte wieder an dem Bourbon.

»Himmel, was ist das für ein Zeug? Allein von dem Geruch werde ich betrunken.«

»Fünfundvierzig Prozent. Normalerweise bin ich nicht für starke Sachen, aber es wäre nicht schlecht, wenn du bald zur Ruhe kommst. Bleib eine Weile bei mir.«

»ATF und DEA haben alles richtig gemacht«, sagte sie.

»Solche Dinge passieren, Lucy.«

»Ich musste unheimlich schnell denken. Die einzige Möglichkeit, die mir einfiel, war so zu tun, als wäre es mir egal, ob sie ihr das Gehirn rausblasen oder nicht. Sie halten ihr die Knarre an den Kopf, und ich tu so, als wäre ich stocksauer auf sie. Damit hatten sie überhaupt nicht gerechnet.«

Sie trank einen weiteren Schluck Bourbon. Man merkte ihn ihr bereits an.

»Ich geh also zu diesem marokkanischen Arschloch und sag ihm ins Gesicht, dass er sie abknallen soll, dass sie eine blöde Kuh ist und ich sie satt habe, weil sie mir dauernd im Weg ist.

Aber wenn er sie jetzt umbringt, dann reitet er sich und alle anderen nur in die Scheiße.«

Sie starrte noch immer ins Feuer, ohne zu blinzeln, als würde sie die Szene vor ihrem geistigen Auge sehen.

»Ich sage: Glaubst du etwa, ich hätte nicht gewusst, dass ihr uns nur benutzt und uns dann aus dem Weg schaffen wollt? Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Weißt du was? Ich hab vergessen, dir zu sagen, dass Mr. Tortora uns erwartet - und ich schaue auf meine Uhr - und zwar genau in einer Stunde und sechzehn Minuten. Ich dachte, es wäre nett, ihm ein bisschen Gesellschaft zu leisten, bevor ihr Arschlöcher auftaucht und ihn umbringt und alle seine Waffen, sein Geld und sein Kokain nehmt. Was wird wohl passieren, wenn wir nicht kommen? Meinst du etwa, er wird nicht nervös werden?«

Ich konnte den Blick nicht von Lucy wenden. Von allen Seiten stürmten Bilder auf mich ein. Ich sah vor mir, wie sie diese gefährliche Rolle spielte, und ich sah sie im Kampfanzug vor mir, wenn es irgendwo brannte, und wie sie einen Helikopter flog und Computer programmierte. Ich sah sie als das dickköpfige unzähmbare Kind vor mir, das ich praktisch aufgezogen hatte.

Marino hatte Recht. Lucy glaubte, zu viel beweisen zu müssen.

Ihr erster Impuls war es immer gewesen zu kämpfen.

»Ich dachte nicht, dass sie mir wirklich glauben würden«, sagte sie. »Deswegen wandte ich mich an Jo. Den Blick in ihren Augen werde ich nie vergessen, das Pistolenrohr direkt an ihrer Schläfe. Ihre Augen.« Sie hielt inne. »Sie blicken ganz ruhig, während

sie mich ansieht, weil sie« Ihre Stimme zitterte.

»Weil sie möchte, dass ich weiß, dass sie mich liebt.« Lucy schluchzte. »Sie liebt mich. Sie will, dass ich es weiß, weil sie glaubt« Ihre Stimme überschlug sich. »Sie glaubt, dass wir sterben werden. Und ich fange an, sie anzuschreien. Ich nenne sie eine verdammte blöde Kuh und schlage sie so ins Gesicht, dass meine Hand taub wird.

Und sie sieht mich an, als gäbe es nur mich, Blut läuft aus ihrer Nase und aus ihrem Mundwinkel und tropft rot von ihrem Kinn.

Sie hat nicht mal geweint. Sie spielt nicht mehr mit, hat ihre Rolle vergessen, alles, was sie gelernt hat, und sie weiß nicht mehr, was sie tun soll. Ich packe sie, werfe sie auf den Boden und setze mich auf sie. Ich fluche und schlage sie und schreie sie an.«

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und starrte geradeaus.

»Und das Schreckliche daran ist, dass ein Teil davon wirklich ist, Tante Kay. Ich bin wütend auf sie, weil sie mich im Stich gelassen, weil sie einfach aufgegeben hat. Sie gab auf und war bereit zu sterben, verdammt noch mal!«

»Wie Benton«, sagte ich leise.

Lucy wischte sich das Gesicht an ihrem T-Shirt ab. Sie schien mich nicht gehört zu haben.

»Ich habe Leute, die aufgeben und mich im Stich lassen, ein für alle Mal satt«, sagte sie mit gebrochener Stimme. »Ich brauche sie, und sie geben einfach auf!«

»Benton hat nicht aufgegeben, Lucy.«

»Ich schreie Jo weiter an und schlage sie und sage, dass ich sie umbringen werde, und zerre an ihrem Haar. Da wacht sie auf, wird vielleicht sogar sauer auf mich, und sie fängt an zu kämpfen. Sie nennt mich eine kubanische Nutte und spuckt mir Blut ins Gesicht, boxt mich, und die Typen lachen und pfeifen und fassen sich in den Schritt.«

Wieder holte sie tief Luft und schloss die Augen. Sie konnte kaum mehr aufrecht sitzen, lehnte an meinen Beinen, das Feuer spielte auf ihrem starken schönen Gesicht.

»Und dann fängt sie wirklich an zu kämpfen. Ich habe ihr die Knie so fest in die Seiten gedrückt, es ist ein Wunder, dass keine Rippe gebrochen ist. Und während wir so aufeinander losgehen, reiße ich ihr Hemd auf, und jetzt werden die Typen wirklich wild und sehen nicht, wie ich meine Pistole aus dem Knöchelholster ziehe. Ich fange an zu

schießen. Und schieße, schieße, schieße.« Ihre Stimme erstarb.

Ich beugte mich vor und nahm sie in die Arme.

»Ich hatte ganz weite Jeans an, um meine Sig zu verstecken. Angeblich habe ich elf Runden verschossen. Ich kann mich nicht erinnern, dass das leere Magazin auf den Boden fiel und ich nachgeladen habe. Überall sind Agenten, und irgendwie schleife ich Jo zur Tür hinaus. Sie blutet stark aus dem Kopf.«

Lucys Unterlippe zitterte, als sie weiterzusprechen versuchte.

Ihre Stimme klang wie aus weiter Ferne. Sie war nicht hier. Sie war dort und erlebte alles noch einmal.

»Ich schieße, schieße, schieße. Ihr Blut ist auf meinen Händen.

Ich schlage immer wieder auf sie ein. Ich spüre noch immer ihr Gesicht an meinen Handflächen.«

Sie blickte auf ihre Hand, als sollte sie getötet werden.

»Ich habe gefühlt, wie weich ihre Haut war. Und sie blutete.

Weil ich sie geschlagen habe. Die Haut, die ich gestreichelt und geliebt habe, hat wegen mir geblutet. Dann Schüsse, Schüsse, Schüsse und Rauch, und in meinen Ohren dröhnt es, es ist wie ein Feuersturm. Dann ist es vorbei, und ich weiß, dass sie tot ist.«

Sie senkte den Kopf und weinte leise, und ich streichelte ihr Haar.

»Du hast ihr Leben gerettet. Und deins auch«, sagte ich schließlich. »Jo weiß, was du getan hast und warum, Lucy. Sie sollte dich dafür nur umso mehr lieben.«

»Diesmal bin ich in Schwierigkeiten, Tante Kay«, sagte sie.

»Du bist eine Heldin. Das bist du.«

»Nein. Du verstehst nicht. Es spielt keine Rolle, ob die Schießerei gerechtfertigt war. Es spielt keine Rolle, ob mir das ATF eine Medaille verleiht.«

Sie stand auf. Sie schaute auf mich herunter, in ihren Augen Niedergeschlagenheit und etwas anderes, was ich nicht interpretieren konnte. Vielleicht war es Schmerz. Als Benton ermordet wurde, hatte sie keinen Schmerz gezeigt. Alles, was ich gesehen hatte, war Wut gewesen.

»Die Kugel, die sie ihr aus dem Bein geholt haben. Sie stammte aus meiner Pistole.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Ich habe sie angeschossen, Tante Kay.«

»Auch wenn du es warst -«

»Was, wenn sie nie wieder wird gehen können? Was, wenn sie sich wegen mir einen anderen Beruf suchen muss?«

»Sie wird in nächster Zukunft aus keinem Hubschrauber springen«, sagte ich. »Aber sie wird wieder werden.«

»Was, wenn ich ihr Gesicht mit meinen Fäusten dauerhaft entstellt habe?«

»Lucy, hör mir zu«, sagte ich. »Du hast ihr das Leben gerettet.

Wenn du dafür zwei Menschen töten musstest, dann ist es eben so. Es ist ja nicht so, als ob du es wolltest.«

»Und ob ich das wollte«, sagte sie. »Ich wünschte, ich hätte alle erschossen.«

»Das meinst du nicht ernst.«

»Vielleicht werde ich Söldnerin«, sagte sie voll Bitterkeit. »Wollen Sie einen Mörder, Vergewaltiger, Autodieb, Kinderschänder, Drogenhändler loswerden? Dann wählen Sie null-achthundert-L-U-C-Y.«

»Durch Töten machst du Benton nicht wieder lebendig.«

Sie schien mich immer noch nicht zu hören.

»Er hätte nicht gewollt, dass du dich so fühlst«, sagte ich.

Das Telefon klingelte.

»Er hat dich nicht im Stich gelassen, Lucy. Du darfst nicht wütend auf ihn sein, weil er gestorben ist.«

Das Telefon klingelte zum dritten Mal, und sie konnte sich nicht länger zurückhalten. Sie hob ab, unfähig, die Hoffnung und Angst in ihren Augen zu verbergen. Ich brachte es nicht über mich, ihr zu erzählen, was Dr. Worth zu mir gesagt hatte. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt.

»Ja, einen Augenblick«, sagte sie. Enttäuschung und Kränkung standen ihr ins Gesicht geschrieben, als sie mir den Hörer reichte.

»Ja«, meldete ich mich widerwillig.

»Spreche ich mit Dr. Scarpetta?«, fragte eine unbekannte Stimme. »Wer ist dran?«

»Ich muss mich vergewissern, dass ich mit der richtigen Person spreche.« Der Akzent war amerikanisch.

»Wenn Sie ein Reporter sind -«

»Ich werde Ihnen eine Telefonnummer geben.«

»Ich werde Ihnen ein Versprechen geben«, sagte ich. »Sagen Sie mir, wer Sie sind, oder ich lege auf.«

»Ich gebe Ihnen jetzt eine Nummer«, sagte er und diktierte sie mir, bevor ich mich weigern konnte.

Ich erkannte die Vorwahlnummer von Frankreich.

»Es ist drei Uhr morgens in Frankreich«, sagte ich, als ob er das nicht wüsste.

»Es spielt keine Rolle, wie viel Uhr es ist. Wir haben Informationen von Ihnen erhalten und sie durch unsere Computer geschickt.«

»Nicht von mir.«

»Nein, nicht in dem Sinn, dass Sie sie in den Computer eingegeben haben, Dr. Scarpetta.« Seine Stimme war tief wie ein Bariton, weich wie poliertes Holz.

»Ich bin in Lyon«, sagte er. »Rufen Sie die Nummer an, die ich Ihnen gegeben habe, und hören Sie sich zumindest die Ansage an.«

»Was für einen Sinn soll das -«

»Bitte.«

Ich legte auf und versuchte es. Eine Frauenstimme mit einem starken

französischen Akzent sagte, »Bonjour, Hello« und nannte in beiden Sprachen die Bürozeiten. Ich wählte die Durchwahl, die er mir gegeben hatte, und war wieder mit dem Mann verbunden.

»Bonjour, Hello? Und damit wollen Sie sich identifizieren?«, sagte ich. »Ich könnte genauso gut mit einem Restaurant verbunden sein.«

»Bitte faxen Sie mir ein Blatt mit Ihrem Briefkopf, dann sage ich Ihnen alles Weitere.«

Er gab mir die Nummer. Ich ließ ihn warten und ging in mein Arbeitszimmer. Ich faxte ihm einen Bogen meines Briefpapiers, während Lucy wieder vor dem Feuer saß, Ellbogen auf die Knie gestützt, Kinn in der Hand, teilnahmslos.

»Mein Name ist Jay Talley, ich bin der ATF-Verbindungsmann bei Interpol«, sagte er, als ich wieder am Telefon war. »Wir bitten Sie, sofort zu kommen. Sie und Captain Marino.«

»Ich verstehe nicht«, sagte ich. »Sie haben meine Berichte. Im Augenblick gibt es nichts hinzuzufügen.«

»Wir würden Sie nicht darum bitten, wenn es nicht wichtig wäre.«

»Marino hat keinen Pass«, sagte ich.

»Er war vor drei Jahren auf den Bahamas.«

Ich hatte vergessen, dass Marino mit einer seiner unsäglichen Frauenbekanntschaften drei Tage lang eine Kreuzfahrt gemacht hatte. Ihre Beziehung hatte kaum länger gedauert.

»Es ist mir egal, wie wichtig es ist«, sagte ich. »Ich werde mich auf keinen Fall in ein Flugzeug setzen und nach Frankreich fliegen, wenn ich nicht weiß, was -«

»Einen Augenblick«, unterbrach er mich, höflich aber mit Autorität. »Senator Lord? Sir, sind Sie dran?«

»Ich bin hier.«

»Frank?«, sagte ich erstaunt. »Wo bist du? Bist du in Frankreich?«

Ich fragte mich, wie lange er schon zuhörte.

»Hör mal zu, Kay. Es ist wichtig«, sagte Senator Lord mit einer Stimme, die mich daran erinnerte, wer er war. »Brich auf und zwar jetzt gleich. Wir brauchen deine Hilfe.«

Dann sprach wieder Talley. »Sie und Marino müssen um halb fünf Uhr morgens am Millionaire-Privatterminal sein. In weniger als sechs Stunden.«

»Ich kann jetzt nicht weg.« Lucy stand in der Tür.

»Bitte seien Sie pünktlich. Ihr Flug in New York startet um acht Uhr dreißig«, sagte Talley.

Ich dachte, Senator Lord hätte aufgelegt, aber plötzlich hörte ich seine Stimme wieder.

»Danke, Agent Talley«, sagte er. »Ich werde jetzt mit ihr sprechen.«

Ich hörte, wie Talley auflegte.

»Ich möchte wissen, wie es dir geht, Kay«, sagte mein Freund. »Keine Ahnung.«

»Es ist mir wichtig«, sagte er. »Ich werde nicht zulassen, dass dir etwas geschieht. Vertrau mir. Und jetzt sag mir, wie du dich fühlst.«

»Abgesehen davon, dass ich nach Frankreich zitiert werde und vermutlich demnächst gefeuert werde und -« Ich wollte erzählen, was mit Lucy geschehen war, aber sie stand noch immer da.

»Alles wird in Ordnung kommen«, sagte Senator Lord.

»Was immer alles ist«, erwiderte ich.

»Vertrau mir.«

Das hatte ich immer getan.

»Man wird dich bitten, Dinge zu tun, die dir widerstreben.

Dinge, die dir Angst machen werden.«

»So schnell jagt man mir keine Angst ein, Frank«, sagte ich.

31

Marino holte mich um viertel vor vier ab. Es war eine herzlose Morgenstunde, die mich an den schlaflosen Schichtdienst in Krankenhäusern erinnerte, an die frühen Tage meiner Laufbahn, als ich zu Fällen gerufen wurde, zu denen niemand anders wollte.

»Jetzt weißt du, wie es ist, Nachtschicht zu machen«, sagte Marino, als wir über eisige Straßen fuhren.

»Das weiß ich sowieso«, erwiderte ich.

»Ja, aber der Unterschied ist, dass du nicht müsstest. Du könntest jemand anders an Tatorte schicken und zu Hause bleiben.

Du bist der Boss.«

»Ich lasse Lucy immer allein, wenn sie mich braucht, Marino.«

»Ich sage dir, Doc, sie versteht das. Sie wird wahrscheinlich sowieso nach D.C. müssen, um die ganze Nachbearbeitungsscheiße über sich ergehen zu lassen.«

Ich hatte ihm nichts von Dorothys Besuch erzählt. Es hätte ihn nur aufgeregt.

»Du gehörst zur Fakultät des MCV. Ich meine, du bist richtige Ärztin.«

»Danke.«

»Kannst du nicht einfach mit der Verwaltung oder so sprechen?«, sagte er und drückte auf den Zigarettenanzünder.

»Kannst du nicht irgendwelche Fäden ziehen, damit Lucy zu ihr kann?«

»So lange Jo nicht in der Lage ist, Entscheidungen zu treffen, entscheidet ausschließlich ihre Familie, wer sie besuchen darf und wer nicht.«

»Verdammte Frömmler. Bibel schwingende Hitler.«

»Es gab mal eine Zeit, als auch du ziemlich engstirnig warst, Marino«, erinnerte ich ihn. »Wie mir scheint, hast du von Tunten und Schwulen geredet. Ich will manche der Ausdrücke, die du benutzt hast, gar nicht wiederholen.«

»Ja. Aber ich habe sie nie so gemeint.«

Vor dem Millionaire Jetcenter hatte es fast null Grad, und ein heftiger eisiger Wind beutelte mich, als ich Gepäckstücke hinten aus dem Pickup nahm. Wir wurden von zwei Piloten erwartet, die nicht viel sprachen, als sie ein Tor öffneten und uns auf eine

Startbahn führten, wo wir in einen Learjet stiegen. Ein dicker Umschlag lag auf einem der Sitze, und als wir starteten, schaltete ich das Licht aus und schlief, bis wir in Teterboro, New Jersey landeten.

Ein dunkelblauer Explorer glitt auf uns zu, als wir die Metalltreppe hinuntergingen. Es fielen kleine Schneeflocken, die mir ins Gesicht stachen.

»Polizei.« Marino nickte, als der Explorer neben dem Flugzeug stehen blieb.

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß es immer«, sagte er.

Der Fahrer trug Jeans und einen Ledermantel und sah aus, als würde er das Leben aus allen Winkeln kennen. Er schien froh, uns abholen zu dürfen, und verstaute unser Gepäck im Kofferraum. Marino setzte sich

nach vorn, und schon tauschten sie Geschichten und Anekdoten aus, denn der Fahrer gehörte dem NYDP an, wo Marino früher gewesen war. Ich döste vor mich hin, und wann immer ich aufwachte, hörte ich Gesprächsfetzen.

»Adams von der Kriminalpolizei hat gegen elf Uhr abends angerufen. Vermutlich hat Interpol zuerst mit ihm gesprochen.

Ich wusste gar nicht, dass er mit denen was zu tun hat.«

»Ach ja?« Marinos Stimme klang gedämpft und einschläfernd wie Bourbon on the rocks. »Ich wette, irgendso ein Aufsteiger -«

»Nee. Er ist okay.«

Ich schloss die Augen und glitt weg, die Lichter der Stadt fielen auf meine

Augenlider, als ich den leeren Schmerz wieder spürte.

»war eines Abends so betrunken, dass ich am nächsten Morgen aufwachte und nicht mehr wusste, wo mein Wagen und meine Papiere waren. Das war mein Weckruf -«

Ich war bislang nur ein Mal Überschall geflogen und zwar mit Benton. Ich erinnerte mich an seinen Körper neben meinem, die Hitze in meinen Brüsten, die ihn berührten, während wir auf den schmalen grauen Ledersitzen saßen, französischen Wein tranken und auf kleine Gläser mit Kaviar schauten, den wir nicht zu essen beabsichtigten.

Ich erinnerte mich, dass wir uns stritten und uns in London anschließend verzweifelt liebten, in einer Wohnung nahe der amerikanischen Botschaft. Vielleicht hatte Dorothy Recht. Vielleicht lebte ich manchmal zu sehr

in meinen Gedanken und war nicht so offen, wie ich es gern gewesen wäre. Aber was Benton betraf, hatte sie Unrecht. Er war kein Schwächling gewesen, und im Bett hatten wir uns nie gelangweilt.

»Dr. Scarpetta?«

Eine Stimme erregte meine Aufmerksamkeit. »Wir sind da«, sagte der Fahrer und beäugte mich im Rückspiegel.

Ich rieb mir das Gesicht mit den Händen und unterdrückte ein Gähnen. Der Wind wehte hier stärker, die Temperatur war niedriger. Am Air-France-Schalter checkte ich uns ein, weil ich Marino nicht zutraute, mit Ticket und Pass zurechtzukommen oder das richtige Gate ohne Peinlichkeiten zu finden. Flug 2 sollte in eineinhalb Stunden starten, und als ich mich in die Concorde Lounge setzte, fühlte ich mich erneut erschöpft.

Meine Augen brannten. Marino kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

»Schau doch nur«, flüsterte er zu laut. »Die Bar ist gefüllt. Der Kerl da drüben trinkt ein Bier, und es ist erst sieben Uhr morgens.«

Marino verstand das als Weckruf.

»Willst du was?«, fragte er. »Wie wär's mit einer Zeitung?«

»Im Augenblick ist mir vollkommen egal, was in der Welt los ist.« Ich wünschte, er würde mich in Ruhe lassen.

Als er zurückkam, brachte er zwei Teller mit Croissants, Käse und Crackern mit. Unter seinem Arm klemmte eine Dose Heineken.

»Weißt du was?«, sagte er und stellte sein Frühstück auf den Tisch neben sich. »Es ist fast drei Uhr nachmittags französischer Zeit.«

Er machte die Bierdose auf.

»Da mischen Leute Champagner mit Orangensaft. Hast du so was schon mal gesehen? Und ich bin ziemlich sicher, dass dort drüben jemand Berühmtes sitzt. Sie trägt eine Sonnenbrille, und alle starren sie an.«

Es war mir gleichgültig.

»Der Typ, der bei ihr ist, sieht auch irgendwie berühmt aus. So ähnlich wie Mel Brooks.«

»Sieht die Frau mit der Sonnenbrille wie Anne Bancroft aus?«, murmelte ich.

»Ja!«

»Dann ist es Mel Brooks.«

Andere weit teurer als wir gekleidete Passagiere warfen uns Blicke zu. Ein Mann raschelte mit Le Monde und nippte an einem Espresso.

»Ich habe sie in Die Reifeprüfung gesehen. Erinnerst du dich?«, fuhr Marino fort.

Ich war jetzt wach und wünschte, ich könnte mich irgendwo verstecken.

»Sie war mein Schwarm. Scheiße. Wie die Lehrerin, die nach der Schule Nachhilfe gab. Die dafür sorgte, dass man die Beine übereinander schlug.«

»Kannst du die Concorde da drüben durchs Fenster sehen?« Ich deutete.

»Ich kann nicht glauben, dass ich keinen Fotoapparat dabei habe.« Er trank einen Schluck Bier.

»Vielleicht solltest du einen kaufen gehen«, schlug ich ihm vor.

»Meinst du, dass sie hier die kleinen Wegwerfkameras haben?« »Nur französische.«

Er zögerte einen Augenblick lang, dann warf er mir einen verächtlichen Blick zu. »Bin gleich wieder da.«

Selbstverständlich vergaß er sein Ticket und seinen Pass in der Tasche seines Mantels, der auf einem Stuhl lag, und als wir aufgefordert wurden, an Bord zu gehen, pagte er mir, dass man ihn nicht zurück in die Lounge ließ. Er wartete am Schalter, sein Gesicht zornrot, ein Sicherheitsbeamter neben ihm.

»Tut mir Leid«, sagte ich und reichte einem Air-FranceAngestellten Marinos Pass und Ticket.

»Lass uns diese Reise nicht so beginnen«, sagte ich leise zu ihm, als wir durch Lounge gingen und anderen Passagieren ins Flugzeug folgten.

»Ich habe diesem Haufen französischer Idioten gesagt, dass ich das Zeug holen würde. Wenn die Leute Englisch reden würden, wie es sich gehört, würde so eine Scheiße nicht passieren.«

Wir saßen nebeneinander, aber glücklicherweise war das Flugzeug nicht voll, und ich setzte mich auf die andere Seite des Gangs. Er schien das persönlich zu nehmen, bis ich ihm die Hälfte meines Hähnchens in Zitronensauce, meine Biskuitrolle mit Vanillemousse und meine Schokolade gab. Ich hatte keine Ahnung, wie viele Bier er trank, aber

während wir doppelte Schallgeschwindigkeit flogen, war er eine Menge unterwegs in dem schmalen Gang. Um achtzehn Uhr zwanzig landeten wir auf dem Flughafen Charles de Gaulle.

Ein dunkelblauer Mercedes holte uns vor dem Terminal ab, und Marino versuchte mit dem Fahrer ins Gespräch zu kommen, der ihn jedoch weder vorn sitzen ließ noch auf ihn achtete. Marino rauchte missmutig zum Fenster hinaus, während kalte Luft hereinströmte und er zusah, wie wir an hässlichen, mit Graffiti besprühten Wohnblocks und ewig langen Rangierbahnhöfen vorbei auf die hell erleuchtete Skyline einer modernen Stadt zufuhren. Die großen multinationalen Götter Hertz, Honda, Technics und Toshiba funkelten in der Nacht von ihren olympischen Höhen herab.

»Mann, das könnte genauso gut Chicago sein«, beschwerte er sich. »Ich fühl mich echt komisch.«

»Jetlag.«

»Ich war schon an der Westküste und hab mich nicht so gefühlt.«

»In diese Richtung ist der Jetlag schlimmer.«

»Ich glaube, es hängt mit der Geschwindigkeit zusammen«, fuhr er fort. »Denk doch mal drüber nach. Man guckt aus dem kleinen Fenster, als würde man in einem Raumschiff sitzen, stimmt's? Man kann nicht mal den verdammten Horizont sehen.

In dieser Höhe gibt's keine Wolken, die Luft ist zu dünn zum Atmen, wahrscheinlich

hat es fünfzig Grad unter Null. Keine Vögel, keine normalen Flugzeuge, nichts.«

Ein Polizeibeamter in einem blauweißen Citroen mit roten Streifen winkte in der Nähe der Banque de France einen Raser heraus. Auf dem Boulevard des Capucines wurden ehemals kleine Läden zu Designer-Boutiquen für die ganz Reichen umgestaltet, und das erinnerte mich daran, dass ich vergessen hatte, mich nach dem Wechselkurs zu erkundigen.

»Und deswegen habe ich auch schon wieder Hunger«, fuhr Marino mit seiner wissenschaftlichen Erklärung fort. »Der Metabolismus muss aufholen, wenn man so schnell fliegt. Wozu er unglaublich viele Kalorien verbrennt. Ich habe überhaupt nichts gemerkt, als wir durch den Zoll gegangen sind. Hab mich weder betrunken noch vollgestopft gefühlt, nichts.«

Es gab kaum Weihnachtsschmuck, auch nicht im Zentrum. Die Pariser hatten bescheidene Lichterketten und immergrüne Girlanden vor ihren Bistros und Geschäften aufgehängt, und bislang hatte ich noch nicht einen Weihnachtsmann entdeckt außer dem großen aufblasbaren im Flughafen, der seine Arme schwenkte, als würde er Gymnastik machen. In der marmornen Lobby des Grand Hotel, in dem wir übernachten sollten, wurde der Jahreszeit mit Weihnachtssternen und einem Weihnachtsbaum Rechnung getragen.

»Heilige Scheiße«, sagte Marino und blickte zu den Säulen und dem riesigen Kronleuchter. »Was meinst du, wie viel kostet ein Zimmer in dieser Bude?«

Das musikalische Läuten der Telefone nahm keine Ende, die Schlange an der Rezeption war deprimierend lang. Überall stand Gepäck herum, und mir wurde mit

wachsender Verzagtheit klar, dass eine Reisegruppe eincheckte.

»Weißt du was, Doc?«, sagte Marino. »Ich werde mir hier nicht mal ein Bier leisten können.«

»Falls du es jemals zur Bar schaffst«, sagte ich. »Sieht aus, als würden wir hier die ganze Nacht stehen.«

Kaum hatte ich das ausgesprochen, als mich jemand am Arm berührte, und ich sah einen lächelnden Mann in einem dunklen Anzug neben mir stehen.

»Madame Scarpetta, Monsieur Marino?« Er winkte uns aus der Schlange. »Tut mir Leid, dass ich Sie erst jetzt erkannt habe. Ich heiße Ivan. Sie wurden bereits eingecheckt. Ich werde Sie in Ihre Zimmer bringen.«

Ich wusste nicht, was für einen Akzent er sprach, aber er war definitiv kein Franzose. Er führte uns durch die Lobby zu den auf Hochglanz polierten Messingtüren der Aufzüge, wo er auf den Knopf für den dritten Stock drückte.

»Woher sind Sie?«, fragte ich.

»Von überall, aber ich bin seit vielen Jahren in Paris.«

Wir folgten ihm durch einen langen Flur zu Zimmern, die nebeneinander lagen, aber nicht miteinander verbunden waren. Es erschreckte und nervte mich, dass unser Gepäck bereits hier war.

»Wenn Sie etwas brauchen, wenden Sie sich bitte an mich«, sagte Ivan. »Wahrscheinlich ist es am besten, wenn Sie unten im Cafe essen. Ein Tisch ist für Sie reserviert,

aber es gibt selbstverständlich auch Zimmerservice.«

Er wandte sich rasch um, bevor ich ihm ein Trinkgeld geben konnte. Marino und ich standen auf den Schwellen zu unseren Zimmern und starrten hinein.

»Das ist mir alles nicht geheuer«, sagte er. »Ich mag so Geheimscheiße nicht. Woher sollen wir wissen, wer er ist? Ich wette, er arbeitet nicht mal für dieses Hotel.«

»Marino, lass uns nicht auf dem Flur darüber reden«, sagte ich.

Mir schwante, dass ich gewalttätig werden würde, wenn ich nicht ein paar Augenblicke für mich allein hätte. »Wann willst du essen?« »Ich rufe dich an«, sagte ich. »Also, ich habe Hunger.«

»Warum gehst du dann nicht ins Cafe, Marino?« Ich hoffte inständig, dass er meinen Vorschlag annehmen würde. »Und ich esse später.«

»Nein, ich glaube, wir bleiben besser zusammen, Doc«, erwiderte er.

Ich betrat mein Zimmer und schloss die Tür. Zu meiner Überraschung war mein Koffer bereits ausgepackt, meine Wäsche lag ordentlich gefaltet in Schubladen. Hosen, Blusen und ein Kostüm hingen im Schrank, Toilettenartikel standen aufgereiht im Bad vor dem Spiegel. Augenblicklich klingelte das Telefon. Ich wusste zweifelsfrei, wer es war.

»Was?«, sagte ich.

»Sie sind an meine Sachen gegangen und haben alles weggeräumt!«, keifte Marino wie ein zu laut aufgedrehtes Radio. »Jetzt reicht's. Ich mag es nicht, wenn man an

meine Sachen geht. Wer zum Teufel glauben die, dass sie sind? Ist das ein französischer Brauch oder was? Man wohnt in einem teuren Hotel, und sie wühlen in deinem Gepäck?«

»Nein, das ist kein französischer Brauch«, sagte ich.

»Dann muss es ein Interpol-Brauch sein.«

»Ich rufe dich später an.«

Eine Obstschale und eine Flasche Wein standen auf dem Tisch, und ich schälte eine Blutorange und schenkte mir ein Glas Merlot ein. Ich zog die schweren Vorhänge auf und schaute aus dem Fenster auf Menschen in Abendkleidung, die in teure Autos stiegen. Vergoldete Skulpturen auf der alten Oper gegenüber stellten den Göttern ihre goldene nackte Schönheit zur Schau, und Kamine standen wie dunkle Bartstoppeln auf den

Dächern ringsherum. Ich fühlte mich angespannt, einsam und überfahren.

Ich nahm ein langes Bad und dachte daran, Marino für den Rest des Abends seinem Schicksal zu überlassen, brachte es jedoch nicht über mich. Er war nie zuvor in Europa, geschweige denn in Paris gewesen, und wichtiger noch, ich hatte Angst, ihn sich selbst zu überlassen. Ich rief ihn an und fragte, ob es ihm recht wäre, wenn ich uns ein leichtes Abendessen aufs Zimmer kommen lassen würde. Er entschied sich für Pizza, trotz meiner Warnung, dass Paris dafür nicht berühmt war, und er plünderte das Bier in meiner Minibar. Ich bestellte Austern und sonst nichts, dimmte das Licht, weil ich für einen Tag genug gesehen hatte.

»Ich habe über was nachgedacht«, sagte Marino, nachdem unser Essen gebracht worden war. »Ich rede nicht gern drüber,

Doc, aber ich habe ein echt unheimliches Gefühl, echt unheimlich.

Ich meine« - er biss in seine Pizza - »ich frage mich, ob es dir auch so geht. Ob in deinem Kopf auch so was herumschwebt, wie ein UFO aus dem Nirgendwo.«

Ich legte meine Gabel weg. Vor meinem Fenster funkelten die Lichter der Stadt, und auch in dem schwachen Licht sah ich ihm die Angst an. Ich zahlte es ihm in gleicher Münze heim.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst«, sagte ich und griff nach meinem Weinglas.

»Okay, ich glaube, wir sollten über etwas nachdenken.«

Ich wollte es nicht hören.

»Also, als Erstes kriegst du diesen Brief von einem Senator der Vereinigten Staaten, der zufälligerweise der Vorsitzende des Rechtsausschusses ist, was heißt, dass er auf nationaler Ebene über so viel Macht bei der Verbrechensbekämpfung verfügt wie sonst niemand. Was wiederum heißt, dass er alle mögliche Scheiße weiß, die beim Geheimdienst, ATF, FBI oder sonst wo vor sich geht.«

In meinem Kopf schrillten alle Alarmglocken.

»Du musst zugeben, dass es ein interessantes Timing ist. Senator Lord überbringt dir den Brief von Benton, und jetzt sind wir plötzlich hier und müssen zu Interpol -«

»Darüber will ich nicht reden«, unterbrach ich ihn, als sich mein Magen zusammenzog und mein Herz zu rasen begann.

»Du musst mich zu Ende anhören, Doc«, sagte er. »In dem Brief schreibt Benton, dass du aufhören sollst zu trauern, dass alles in Ordnung ist und er weiß, was du in diesem Augenblick machst -«

»Hör auf«, rief ich und warf meine Serviette auf den Tisch, während mich die unterschiedlichsten Gefühle bestürmten.

»Wir müssen es bedenken.« Auch Marino konnte seine Gefühle nicht unterdrücken. »Woher willst du wissen - Ich meine, was wenn der Brief nicht vor einem Jahr geschrieben wurde? Was wenn er jetzt geschrieben wurde?«

»Nein! Wie kannst du es wagen!«, rief ich, während mir Tränen in die Augen schossen. Ich schob meinen Stuhl zurück und stand auf.

»Geh jetzt«, sagte ich. »Ich will deine verdammten UFOTheorien nicht hören. Was willst du eigentlich? Soll ich diese Hölle noch einmal durchleben? Wieder anfangen zu hoffen, nachdem ich hart daran gearbeitet habe, die Wahrheit zu akzeptieren?

Geh jetzt.«

Marino schob seinen Stuhl zurück und sprang auf, wobei der Stuhl umfiel. Er nahm seine Schachtel Zigaretten vom Tisch.

»Was, wenn er noch am Leben ist?« Auch er sprach laut. »Woher willst du mit Sicherheit wissen, dass er nicht für eine Weile verschwinden musste, weil irgendein großes Ding am Laufen ist, bei dem sie alle beteiligt sind, das ATF, das FBI, Interpol, Scheiße, vielleicht auch die NASA, wer weiß das schon?«

Ich nahm meinen Wein, meine Hände zitterten so sehr, dass ich das Glas kaum halten konnte, ohne etwas zu verschütten. Meiner Existenz war der Boden komplett entzogen. Marino marschierte durchs Zimmer und gestikulierte wild mit seiner Zigarette.

»Du weißt es nicht mit Sicherheit«, sagte er noch einmal. »Du hast nichts weiter gesehen als verbrannte Knochen in einem stinkenden ausgebrannten Loch. Und eine Breitling-Armbanduhr wie seine. Also was?«

»Du Schwein!«, sagte ich. »Du verdammtes Schwein! Nach allem, was ich durchgemacht habe, musst du jetzt -«

»Du bist nicht die Einzige, die das durchgemacht hat. Nur weil du mit ihm geschlafen hast, heißt das noch lange nicht, dass er ausschließlich dir gehört hat.«

Ich ging schnell auf ihn zu und konnte mich gerade noch bremsen, bevor ich ihn ins Gesicht schlug.

»Oh Gott«, murmelte ich und starrte in seine entsetzten Augen.

»Oh Gott.«

Ich dachte an Lucy, die Jo geschlagen hatte, und entfernte mich von ihm. Er ging zum Fenster und rauchte. Der Raum war erfüllt von Unglück und Scham, und ich lehnte den Kopf gegen die Wand und schloss die Augen. Nie in meinem Leben war ich so nahe daran gewesen, gewalttätig zu werden, nicht bei jemandem wie Marino, den ich kannte und mochte.

»Nietzsche hatte Recht«, murmelte ich niedergeschlagen. »Such dir deine Feinde gut aus, weil sie diejenigen sind, denen du ähnlich wirst.«

»Tut mir Leid«, sagte Marino kaum hörbar.

»Wie mein erster Mann, wie meine idiotische Schwester, wie jede unkontrollierte, grausame, selbstsüchtige Person, die ich kenne. Hier bin ich. Wie sie.«

»Nein, das bist du nicht.«

Ich presste die Stirn gegen die Wand, als würde ich beten, und ich war dankbar, dass es ziemlich dunkel und mein Rücken ihm zugekehrt war, damit er meine Qualen nicht sah.

»Ich habe es nicht so gemeint, Doc. Ich schwöre es. Ich habe es nicht so gemeint. Ich weiß überhaupt nicht, warum ich es gesagt habe.«

»Ist schon in Ordnung.«

»Ich versuche nur, die Einzelheiten zu analysieren, weil sie nicht zusammenpassen.«

Er ging zu einem Aschenbecher und drückte seine Zigarette aus.

»Ich weiß nicht, warum wir hier sind«, sagte er. »Wir sind nicht hier, um uns gegenseitig niederzumachen«, sagte ich.

»Ich verstehe nicht, warum sie uns die Informationen nicht über Computer schicken, wie sie es sonst immer tun. Verstehst du das?«

»Nein«, flüsterte ich und holte tief Luft.

»Deswegen hat sich bei mir irgendwie der Gedanke eingeschlichen, dass Benton - Was wenn irgendeine Geschichte am Laufen war und er für eine Weile in ein Zeugenschutzpro-gramm musste? Seine

Identität ändern und so. Wir wussten nicht immer, woran er arbeitete. Nicht mal du hast es immer gewusst, weil er es dir nicht immer sagen konnte, und er wollte uns nie in Gefahr bringen, indem er was erzählt hätte, was wir nicht wissen durften. Besonders dich wollte er schützen, damit du dir nicht ständig Sorgen um ihn machst.«

Ich schwieg.

»Ich will nichts aufrühren. Ich sage nur, dass wir auch darüber nachdenken sollten«, fügte er lahm hinzu.

»Nein, das ist es nicht«, sagte ich und räusperte mich. Mir tat alles weh. »Wir sollten nicht darüber nachdenken. Er wurde identifiziert, Marino, auf alle möglichen Arten. Carrie Grethen hat ihn nicht umgebracht, damit er bequem für eine Weile verschwinden konnte. Siehst du denn nicht, wie unmöglich das ist?

Er ist tot, Marino. Er ist tot.«

»Warst du bei seiner Autopsie dabei? Hast du seinen Autopsiebericht gelesen?« Er wollte nicht damit aufhören. Bentons Überreste waren in Philadelphia untersucht worden. Ich hatte nie darum gebeten, seine Akten zu sehen.

»Nein, du warst bei seiner Autopsie nicht dabei, und wenn du dabei gewesen wärst, hätte ich dich für die kaputteste Person gehalten, der ich je über den Weg gelaufen bin«, sagte Marino.

»Du hast also nichts gesehen. Du weißt nur, was man dir gesagt hat. Ich will nicht darauf herumreiten, aber es ist die Wahrheit.

Und wenn jemand verheimlichen wollte, dass die Überreste nicht von ihm stammten, wie wolltest du das herausfinden, wenn du nicht dabei warst?«

»Gieß mir einen Scotch ein«, sagte ich.

32

Ich wandte mich wieder Marino zu, lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand, als hätte ich nicht genügend Kraft, um auf eigenen Beinen zu stehen.

»Mann, schau nur, was Whiskey hier kostet«, sagte Marino, als er die Minibar schloss.

»Mir egal.«

»Interpol wird wahrscheinlich sowieso alles zahlen.« »Und ich brauche eine Zigarette.«

Er zündete eine Marlboro für mich an, und der erste Zug traf meine Lunge. Er stellte sich vor mich mit einem Malzwhiskey on the

rocks in der einen und einem Beck's Bier in der anderen Hand.

»Ich will ja nur sagen«, nahm Marino den Faden wieder auf, »wenn Interpol diesen ganzen Geheimscheiß mit elektronischen Tickets, teuren Hotels und Concordes machen kann, und man trifft keine Menschenseele, die mit diesen Leuten - wer immer die sind - jemals gesprochen hat, wie kommst du dann darauf, dass sie nicht auch alles andere vortäuschen können?«

»Sie konnten nicht vortäuschen, dass er von einer Psychopathin umgebracht wurde«, erwiderte ich.

»Oh doch, das konnten sie. Vielleicht war es das perfekte Timing.« Er blies Rauch aus und trank Bier. »Ich glaube, dass man alles vortäuschen kann, Doc.«

»Die DNS-Analyse hat ergeben -«

Ich konnte den Satz nicht zu Ende sprechen. Ich sah Bilder vor mir, die ich lange Zeit unterdrückt hatte.

»Woher willst du wissen, dass die Berichte der Wahrheit entsprachen?«

»Es reicht!«

Aber das Bier hatte alle Mauern eingerissen, und er wollte nicht aufhören, seine zunehmend fantastischen Theorien, Deduktionen und Wünsche auszubreiten. Seine Stimme sprach immer weiter und klang irgendwann wie aus weiter Ferne und unwirklich. Mich schauderte. Ein Licht glomm in jener Dunkelheit und erschütterte einen Teil von mir. Ich wollte verzweifelt glauben, was er als mögliche Wahrheit hinstellte.

Um fünf Uhr morgens erwachte ich angezogen auf der Couch.

Ich hatte stechende Kopfschmerzen, in meinem Mund der Geschmack nach Zigaretten und Alkohol. Ich duschte und starrte lange Zeit das Telefon neben meinem Bett an. Der Beschluss, den ich gefasst hatte, elektrifizierte mich und versetzte mich gleichzeitig in Panik. Ich war entsetzlich verwirrt.

In Philadelphia war es fast Mitternacht, und ich hinterließ eine Nachricht und die Nummer des Faxgeräts in meinem Zimmer bei Dr. Vance Harston, dem verantwortlichen Gerichtsmediziner. Dann hängte ich das Bitte-nicht-stören-Schild an die Tür. Ich traf Marino im Flur und sagte nichts außer einem unhörbaren guten Morgen. Unten wurde das Buffet aufgebaut und mit Geschirr geklappert, und ein Mann putzte die gläsernen Türen mit einer Bürste und einem Tuch. So früh gab es noch keinen Kaffee, und der einzige andere Gast, der bereits auf war, war eine Frau, über deren Stuhl ein

Nerzmantel hing. Vor dem Hotel wartete wieder ein Mercedes auf uns.

Diesmal war unser Fahrer verdrossen und hatte es eilig. Ich rieb mir die Schläfen, während uns Motorradfahrer auf nur für sie sichtbaren Spuren überholten, sich zwischen Autos schoben und wieder ausscherten und durch zahlreiche enge Tunnel rasten.

Erinnerungen an den Autounfall, bei dem Prinzessin Diana ums Leben gekommen war, deprimierten mich.

Ich erinnerte mich, dass ich aufstand und in den Nachrichten davon erfuhr, und mein erster Gedanke war, wie ungern wir glauben, dass unsere Götter einen weltlichen zufälligen Tod sterben können. Von einem betrunkenen Chauffeur in den Tod gefahren zu werden hat nichts Ruhmreiches oder Edles. Der Tod ist der große Gleichmacher. Ihm ist es scheißegal, wer du bist.

Der Himmel war dämmrig blau. Die Gehsteige waren gereinigt worden und nass, und auf der Straße standen grüne Mülltonnen. Wir holperten über das Kopfsteinpflaster des Place de la Concorde und fuhren die Seine entlang, die wir die meiste Zeit nicht sahen, weil uns eine Mauer die Sicht versperrte. Eine Digitaluhr außen am Gare du Lyon zeigte zwanzig nach sieben an.

Im Bahnhof selbst ging es geschäftig zu, und die Leute hasteten zu Relais Hachette, um sich eine Zeitung zu kaufen.

Ich wartete hinter einer Frau mit Pudel am Fahrkartenschalter und erschrak über einen gut gekleideten Mann mit markanten Zügen und silbergrauem Haar. Aus der Ferne sah er aus wie Benton. Unwillkürlich suchten meine Augen die Menge ab, als wäre er vielleicht hier, mein Herz pochte, als würde es nicht mehr viel Aufregung verkraften.

»Kaffee«, sagte ich zu Marino.

Wir saßen an der Theke im L'Embarcadere und tranken Espresso in winzigen braunen Tassen.

»Was zum Teufel ist das denn?«, brummte Marino. »Ich wollte ganz normalen Kaffee. Wie wär's mit Zucker?«, sagte er zu der Frau hinter der Theke.

Sie legte mehrere Tütchen vor ihn hin.

»Ich glaube, der Herr hätte gern einen Milchkaffee«, sagte ich zu ihr.

Sie nickte. Er trank vier davon und aß zwei Baguettes mit Schinken und rauchte drei Zigaretten, und das alles in weniger als zwanzig Minuten.

»Weißt du«, sagte ich zu ihm, als wir in den TGV stiegen, »ich möchte nicht, dass du dich umbringst.«

»He, mach dir keine Sorgen«, sagte er, als er sich mir gegenüber setzte. »Wenn ich mit allem aufhören würde, dann würde mich der Stress fertig machen.«

Unser Waggon war nur zu einem Drittel besetzt, und die wenigen Fahrgäste schienen sich ausschließlich für ihre Zeitungen zu interessieren. Die Stille veranlasste Marino und mich, uns nur sehr leise zu unterhalten, und der schnelle Zug setzte sich plötzlich lautlos in Bewegung. Wir glitten aus dem Bahnhof, und dann flogen blauer Himmel und Bäume vorbei. Mir war heiß, und ich hatte Durst. Ich versuchte zu schlafen, das Sonnenlicht blendete meine geschlossenen Augen.

Ich wachte auf, als eine Engländerin zwei Reihen hinter mir über Handy telefonierte. Ein alter Mann auf der anderen Seite des Gangs war in ein Kreuzworträtsel vertieft. Ein entgegenkommender Zug rüttelte unseren Waggon durch, und kurz vor Lyon war es bewölkt und begann zu schneien.

Marino starrte aus dem Fenster und wurde zunehmend missmutig, und als wir in Lyon Part-Dieu ausstiegen, war er ausgesprochen unhöflich. Während der Taxifahrt schwieg er, und ich wurde immer wütender, als ich mir ins Gedächtnis rief, was er mir am Abend zuvor rücksichtslos ins Gesicht gesagt hatte.

Wir näherten uns der Altstadt, wo Rhone und Saone zusammenfließen, und die Häuser und alten Mauern erinnerten mich an Rom. Ich fühlte mich grauenhaft. Meine Seele schmerzte. Ich fühlte mich so allein wie nie zuvor, als würde ich nicht existieren, als

wäre ich Teil eines Albtraums, den jemand anders träumte.

»Ich hoffe auf nichts mehr«, sagte Marino aus heiterem Himmel. »Vielleicht sage ich noch, was wäre wenn, aber ich hoffe auf nichts mehr. Es ist sinnlos. Meine Frau hat mich vor langer Zeit verlassen, und immer noch habe ich niemanden gefunden, der zu mir passt. Jetzt bin ich vom Dienst suspendiert und überlege, für dich zu arbeiten. Und wenn ich's täte? Du würdest mich nicht mehr respektieren.« »Natürlich würde ich das.«

»Quatsch. Wenn man für jemanden arbeitet, ändert sich alles, und das weißt du auch.«

Er sah niedergeschlagen und erschöpft aus, seinem Gesicht und seiner zusammengesunkenen Haltung war das anstrengende Leben, das er führte, anzusehen. Er hatte Kaffee auf sein zerknittertes

Jeanshemd verschüttet, und seine Khakihosen waren lächerlich weit. Mir fiel auf, dass die Hosen, die er kaufte, umso größer wurden, je dicker er wurde, als könnte er sich oder jemand anders hinters Licht führen.

»Weißt du, Marino, es ist nicht sehr nett von dir, indirekt zu behaupten, dass es nichts Schlimmeres für dich gäbe, als für mich zu arbeiten.«

»Vielleicht wäre es nicht das Schlimmste. Aber so ziemlich«, sagte er.

33

Das Hauptquartier von Interpol stand einsam am Parc de la Tete d'Or. Es war eine Festung aus reflektierendem Glas, und man sah ihm nicht an, was es beherbergte. Ich war überzeugt, dass eigentlich alle, die vorbeifuhren, die unauffälligen Zeichen nicht bemerkten, die auf seine Bestimmung hinwiesen. Die von Platanen gesäumte Straße, wo es stand, war nicht beschildert, wenn man also nicht wusste, wohin man wollte, würde man wahrscheinlich nie dort ankommen. Kein Schild verkündete Interpol, ja, es gab überhaupt keine Schilder.

Satellitenschüsseln, Antennen, Betonabsperrungen und Videokameras waren kaum auszumachen, und der oben mit Stacheldraht geschützte grüne Metallzaun wurde von Pflanzen verdeckt. Das

Hauptquartier der einzigen internationalen Polizeiorganisation der Welt wirkte still, friedlich und gestattete denjenigen, die darin arbeiteten, hinauszuschauen, und niemandem, hineinzublicken. Auf dem Dach stand der Jahreszeit entsprechend ein kleiner Weihnachtsbaum.

Es war niemand zu sehen, als ich auf den Knopf der Sprechanlage am Tor drückte, um unsere Ankunft mitzuteilen. Eine Stimme bat uns, uns zu identifizieren, und nachdem wir das getan hatten, klickte das Schloss. Marino und ich gingen einen Gehsteig entlang auf ein vorgelagertes Gebäude zu, eine weitere Tür öffnete sich, und ein Wachmann in Anzug und Krawatte, der aussah, als könnte er Marino mit dem kleinen Finger hochheben und nach Paris zurückschleudern, nahm uns in Empfang. Hinter kugelsicherem Glas saß ein weiterer Wachmann, der eine Schublade aufzog und

unsere Pässe gegen Besucherausweise austauschte.

Auf einem Förderband wurden unsere persönlichen Dinge durch einen Röntgenapparat geschleust, und der Wachmann, der uns begrüßt hatte, wies uns mehr mit Gesten denn mit Worten an, einzeln nacheinander etwas zu betreten, was wie eine vom Boden bis zur Decke reichende, durchsichtige Rohrpoströhre aussah. Ich folgte der Aufforderung, fast in der Erwartung, irgendwohin gesaugt zu werden, und eine gewölbte Plexiglastür schloss sich hinter mir. Vor mir öffnete sich eine andere, und jedes meiner Moleküle war gescannt worden.

»Was zum Teufel ist das? Star Trek?«, schimpfte Marino, nachdem auch er durch die Röhre gegangen war. »Woher weiß ich, dass man von so was nicht Krebs kriegt? Oder andere Probleme, wenn man ein Mann ist.«

»Sei still«, sagte ich.

Wir warteten ziemlich lang, bevor ein Mann in dem Durchgang auftauchte, der den Sicherheitsbereich mit dem Hauptgebäude verband. Er sah ganz anders aus, als ich erwartet hatte. Er hatte den federnden Gang eines jugendlichen Athleten, und sein gut gebauter Körper steckte in einem eleganten, teuren anthrazitfarbenen Anzug. Er trug ein gestärktes weißes Hemd und eine braun, blau und grün gemusterte Hermes-Krawatte. Als er uns die Hände schüttelte, bemerkte ich zudem eine goldene Uhr.

»Jay Talley. Tut mir Leid, dass Sie warten mussten«, sagte er.

Seine haselnussbraunen Augen blickten mich so durchdringend an, dass ich mich von ihnen beinahe vergewaltigt fühlte, seine dunkle Schönheit war so umwerfend, dass ich gleich wusste, was für ein Typ Mann er

war, denn so attraktive Männer sind alle gleich. Ich sah, dass auch Marino nichts mit ihm anfangen konnte.

»Wir haben miteinander telefoniert«, sagte er, als würde ich mich nicht erinnern.

»Und seitdem habe ich kein Auge mehr zugetan«, erwiderte ich, unfähig, so sehr ich mich auch bemühte, den Blick von ihm zu wenden.

»Bitte. Wenn Sie mir folgen wollen.«

Marino sah mich an und krümmte hinter Talleys Rücken den Finger, wie er es immer tat, wenn er auf der Stelle beschloss, dass jemand homosexuell war. Talley hatte breite Schultern und keine Taille. Sein Profil war geformt wie das eines römischen Gottes, seine Lippen waren voll, sein Kinn stark.

Sein Alter stellte mich vor ein Rätsel. Normalerweise waren Posten in Übersee heiß begehrt und wurden ranghohen erfahrenen Agenten zugeteilt, aber Talley schien noch nicht mal dreißig zu sein. Er führte uns in einen marmornen, vierstöckigen hellen Innenhof, in dessen Mittelpunkt sich ein farbenprächtiges Mosaik befand, das die Welt darstellte. Sogar die Aufzüge waren aus Glas.

Nach einer Reihe von elektronischen Schlössern, Summern, Zahlenkombinationen und Videokameras, die jeden unserer Schritte verfolgten, stiegen wir im dritten Stock aus. Ich kam mir vor, als befände ich mich in geschliffenem Kristallglas. Talley schien zu lodern. Ich fühlte mich benommen und missmutig, weil es nicht meine Idee gewesen war, hierher zu kommen, und ich die Lage nicht unter Kontrolle hatte.

»Und was ist da oben?« Marino, stets der Inbegriff der Höflichkeit, zeigte mit dem Finger.

»Der vierte Stock«, sagte Talley ungerührt.

»Der Aufzugknopf ist nicht nummeriert, und es sieht so aus, als bräuchte man dafür einen Schlüssel«, fuhr Marino fort und starrte auf die Decke des Aufzugs. »Hab mich nur gefragt, ob ihr da oben eure Computer aufgestellt habt.«

»Der Generalsekretär wohnt dort oben«, sagte Talley sachlich, als wäre das nichts Außergewöhnliches.

»Ach was?«

»Aus Sicherheitsgründen. Er und seine Familie leben in dem Gebäude«, sagte Talley, während wir an normal aussehenden

Büros und normal aussehenden Leuten drin vorbeigingen. »Wir gehen jetzt zu ihm.«

»Gut. Vielleicht kann der uns sagen, warum zum Teufel wir eigentlich hier sind«, sagte Marino.

Talley öffnete eine Tür aus massivem dunklem Holz, und wir wurden zuvorkommend von einem Mann begrüßt, der mit britischem Akzent sprach und sich als Direktor der Kommunikationsabteilung vorstellte. Er ließ Kaffee kommen und teilte Generalsekretär Mirot mit, dass wir da waren. Ein paar Minuten später begleitete er uns in ein privates Büro, in dem Mirot, ein imposanter grauhaariger Mann, hinter einem schwarzen Schreibtisch saß. An den Wänden hingen antike Waffen und Medaillen, sowie Geschenke aus anderen Ländern. Mirot stand auf und schüttelte uns die Hände.

»Machen wir es uns bequem«, sagte er.

Er führte uns zu einer Sitzgruppe neben einem Fenster, das auf die Rhone hinausging. Talley nahm einen dicken Aktenordner vom Tisch.

»Ich weiß, dass es eine ziemliche Qual für Sie war, und ich bin sicher, dass Sie sehr erschöpft sind«, sagte Mirot in korrektem Englisch. »Ich kann Ihnen gar nicht genug danken, dass Sie gekommen sind. Vor allem so kurzfristig.«

Seine undurchdringliche Miene und sein militärisches Gebaren enthüllten nichts, und neben ihm schien alles zu schrumpfen. Er setzte sich in einen Sessel und schlug die Beine übereinander.

Marino und ich setzten uns auf die Couch, Talley nahm mir gegenüber Platz und stellte den Ordner auf den Teppich.

»Agent Talley«, sagte Mirot, »machen Sie den Anfang. Sie werden entschuldigen, wenn ich gleich zum Kern der Sache komme«, fuhr er an uns gewandt fort. »Wir haben nur wenig Zeit.«

»Zuerst möchte ich erklären, warum das ATF etwas mit Ihrem nicht identifizierten Fall zu tun hat«, sagte Talley zu Marino und mir. »Sie sind mit HIDTA vertraut. Möglicherweise durch Ihre Nichte Lucy.«

»Der Fall hat nichts mit ihr zu tun«, sagte ich nervös.

»Wie Sie wahrscheinlich wissen, stellt das HIDTA Spezialeinheiten auf, um flüchtige Gewaltverbrecher zu jagen«, sagte er, statt auf meine Bemerkung einzugehen. »FBI, DEA, örtliche Polizeieinheiten und natürlich das ATF vereinen in wichtigen, besonders schwierigen Fällen ihre Ressourcen.«

Er zog seinen Stuhl näher zu uns.

»Vor ungefähr einem Jahr«, fuhr er fort, »haben wir eine Spezialeinheit ins Leben gerufen, um eine Reihe von Morden in Paris aufzuklären, die nach unserer Meinung vom selben Täter begangen wurden.«

»Von einem Serienmörder in Paris ist mir nichts bekannt«, sagte ich.

»In Frankreich haben wir die Medien besser unter Kontrolle als Sie«, sagte der Generalsekretär. »In den Nachrichten wurde über die Morde berichtet, Dr. Scarpetta, aber nicht in allen Einzelheiten und ohne eine Sensation daraus zu machen. Die Pariser wissen, dass ein Mörder unterwegs ist, und Frauen wurde geraten, Fremden nicht die Tür zu öffnen und so weiter. Aber das ist alles. Wir glauben, dass es nichts nützt, Blut, zertrümmerte Knochen, zerrissene Kleidung,

Bisswunden oder sexuelle Abartigkeiten in die Öffentlichkeit zu tragen.«

»Woher stammt der Name Loup-Garou?«, fragte ich.

»Von ihm«, sagte Talley, während sein Blick kurz meinen Körper streifte und dann davonflog wie ein Vogel.

»Vom Mörder?«, sagte ich. »Sie meinen, er nennt sich selbst Werwolf?«

»Ja.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, schaltete sich Marino ein, und ich sah ihm an, dass er auf Ärger aus war. Talley zögerte und blickte zu Mirot.

»Was macht der Dreckskerl?«, sprach Marino weiter. »Hinterlässt er seinen Spitznamen auf kleinen Zetteln am Tatort?

Vielleicht steckt er sie mit einer Nadel an die Leichen wie im Film?

Das ist es, was ich nicht ausstehen kann, wenn sich große Organisationen in solche beschissenen Fälle einmischen.

Die besten Leute in der Verbrechensbekämpfung sind solche Tölpel wie ich, die herumlaufen und sich die Schuhe dreckig machen. Wenn diese hochrangigen Spezialeinheiten und Computersysteme eingesetzt werden, verpufft die ganze Sache in der Stratosphäre. Dann wird alles zu schlau, obwohl das, was den Ball ins Rollen gebracht hat, gar nicht schlau ist im eigentlichen Sinn -«

»Da täuschen Sie sich«, unterbrach ihn Mirot. »Loup-Garou ist sehr schlau. In seinem eigenen Interesse hat er uns seinen Namen in einem Brief mitgeteilt.«

»In einem Brief an wen?«, fragte Marino.

»An mich«, sagte Talley.

»Wann war das?«, fragte ich.

»Vor ungefähr einem Jahr. Nach dem vierten Mord.«

Er öffnete den Aktenordner und holte einen mit Plastikfolie geschützten Brief heraus, den er mir reichte. Seine Finger streiften meine. Der Brief war auf Französisch geschrieben. Es war dieselbe merkwürdig eckige Handschrift wie auf der Schachtel im Container. Auf das Papier war der Name einer Frau gedruckt, und es war mit Blut verschmiert.

»Er schreibt«, sagte Talley, »Für die Sünden von einem sollen alle sterben. Der Werwolf. Das Briefpapier gehörte dem Opfer, und es ist ihr Blut. Damals war es mir

allerdings ein Rätsel, woher er wusste, dass ich an den Ermittlungen beteiligt war. Und das führt uns zu der Theorie, die uns veranlasst hat, Sie hierher zu bitten. Wir haben Grund zu der Annahme, dass der Mörder aus einer einflussreichen Familie stammt, der Sohn von Leuten ist, die genau wissen, was er tut, und die dafür sorgen, dass er nicht gefasst wird. Nicht notwendigerweise, weil ihnen etwas an ihm liegt, sondern weil sie alles tun müssen, um sich selbst zu schützen.«

»Und dazu gehört auch, ihn in einem Container zu verschiffen?«, fragte ich. »Tot und nicht identifiziert, tausende Kilometer von Paris entfernt, weil sie genug von ihm hatten?«

Mirot musterte mich, Leder knarzte, als er sich bewegte und einen silbernen Stift aus der Tasche nahm.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Talley zu mir. »Zuerst sah es so aus, ja. Wir dachten, dass es so wäre, weil alles darauf hindeutete, dass der tote Mann in Richmond der Mörder ist: Loup-Garou stand auf dem Karton, die Beschreibung, die Sie uns angesichts des Zustands der Leiche zukommen ließen. Die teure Kleidung. Aber als Sie uns weitere Informationen über die Tätowierung schickten, ich zitiere: gelbe Augen, die vielleicht verändert wurden, um sie zu verkleinern -«

»Wow, wow, wow«, schaltete Marino sich erneut ein. »Wollen Sie damit sagen, dass dieser Garou eine Tätowierung mit gelben Augen hatte?«

»Nein«, sagte Talley. »Aber sein Bruder hatte eine.«

»Hatte?«, sagte ich.

»Darauf werden wir noch zurückkommen, und vielleicht werden Sie dann auch verstehen, warum das, was mit Ihrer Nichte geschehen ist, am Rande mit unserem Fall zu tun hat«, sagte Talley, und ich fühlte wieder Angst in mir aufkeimen. »Ist Ihnen ein internationales Verbrecherkartell bekannt, das wir die Hundertfünfundsechziger nennen?«

»Oh Gott«, sagte ich.

»So genannt, weil sie einhunderfünfundsechziger Speer Gold Dot Munition bevorzugen«, erklärte Talley. »Sie schmuggeln das Zeug. Sie benutzen sie ausschließlich für ihre eigenen Waffen, und wir können in der Regel sagen, welche Morde auf ihr Konto gehen, weil wir Gold-Dot-Kugeln finden.«

Mir fiel die Gold-Dot-Kugel aus dem Quik Cary ein.

»Als Sie uns Informationen über den Mord an Kim Luong schickten - und Gott sei Dank, dass Sie das getan haben -, begannen die Teile zusammenzupassen«, sagte Talley.

Dann ergriff Mirot das Wort. »Alle Mitglieder dieses Kartells sind mit zwei intensiv gelben Punkten tätowiert.«

Er zeichnete sie auf. Sie hatten die Größe von Zehn-CentMünzen.

»Ein Symbol für die Mitgliedschaft in einem mächtigen, gewalttätigen Club und eine Ermahnung, dass man ihm sein Leben lang angehört, denn Tätowierungen kann man nicht rückgängig machen. Der einzige Ausweg aus dem Hundert-fünfundsechziger-Kartell ist der Tod.«

»Außer man ist in der Lage, die goldenen Punkte zu verkleinern und sie in Augen zu verwandeln. Die Augen einer kleinen Eule -

einfach und schnell. Und dann an einen Ort zu flüchten, an dem wir ihn nicht suchen werden.«

»Wie zum Beispiel der unbedeutende Hafen von Richmond, Virginia«, fügte Talley hinzu.

Mirot nickte. »Genau.«

»Warum?«, fragte Marino. »Warum hat der Kerl plötzlich genug und läuft davon? Was hat er getan?«

»Er hat das Kartell hintergangen«, sagte Talley. »Mit anderen Worten, er hat seine Familie verraten. Wir glauben, dass der tote Mann in Ihrem Leichenschauhaus«, sagte er zu mir, »Thomas Chandonne ist. Sein Vater ist der Pate - ein besserer Ausdruck fällt mir nicht ein - der Hundertfünfundsechziger. Thomas hat den kleinen Fehler begangen, seinen eigenen Drogen- und Waffenhandel

aufzuziehen und seine Familie zu hintergehen.«

»Wissen Sie«, sagte Mirot, »die Familie Chandonne lebt seit dem siebzehnten Jahrhundert auf der Ile Saint-Louis, einer der ältesten, wohlhabendsten Gegenden von Paris. Die Leute dort nennen sich Louisiens und sind sehr stolz und elitär. Viele betrachten die Insel nicht als Teil von Paris, obwohl sie im Herz der Stadt mitten in der Seine liegt.

Balzac, Voltaire, Baudelaire, Cezanne«, fuhr er fort. »Um nur ein paar ihrer bekannteren Bewohner zu nennen. Und dort versteckt sich die Familie Chandonne hinter ihrer noblen Fassade, ist nach außen hin wohltätig und spielt eine wichtige Rolle in der Politik, während sie eines der größten und blutigsten Kartelle im organisierten Verbrechen der Welt kontrolliert.«

»Bislang ist es uns nicht gelungen, genug gegen sie zusammenzutragen, um sie festzunageln«, sagte Talley. »Mit Ihrer Hilfe haben wir vielleicht eine Chance.«

»Wie?«, fragte ich, obwohl ich nichts mit so einer mörderischen Familie zu tun haben wollte.

»Als Erstes müssen wir verifizieren, dass der Tote tatsächlich Thomas ist. Ich zweifle nicht daran. Aber da gibt es diese kleinen gesetzlichen Ärgernisse, mit denen wir zu tun haben.« Er lächelte mich an.

»DNS, Fingerabdrücke, Videoaufnahmen? Haben wir irgendetwas, womit wir vergleichen können?«, fragte ich, wohl wissend, wie die Antwort ausfallen würde.

»Professionelle Verbrecher legen Wert darauf, so was zu vermeiden«, sagte Mirot.

»Wir haben nichts gefunden«, sagte Talley. »Und an dieser Stelle kommt Loup-Garou ins Spiel. Seine DNS könnte seinen Bruder identifizieren.«

»Wir sollen also eine Anzeige in die Zeitung setzen und den Loup bitten, vorbeizukommen und sich Blut abnehmen zu lassen?« Je weiter der Vormittag voranschritt, desto verdrossener wurde Marino.

»Wir glauben, dass Folgendes passiert ist«, sagte Talley und ignorierte Marino. »Am vierundzwanzigsten November dieses Jahres, nur zwei Tage bevor die Sirius in See stach, unternahm der Mann, der sich Loup-Garou nennt, seinen letzten Mordversuch in Paris. Wohl gemerkt, einen Mordversuch. Die Frau ist entkommen.

Es war gegen halb neun Uhr abends, als jemand an ihre Tür klopfte. Als sie öffnete, stand ein Mann auf der Treppe. Er war

höflich und drückte sich gewählt aus, hatte gute Manieren. Sie meinte, dass sie sich an einen eleganten, langen dunklen Mantel erinnerte, vielleicht Leder, und einen dunklen Schal, der im Kragen steckte. Er sagte, dass er in einen kleinen Autounfall verwickelt sei, und bat sie, ihr Telefon benutzen zu dürfen, um die Polizei zu rufen. Er wirkte sehr überzeugend. Sie wollte ihn gerade einlassen, als ihr Mann ihr aus dem Haus etwas zurief, und der Fremde flüchtete.«

»Hat sie ihn genau gesehen?«, fragte Marino.

»Der Mantel, der Schal, vielleicht ein Hut. Sie ist sich ziemlich sicher, dass er die Hände in die Manteltaschen gesteckt und die Schultern gegen die Kälte hochgezogen hatte«, sagte Talley.

»Sein Gesicht hat sie nicht gesehen, weil es dunkel war. Insgesamt hatte sie den Eindruck, dass er ein höflicher, freundlicher Herr war.«

Talley hielt inne.

»Noch Kaffee? Wasser?«, fragte er alle, während er mich ansah.

Er beugte sich vor, um mir nachzuschenken, und ich bemerkte, dass er im rechten Ohr einen winzigen Diamantstecker trug.

»Zwei Tage nach diesem Vorfall, am vierundzwanzigsten November, sollte die Sirius in Antwerpen in See stechen, ebenso ein anderes Schiff, die Exodus, ein marokkanisches Schiff, das regelmäßig Phosphat nach Europa bringt«, nahm Talley den Faden wieder auf.

»Aber Thomas Chandonne hatte einen hübschen kleinen Umweg für die Exodus vorgesehen, die schließlich in Miami vor Anker ging mit jeder Menge Waffen und Sprengstoff an Bord, versteckt in den Säcken mit Phosphat. Wir wussten, was er vorhatte, und vielleicht sehen Sie jetzt die Verbindung zur HIDTA.

Die Schießerei, bei der Ihre Nichte beteiligt war? Eins der vielen Nebenprodukte von Thomas' Aktivitäten.«

»Offenbar ist ihm seine Familie draufgekommen«, sagte Marino.

»Wir glauben, dass er lange damit durchkam, indem er ungewöhnliche Routen benutzte, Bücher fälschte, was auch immer«, sagte Talley. »Auf der Straße heißt so was jemanden übers Ohr hauen. Der juristische Fachausdruck ist Unterschlagung. Die Familie Chandonne nennt es Selbstmord. Wir

wissen nicht, was weiter geschah, aber etwas ist passiert, weil wir dachten, er wäre auf der Exodus, aber er war es nicht.«

»Und warum nicht?« Talley tat, als wäre es eine rhetorische Frage. »Weil er wusste, dass man ihm auf die Spur gekommen war. Er ließ seine Tätowierung verändern. Er wählte einen kleinen Hafen, wo wahrscheinlich niemand nach einem blinden Passagier suchen würde.« Talley sah mich an. »Richmond war eine gute Wahl. Es gibt nur noch wenige Nischenhäfen in den Vereinigten Staaten, und zwischen Richmond und Antwerpen verkehren regelmäßig Schiffe.«

»Thomas benutzte also einen Decknamen -« sagte ich.

»Einen von vielen«, warf Mirot ein.

»Er hatte sich auf der Sirius anheuern lassen. Er wollte im sicheren Hafen von

Richmond vor Anker gehen, während die Exodus ohne ihn nach Miami unterwegs war«, sagte Talley.

»Und was hat der Werwolf mit der ganzen Sache zu tun?«, fragte Marino.

»Darüber können wir nur spekulieren«, sagte Mirot. »Loup-Garou gerät immer mehr außer Kontrolle, sein letzter Mordversuch ging schief. Er wurde womöglich gesehen. Vielleicht hat seine Familie genug, plant, ihn auszuschalten, und er weiß es.

Vielleicht weiß er, dass sein Bruder vorhat, auf der Sirius das Land zu verlassen. Vielleicht hat er Thomas beschattet, wusste von der veränderten Tätowierung und so weiter. Er ertränkt Thomas, versteckt die Leiche in dem Container und lässt es so aussehen, als wäre der Tote er, Loup-Garou.«

»Hat er Kleider mit ihm getauscht?«, fragte mich Talley.

»Wenn er plante, an Thomas' statt auf einem Schiff anzuheuern, dann wird er dort nicht in Kleidern von Armani auftauchen.«

»Was wurde in seinen Taschen gefunden?« Talley schien sich gegen mich zu lehnen, auch wenn er aufrecht saß.

»Auch ausgetauscht«, sagte ich. »Das Feuerzeug, das Geld, alles.

Aus Thomas' Taschen herausgenommen und in die Taschen der Designerjeans gestopft, die sein Bruder - wenn es sein Bruder ist - trug, als seine Leiche im Hafen von Richmond gefunden wurde.«

»Der Tascheninhalt wurde ausgetauscht, aber es wurden keine Papiere gefunden, mit denen man ihn hätte identifizieren können.«

»Ja«, sagte ich. »Und wir wissen nicht, ob dieser Kleidertausch vollzogen wurde, nachdem Thomas tot war. Das wäre ziemlich beschwerlich. Einfacher ist es, das Opfer zu zwingen, sich vorher auszuziehen.«

»Stimmt.« Mirot nickte. »Darauf wollte ich noch kommen. Man wechselt die Kleidung, bevor man sein Opfer umbringt. Beide ziehen sich aus.«

Ich dachte an die verkehrt herum getragene Unterwäsche, den Schmutz auf den nackten Knien und Pobacken. Die Kratzer an den Fersen der Schuhe hätten später hinzukommen können, als er ertränkt oder seine Leiche in die Ecke des Containers gezerrt wurde.

»Aus wie vielen Männern bestand die Mannschaft der Sirius?«, fragte ich.

Marino wusste die Antwort. »Sieben standen auf der Liste. Alle wurden befragt, aber nicht von mir, weil ich die Sprache nicht spreche. Ein paar Leute vom Zoll hatten die Ehre.«

»Kannten die Männer sich untereinander?«, fragte ich.

»Nein«, entgegnete Talley. »Was nichts Ungewöhnliches ist, wenn man in Betracht zieht, dass diese Schiffe nur Geld verdienen, wenn sie unterwegs sind. Zwei Wochen auf See, zwei Wochen zurück, nonstop, die Mannschaften werden ausgewechselt. Ganz zu schweigen davon, dass das Männer sind, die nie lange bei etwas bleiben. Man kann also annehmen, dass vielleicht zwei von der Mannschaft schon einmal gemeinsam auf See waren.«

»Waren dieselben sieben Männer an Bord, als das Schiff zurück nach Antwerpen fuhr?«, fragte ich.

»Laut Aussage von Joe Shaw«, antwortete Marino, »hat keiner der sieben den Hafen von Richmond verlassen. Sie schliefen und aßen auf ihrem Schiff, löschten die Ladung und kehrten zurück.«

»Ah«, sagte Talley. »Das stimmt nicht ganz. Einer von ihnen machte einen Notfall in der Familie geltend. Der Schiffsagent brachte ihn zum Flughafen von Richmond, hat aber nicht gesehen, ob er an Bord des Flugzeugs gegangen ist. Dieser Seemann hieß angeblich Pascal Leger. Dieser Monsieur Leger scheint nicht zu existieren und war wahrscheinlich Thomas' Deckname, unter dem er anheuerte. Und diesen Decknamen hat Loup-Garou vermutlich weiter benutzt, nachdem er ihn umgebracht hatte.«

»Es fällt mir schwer, mir diesen wahnsinnigen Serienmörder als Thomas Chandonnes Bruder vorzustellen«, sagte ich.

»Warum sind Sie da so sicher?«

»Die veränderte Tätowierung«, sagte Talley. »Ihre jüngsten Informationen über die Details von Kim Luongs Ermordung. Die Schläge, Bisse, die Art, wie er ihr die Kleider vom Leib gerissen hat, alles. Eine sehr einzigartige und grauenhafte Vorgehensweise. Als Thomas ein Kind war, Dr. Scarpetta, hat er seinen Mitschülern des Öfteren erzählt, er habe einen älteren Bruder, der eine espece de sale goriue sei. Ein hässlicher dummer Affe, der das Haus nicht verlassen durfte.«

»Dieser Mörder ist nicht dumm«, sagte ich.

»Keineswegs«, stimmte Mirot mir zu.

»Wir finden keine Akte über diesen Bruder. Keinen Namen, nichts«, sagte Talley. »Aber wir glauben, dass es ihn gibt.«

»Sie werden das alles besser verstehen, wenn wir die Mordfälle durchgehen«, fügte Mirot hinzu.

»Ich würde sie mir gern gleich ansehen«, sagte ich.

34

Jay Talley nahm den Ordner und holte mehrere dicke Akten heraus, die er vor mir auf den Tisch legte.

»Wir haben sie ins Englische übersetzen lassen«, sagte er. »Alle Autopsien wurden am Institut Medico-Legal in Paris durchgeführt.«

Ich begann, sie durchzusehen. Jedes Opfer war bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen worden, und die Autopsiefotos und -berichte belegten blau geschlagene Stellen und sternförmige Verletzungen, wo die Haut aufgerissen war auf Grund von Schlägen mit einer Waffe, die meines Erachtens eine andere gewesen war als in Kim Luongs Fall.

»Diese eingeschlagenen Stellen in ihrem Schädel«, sagte ich, während ich in den Seiten blätterte, »ein Hammer oder etwas Ähnliches. Ich nehme an, dass keine Waffe gefunden wurde?«

»Nein«, sagte Talley.

Alle Gesichtsknochen waren gebrochen. Jedes Opfer hatte subdurale Hämatome, die ins Gehirn und in die Brusthöhle bluteten. Das Alter der Opfer reichte von einundzwanzig bis zweiundfünfzig. Alle wiesen multiple Bisswunden auf.

»Massive Splitterbrüche im linken Scheitelbein, eingedrückte Brüche, die die Tabula des Schädels in das darunter liegende Hirn trieben«, las ich laut vor und durchblätterte ein Autopsieprotokoll nach dem anderen. »Bilaterale, subdurale Hämatome.

Darunter Risse im zerebralen Gewebe und Blutungen der Spinnwebenhaut. Brüche wie in Eierschalen. Brüche im rechten Stirnbein, die sich entlang der Mittellinie bis zum rechten Scheitelbein ziehen. Blutgerinnsel legen nahe, dass das Opfer noch mindestens sechs Minuten nach Zufügung der Verletzungen lebte.«

Ich blickte auf und sagte: »Wut. Overkill. Rasender Overkill.«

»Sexuell?« Talley sah mir in die Augen. »Was ist das nicht?«, sagte Marino.

Jedes Opfer war halb nackt, die Kleidung von der Taille an aufwärts zerrissen. Alle waren barfuß.

»Merkwürdig«, sagte ich. »Wie es scheint, interessierte er sich überhaupt nicht für ihren Hintern und ihre Genitalien.«

»Er scheint ein Busenfetischist zu sein«, sagte Mirot sachlich.

»Auf jeden Fall ein Symbol für die Mutter«, erwiderte ich. »Und wenn es stimmt, dass er während seiner Kindheit das Haus nicht verlassen durfte, dann ist eine interessante Krankengeschichte zu erwarten.«

»Was ist mit Raub?«, fragte Marino.

»Konnte nicht in allen Fällen mit Sicherheit nachgewiesen werden. In anderen Fällen eindeutig. Geld, mehr nicht. Nichts, was aufzuspüren wäre wie Schmuck, den man zu einem Hehler bringt«, sagte Talley.

Marino klopfte auf seine Zigarettenschachtel, wie er es immer tat, wenn er unbedingt rauchen wollte.

»Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an«, sagte Mirot.

»Hat er möglicherweise auch woanders getötet? Außer in Richmond, vorausgesetzt er ist der Mörder von Kim Luong?«, fragte ich.

»Er hat sie ziemlich zugerichtet«, sagte Marino. »Mir ist noch nie so ein M.O. begegnet.«

»Wir wissen nicht, wie oft er gemordet hat«, sagte Talley. »Oder wo.«

Mirot sagte: »Wenn eine Verbindung besteht, kann unsere Software sie in zwei Minuten herstellen. Aber es kann immer Fälle geben, von denen wir nichts wissen. Wir haben einhundertsiebzig Mitgliedsstaaten, Dr. Scarpetta. Die einen kooperieren besser als die anderen.«

»Ist nur eine Idee«, sagte Talley, »aber ich vermute, dass der Kerl nicht weit gereist ist. Vor allem wenn er irgendwie behindert ist

und viel zu Hause war. Und ich nehme an, dass er wahrscheinlich noch zu Hause lebte, als er mit dem Morden anfing.«

»Liegen die Morde jetzt zeitlich näher beieinander? Wartet er noch genauso lange wie früher, bevor er erneut zuschlägt?«, fragte Marino.

»Die letzten beiden, von denen wir wissen, waren im Oktober, dann der kurz zurückliegende missglückte Versuch, was heißt, dass er es drei Mal innerhalb von fünf Wochen versucht hat«, sagte Talley. »Was unsere Vermutung bestärkt, dass der Typ außer Kontrolle geraten ist, der Boden für ihn zu heiß wurde, und er floh.«

»Vielleicht hoffte er, noch einmal neu anfangen und mit dem Morden aufhören zu können«, sagte Mirot.

»Das geht nicht einfach so«, sagte Marino.

»Nirgendwo ist die Rede davon, dass Beweismaterial zur Untersuchung ins Labor gebracht wurde«, sagte ich und begann, den Eishauch des dunklen Ortes zu spüren, auf den das Ganze zusteuerte. »Das verstehe ich nicht. Wurde in diesen Fällen denn gar nichts getestet? Abstriche von Körperflüssigkeiten? Haare, Fasern, ein abgebrochener Fingernagel? Irgendetwas?«

Mirot blickte auf seine Uhr.

»Nicht einmal Fingerabdrücke?«, fragte ich fassungslos. Mirot stand auf.

»Agent Talley, bitte gehen Sie mit unseren Gästen in die Cafeteria zum Mittagessen«, sagte er. »Leider kann ich Sie nicht begleiten.«

Mirot führte uns zur Tür seines riesigen Büros.

»Ich möchte Ihnen nochmals danken, dass Sie gekommen sind«, sagte er zu Marino und mir. »Mir ist bewusst, dass Ihre Arbeit gerade erst anfängt, aber hoffentlich in eine Richtung führt, die diese Angelegenheit bald erledigt. Oder den Mörder zumindest in die Knie zwingt.«

Seine Sekretärin drückte auf einen Knopf der Telefonanlage.

»Staatssekretär Arvin, sind Sie noch dran?«, sagte sie. »Ich kann Sie jetzt verbinden.«

Mirot nickte ihr zu, kehrte in sein Büro zurück und schloss leise die Tür hinter sich.

»Sie haben uns nicht den weiten Weg hierher geholt, um mit uns die Akten durchzugehen«, sagte ich zu Talley, während er uns durch ein Labyrinth aus Korridoren führte.

»Ich will Ihnen etwas zeigen«, sagte er.

Er dirigierte uns um eine Ecke, hinter der uns eine schauderhafte Porträtgalerie toter Gesichter empfing.

»Nicht identifizierte Leichen«, sagte Talley. »Schwarze Meldungen.«

Es waren körnige schwarzweiße Poster, auf denen auch Fingerabdrücke und andere persönliche Charakteristika abgebildet waren. Alle verfügbaren Informationen waren auf Englisch, Spanisch, Französisch und Arabisch. Es war unübersehbar, dass die meisten dieser namenlosen Individuen nicht friedlich gestorben waren.

»Da ist Ihrer.« Talley deutete auf den jüngsten Neuzugang.

Gott sei Dank starrte uns nicht die groteske Maske meines unidentifizierten

Toten an, sondern die langweilige Röntgenaufnahme seiner Zähne, Fingerabdrücke und eine Personenbeschreibung.

»Abgesehen von den Postern ist Interpol eine papierlose Organisation«, erklärte Talley. Er führte uns zum Aufzug.

»Akten werden in unseren Rechner eingescannt, eine begrenzte Zeit aufbewahrt und dann vernichtet.« Er drückte auf den Knopf zum ersten Stock. Vor der Cafeteria wachten Rüstungen und ein Messingadler mit ausgebreiteten Flügeln über die Gäste. An den Tischen saßen mehrere hundert Männer und Frauen in Geschäftskleidung, Polizisten aus aller Welt, die die Aktivitäten des organisierten Verbrechens von gestohlenen und gefälschten Kreditkarten in den USA bis zu Schmiergeldkonten in Afrika bekämpften. Talley und ich entschieden uns für Brathähnchen und Salat, Marino nahm

die gegrillten Rippchen. Wir setzten uns an einen Ecktisch.

»Der Generalsekretär kümmert sich normalerweise nicht selbst um solche Dinge«, sagte Talley zu uns. »Nur damit Sie ein Ahnung haben, wie wichtig der Fall ist.«

»Vermutlich sollten wir uns jetzt geehrt fühlen«, sagte Marino.

Talley schnitt ein Stück Huhn ab.

»Ich möchte nicht, dass uns der Wunsch, die nicht identifizierte Leiche möge Thomas Chandonne sein, blind macht«, fuhr Talley fort.

»Na klar, wäre peinlich, wenn Sie die schwarze Meldung aus Ihrem teuren Computer nehmen und sich dann rausstellt, dass der Mistkerl gar nicht tot ist. Loup-Garou ist irgendein Irrer, der weiter tötet, und die

beiden haben nichts miteinander zu tun«, sagte Marino. »Womöglich verliert Interpol dann Mitgliedsbeiträge.«

»Captain Marino, hier geht es nicht um Mitgliedsbeiträge«, sagte Talley und starrte ihn unbeeindruckt an. »Ich weiß, dass Sie zahllose schwierige Fälle in Ihrer Karriere bearbeitet haben.

Sie wissen, wie aufreibend sie sein können. Wir müssen unsere Mitarbeiter wieder für andere Fälle frei haben. Wir müssen die Leute dingfest machen, die diesen Dreckskerl gedeckt haben.

Wir müssen sie ein für alle Mal unschädlich machen.«

Er schob sein Tablett weg, ohne fertig zu essen. Dann holte er aus der Innentasche seines Jacketts eine Schachtel Zigaretten.

»Das ist das Angenehme an Europa.« Er lächelte. »Schlecht für die Gesundheit, aber nicht asozial.«

»Ich will Sie noch was fragen.« Marino ließ nicht locker. »Vielleicht geht es nicht um Mitgliedsbeiträge, aber wer zahlt für die ganze Scheiße? Learjets, Concordes, teure Hotels, ganz zu schweigen von den Mercedes-Taxis?«

»Hier sind viele Taxis Mercedes.«

»Wir ziehen verbeulte Chevies und Fords vor«, sagte Marino sarkastisch. »Sie wissen schon, buy American.«

»Es ist nicht Interpols Art, Learjets und Luxushotels zur Verfügung zu stellen«, sagte Talley.

»Wer dann?«

»Ich denke, Sie sollten Senator Lord danach fragen«, erwiderte Talley. »Aber ich möchte Sie an etwas erinnern. Beim organisierten Verbrechen geht es nur um Geld, und der Großteil dieses Geldes stammt von ehrlichen Menschen, aus ehrlichen Geschäften und Firmen, die ebenso wie wir wollen, dass diesen Kartellen das Handwerk gelegt wird.«

Marinos Kiefermuskeln spannten sich.

»Ich kann nur darauf hinweisen, dass es für eine der fünfhundert umsatzstärksten Firmen der Welt nicht ins Gewicht fällt, zwei Concorde-Tickets zu kaufen, wenn andererseits für Millionen von Dollar elektronische Ausrüstung, Waffen und Sprengstoff abgezweigt werden.«

»Dann zahlt also irgendso ein Microsoft-Typ für alles?«, fragte Marino.

Talleys Geduld wurde schwer auf die Probe gestellt. Er gab keine Antwort.

»Ich frage Sie. Ich will wissen, wer für mein Ticket bezahlt hat.

Ich will wissen, wer zum Teufel meinen Koffer ausgeräumt hat.

Irgendein Agent von Interpol?«, beharrte Marino.

»Bei Interpol gibt es keine Agenten. Es gibt nur Verbindungsleute zu diversen Organisationen. ATF, FBI, Post, Polizei und so weiter.«

»Ja, richtig. So wie die CIA keine Leute aus dem Weg schafft.« »Bitte, Marino«, sagte ich.

»Ich will verdammt noch mal wissen, wer in meinem Koffer gekramt hat«, sagte Marino, dessen Gesicht noch röter wurde.

»Das bringt mich mehr als alles andere in der letzten Zeit auf die Palme.«

»Das verstehe ich nur zu gut«, sagte Talley. »Vielleicht sollten Sie sich bei der Polizei von Paris beschweren. Aber ich würde sagen, dass es nur zu Ihrem Besten war, wenn sie etwas damit zu tun hatte. Zum Beispiel für den Fall, dass Sie eine Waffe dabei hatten.«

Marino sagte nichts mehr. Er stocherte in den Resten seines Essens herum.

»Das darf nicht wahr sein«, sagte ich ungläubig zu ihm.

»Wenn jemand mit internationalen Reisebestimmungen nicht vertraut ist, kann so ein unschuldiger Fehler vorkommen«, fügte

Talley hinzu. »Besonders bei amerikanischen Polizisten, die es gewohnt sind, ständig eine Waffe zu tragen, und sich vielleicht nicht darüber im Klaren sind, in welch ernste Probleme sie hier geraten können.«

Marino schwieg noch immer.

»Ich nehme an, dass der Grund ausschließlich darin bestand, Ihnen beiden Unannehmlichkeiten zu ersparen«, sagte Talley und schnippte Asche ab.

»Okay, okay«, murmelte Marino.

»Dr. Scarpetta«, sagte Talley dann, »sind Sie damit vertraut, welche Befugnisse Richter hier bei uns haben?« »Genug, um froh zu sein, dass es in Virginia anders geregelt ist.«

»Ein Richter wird auf Lebenszeit ernannt. Gerichtsmediziner werden von Richtern

ernannt, und der Richter entscheidet, welche Beweise in Labors untersucht werden und sogar was auf dem Totenschein als Todesursache angegeben wird«, erklärte Talley.

»Wie bei uns die schlimmsten Auswüchse des Coroner-Systems«, sagte ich. »Wo immer Politik und Wählerstimmen involviert sind -«

»Macht«, unterbrach mich Talley. »Korruption. Politik und strafrechtliche Ermittlungen sollten sich nie gemeinsam in einem Raum aufhalten.«

»Aber sie tun es. Die ganze Zeit, Agent Talley. Vielleicht sogar hier bei Interpol«, sagte ich.

»Bei Interpol?« Er schien das sehr amüsant zu finden. »Für Interpol gibt es keine Gründe, das Falsche zu tun, so scheinheilig das auch klingen mag. Wir wollen

nicht gelobt werden. Wir wollen keine Publicity, keine Autos, Waffen oder Uniformen.

Wir streiten uns nicht über Zuständigkeiten. Wir haben ein erstaunlich kleines Budget für das, was wir tun. Die meisten Menschen wissen nicht einmal, dass es uns gibt.«

»Sie sagen immer wir, als ob Sie dazugehören würden«, sagte Marino. »Ich bin verwirrt. Einmal sind Sie ATF, dann wieder ein Geheimkasper.«

Talley zog eine Augenbraue in die Höhe und blies Rauch aus.

»Geheimkasper?«, sagte er.

»Wie sind sie hier gelandet?« Marino ließ immer noch nicht locker.

»Mein Vater ist Franzose, meine Mutter Amerikanerin. Ich habe fast meine ganze Kindheit in Paris verbracht, dann zog meine Familie nach Los Angeles.«

»Und dann?«

»Jurastudium, dann zum ATF.«

»Seit wann?«, fuhr Marino in seiner Befragung fort. »Ich bin seit ungefähr fünf Jahren dabei.« »Ach ja? Und wie viele davon hier?« Marino wurde mit jeder Frage streitlustiger. »Zwei Jahre.«

»Ziemlich gemütlich. Drei Jahre auf der Straße und dann hierher zum Weintrinken in dieses große gläserne Schloss mit diesen hohen Tieren.«

»Ich habe sehr großes Glück gehabt.« Talleys Höflichkeit hatte einen beißenden Unterton. »Sie haben vollkommen Recht.

Vermutlich war es von Vorteil, dass ich vier Sprachen spreche und weit gereist bin. Zudem kenne ich mich mit Computern aus und habe in Harvard Kurse in internationaler Politik belegt.«

»Ich muss mal.« Marino stand unvermittelt auf.

»Es ist die Harvard-Geschichte, die ihn am meisten geärgert hat«, sagte ich zu Talley, als Marino davonmarschierte.

»Ich wollte ihn nicht verärgern«, sagte er.

»Natürlich wollten Sie das.«

»Oh. So ein schlechter Eindruck von mir in so kurzer Zeit.«

»Normalerweise benimmt er sich nicht so daneben«, fuhr ich fort. »Wir haben einen neuen Deputy Chief, der ihn in Uniform

zurückgesteckt und ihn dann vom Dienst suspendiert und alles getan hat, um ihn kleinzukriegen.«

»Wie heißt er?«, fragte Talley.

»Es ist eine Frau«, antwortete ich. »Manchmal sind Frauen schlimmer als Männer, meiner Erfahrung nach. Sie fühlen sich bedroht, sind unsicher. Frauen neigen dazu, sich gegenseitig fertig zu machen, wenn sie einander eigentlich weiterhelfen sollten.«

»Sie scheinen anders zu sein.« Er musterte mich.

»Sabotage ist zu zeitaufwändig.«

Er wusste nicht, wie er das verstehen sollte.

»Sie werden feststellen, dass ich sehr direkt bin, Agent Tal-ley, weil ich nichts zu

verbergen habe. Ich konzentriere mich auf das, was ich zu tun habe. Ich werde gegen Sie kämpfen oder auch nicht. Ich werde mich mit Ihnen anlegen oder auch nicht, und ich werde strategisch vorgehen, aber auf eine rücksichtsvolle Weise, weil ich kein Interesse daran habe, andere leiden zu sehen. Im Gegensatz zu Diane Bray. Sie vergiftet die Leute, lehnt sich zurück und sieht zu. Sie genießt es, wenn das Opfer langsam und qualvoll zugrunde geht.«

»Diane Bray. Aha«, sagte Talley. »Giftmüll in engen Klamotten.«

»Sie kennen sie?«, fragte ich überrascht.

»Sie hat D.C. also endlich verlassen, um die Polizei einer anderen Stadt zu ruinieren. Ich war kurz im Hauptquartier stationiert, bevor ich hierher versetzt wurde. Sie versuchte immer das, was ihre Polizisten taten, mit dem zu koordinieren, was der Rest von

uns tat. Sie wissen schon, FBI, Geheimdienst, wir. Nicht, dass es falsch wäre, wenn die Leute zusammenarbeiten, aber es ging sie eigentlich nichts an. Sie wollte sich an die Mächtigen ranwanzen, und es muss ihr gelungen sein.«

»Ich will keine Energie damit verschleudern, über sie zu reden«, sagte ich. »Sie hat mich schon viel zu viel Kraft gekostet.«

»Möchten Sie einen Nachtisch?«

»Warum wurde in den Pariser Fällen kein Beweismaterial untersucht?« Ich versuchte es noch einmal. »Wie wäre es mit Kaffee?« »Ich möchte eine Antwort, Agent Talley.« »Ja.«

»Warum bin ich hier?«

Er zögerte und blickte zur Tür, als wäre er besorgt, dass jemand hereinkommen würde, den er jetzt lieber nicht sah. Ich war sicher, dass er dabei an Marino dachte.

»Wenn der Mörder dieser wahnsinnige Chandonne ist, wie wir vermuten, dann ist es seiner Familie lieber, dass seine hässliche Angewohnheit, Frauen aufzuschlitzen, zu schlagen und zu beißen, nicht öffentlich bekannt wird. Ja, es scheint« -er hielt inne und sah mich eindringlich an - »seine Familie will nicht einmal, dass man von seiner Existenz erfährt. Er ist ihr kleines schmutziges Geheimnis.«

»Woher wissen Sie dann, dass er tatsächlich existiert?«

»Seine Mutter hat zwei Söhne auf die Welt gebracht. Es gibt keine Akte, dass einer von ihnen gestorben ist.«

»Hört sich an, als gäbe es von nichts eine Akte«, sagte ich.

»Zumindest nichts auf Papier. Es gibt andere Möglichkeiten, etwas herauszufinden. Die Polizei hat hunderte von Stunden damit verbracht, Leute zu befragen, vor allem diejenigen, die auf der Ile Saint-Louis leben. Abgesehen davon, was Thomas' frühere Klassenkameraden behaupten, gibt es einen legendären Mann, der bisweilen dabei beobachtete wurde, wie er nachts oder frühmorgens, wenn es dunkel ist, am Ufer der Insel spazieren geht.«

»Geht dieser geheimnisvolle Mann nur spazieren oder schwimmt er auch?«, fragte ich. Ich dachte an die Süßwasserdiatomeen, die wir an der Innenseite der Kleidung des Toten gefunden hatten.

Talley sah mich überrascht an.

»Komisch, dass Sie das fragen. Ja. Ja, es gibt Berichte über einen weißen Mann, der vor der Ile Saint-Louis nackt in der Seine schwimmt. Auch bei kaltem Wetter. Und nur wenn es dunkel ist.«

»Und glauben Sie diese Gerüchte?«

»Es ist nicht mein Job, etwas zu glauben oder nicht zu glauben.«

»Was soll das heißen?«

»Unsere Rolle hier ist es, anderen die Arbeit zu erleichtern und alle Truppen zum Nachdenken und zur Zusammenarbeit zu bewegen, gleichgültig, wo oder wer sie sind. Wir sind die einzige Organisation in der Welt, die in der Lage ist, so etwas fertig zu bringen.

Meine Aufgabe besteht nicht darin, den Detektiv zu spielen.«

Er schwieg eine Weile, seine Augen blickten in meine und suchten nach Orten, die ich ihm nicht gern öffnete.

»Ich erstelle keine Täterprofile, Kay«, sagte er.

Er wusste von Benton. Natürlich wusste er von ihm.

»Ich besitze diese Fähigkeit nicht und erst recht nicht die Erfahrung«, fügte er hinzu. »Deswegen fange ich gar nicht erst an, das Bild des Mannes zu entwerfen, der so etwas tut. Ich habe keine Ahnung, wie er aussieht, wie er geht, wie er spricht - ich weiß nur, dass er Französisch spricht und vielleicht auch noch andere Sprachen.

Eins seiner Opfer war Italienerin. Sie sprach kein Französisch.

Man muss sich fragen, ob er Italienisch gesprochen hat, weil sie ihn eingelassen hat.«

Talley lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und griff nach seinem Wasserglas.

»Er hatte ausreichend Gelegenheit, sich zu bilden«, fuhr er fort.

»Vermutlich kleidet er sich gut. Thomas stand in dem Ruf, eine Vorliebe für schnelle Autos, Designerkleidung und Schmuck zu haben. Vielleicht hat der bedauernswerte, im Keller versteckte Bruder Thomas' abgelegte Sachen bekommen.«

»Die Jeans, die der Tote trug, waren in der Taille etwas weit«, erinnerte ich mich.

»Thomas' Gewicht hat vermutlich geschwankt. Er tat alles, um schlank zu bleiben, und er war sehr eitel. Wer weiß?« Talley zuckte die Achseln. »Eins steht fest,

wenn sein angeblicher Bruder so eine merkwürdige Gestalt ist, wie die Leute behaupten, dann geht er sicherlich nicht einkaufen.«

»Glauben Sie wirklich, dass der Mann nach einem Mord nach Hause geht und seine Eltern seine blutige Kleidung waschen und ihn schützen?«

»Jemand hat ihn beschützt«, beharrte Talley. »Deswegen fanden diese Fälle vor der Tür des Leichenschauhauses ihr Ende. Wir wissen nicht, was außer dem, was wir Ihnen gezeigt haben, dort drin noch vor sich ging.«

»Der Richter?«

»Jemand, der großen Einfluss hat. Das können viele sein.«

»Wie sind Sie an die Autopsieberichte gekommen?«

»Auf dem normalen Weg«, sagte er. »Wir haben sie bei der Pariser Polizei angefordert. Mehr haben wir nicht. Keine Beweise, die in Labors untersucht wurden, Kay. Es gab keine Verdächtigen. Keine Prozesse. Nichts. Nur dass die Familie es jetzt wahrscheinlich satt hat, ihren psychopathischen Sohn zu beschützen.

Er ist nicht nur eine Peinlichkeit, er ist ein potentielles Risiko.«

»Wenn wir beweisen, dass Loup-Garou der psychopathische Sohn der Familie Chandonne ist, wie wird Ihnen das helfen, das Hundertfünfundsechziger-Kartell dingfest zu machen?«

»Zum einen hoffen wir, dass Loup-Garou reden wird. Wenn wir beweisen können, dass er die Morde begangen hat, besonders den in Virginia. Dann haben wir etwas in der Hand, womit wie ihn unter Druck setzen

können. Ganz zu schweigen davon« - er lächelte - »dass wir einen stichhaltigen Grund haben, uns das schöne, dreihundert Jahre alte Familiendomizil auf der Ile Saint-Louis und ihre Büros und Frachtbriefe und so weiter anzuschauen, wenn wir die Söhne des Monsieur Chandonne identifizieren.«

»Vorausgesetzt wir schnappen Loup-Garou«, sagte ich.

»Das müssen wir.«

Er sah mir für einen langen angespannten Moment in die Augen.

»Kay, wir müssen beweisen, dass der Mörder Thomas' Bruder ist.«

Er hielt mir seine Schachtel Zigaretten hin. Ich rührte sie nicht an.

»Sie sind unsere einzige Hoffnung, Kay«, fügte er hinzu. »Sie sind unsere bislang beste Chance.«

»Marino und ich könnten uns in größte Gefahr bringen, wenn wir uns darauf einlassen«, sagte ich.

»Die Polizei kann nicht in das Pariser Leichenschauhaus gehen und Fragen stellen«, sagte er. »Nicht einmal Underco-ver-Polizisten. Und wir von Interpol können es erst recht nicht.«

»Warum nicht? Warum kann die Pariser Polizei das nicht tun?«

»Weil die Rechtsmedizinerin, die die Fälle bearbeitet hat, nicht mit ihnen spricht. Sie vertraut niemandem, und ich kann es ihr nicht verübeln. Aber sie scheint Ihnen zu vertrauen.«

Ich schwieg.

»Was mit Lucy und Jo passiert ist, sollte Grund genug für Sie sein.« »Das ist nicht fair.«

»Es ist fair, Kay. Weil diese Leute so bösartig sind. Sie haben versucht, Ihrer Nichte das Gehirn aus dem Kopf zu blasen. Dann haben sie versucht, sie fertig zu machen. Das ist nichts Abstraktes für Sie, nicht wahr?«

»Gewalt ist nie etwas Abstraktes für mich.« Mir brach der kalte Schweiß aus.

»Aber es ist etwas anderes, wenn jemand betroffen ist, den man liebt«, sagte Talley. »Stimmt's?«

»Erzählen Sie mir nicht, wie ich mich fühle.«

»Abstrakt oder nicht, man spürt die grausamen kalten Klauen der Gewalt, wenn sie jemanden vernichten, den man liebt.« Talley ließ nicht locker. »Lassen Sie nicht zu, dass diese Arschlöcher noch mehr Leute umbringen. Sie haben eine Schuld abzutragen. Lucy wurde verschont.«

»Ich sollte bei ihr zu Hause sein«, sagte ich.

»Dass Sie hier sind, wird ihr mehr helfen. Und Jo ebenfalls.«

»Sie brauchen mir nicht zu sagen, was das Beste für meine Nichte oder ihre Freundin ist. Oder für mich.«

»Für uns ist Lucy eine unserer besten Agentinnen. Für uns ist sie nicht Ihre Nichte.«

»Vermutlich sollte mir das schmeicheln.«

»Das sollte es auf alle Fälle.«

Seine Aufmerksamkeit wanderte meinen Hals hinunter. Ich spürte seinen Blick wie eine Brise, die nur mich streifte, und dann starrte er meine Hände an.

»Gott, sind die stark«, sagte er und griff nach einer. »Die Leiche im Container. Kim Luong. Das sind Ihre Fälle, Kay« -er betrachtete meine Finger, meine Handfläche - »Sie kennen die Details.

Sie wissen, welche Fragen zu stellen sind, wonach Sie suchen müssen. Es ist sinnvoll, dass Sie bei ihr vorbeischauen.«

»Ihr?« Ich entzog ihm meine Hand und fragte mich, wer uns beobachtet hatte.

»Madame Stvan. Ruth Stvan. Die Direktorin der Gerichtsmedizin und Frankreichs ranghöchste Pathologin. Sie kennen sie.«

»Natürlich weiß ich, wer sie ist, aber wir sind uns nie begegnet.«

»Doch, in Genf 1988. Sie ist Schweizerin. Als Sie sie trafen, war sie noch nicht verheiratet. Ihr Mädchenname war Dürrenmatt.«

Er sah mir ins Gesicht, um festzustellen, ob ich mich erinnerte.

Ich tat es nicht.

»Sie waren zusammen in einer Arbeitsgruppe. Plötzlicher Kindstod.« »Und woher wissen Sie das?«

»Es steht in Ihrem Lebenslauf«, sagte er etwas amüsiert.

»In meinem Lebenslauf kommt sie sicherlich nicht vor«, erwiderte ich etwas kleinlaut.

Sein Blick ließ mich nicht los. Ich konnte mich nicht an ihm satt sehen, und das Denken fiel mir schwer.

»Werden Sie zu ihr gehen?«, fragte er. »Es wäre nichts Ungewöhnliches, wenn Sie einer alten Freundin einen Besuch abstatten, wenn Sie schon in Paris sind, und sie hat sich einverstanden erklärt, mit Ihnen zu sprechen. Das ist der wahre Grund, warum Sie hier sind.«

»Nett von Ihnen, dass Sie es mir wenigstens jetzt verraten.« Ich war empört.

»Vielleicht wird es nichts nützen. Vielleicht weiß sie nichts. Vielleicht kann Sie uns nicht weiterhelfen. Aber das glauben wir nicht. Sie ist eine überaus intelligente, moralische Person, die gegen ein System ankämpft, das nicht immer auf der Seite der Gerechtigkeit steht. Vielleicht finden Sie einen Draht zu ihr.«

»Wer zum Teufel glauben Sie eigentlich, dass Sie sind?«, fragte ich. »Glauben sie, Sie können einfach zum Telefon greifen, mich hierher zitieren und mich dann bitten, im Pariser Leichenschauhaus vorbeizugehen, wenn ein verbrecherisches Kartell gerade nicht hinsieht?«

Er erwiderte nichts, sein Blick blieb fest. Die Sonne schien durch das Fenster neben ihm und färbte seine Augen bernsteinfarben wie Tigeraugen.

»Mir ist es scheißegal, ob Sie Interpol sind oder Scotland Yard oder die Königin von England«, sagte ich. »Sie werden mich nicht dazu überreden können, mich oder Dr. Stvan oder Marino in Gefahr zu bringen.«

»Marino wird nicht mit ins Leichenschauhaus gehen.«

»Diese frohe Botschaft werden Sie ihm überbringen müssen.«

»Wenn er Sie begleiten würde, könnte das Verdacht erregen, vor allem weil er sich stets so vorbildlich benimmt«, sagte Talley.

»Außerdem glaube ich nicht, dass er Dr. Stvan sympathisch wäre.«

»Und wenn es Beweise gibt, was dann?«

Er antwortete nicht, und ich wusste warum. , »Sie wollen, dass ich die Beweiskette manipuliere. Sie wollen, dass ich Beweise stehle, nicht wahr? Ich weiß nicht, wie man so was hier nennt, aber in den Vereinigten Staaten ist es eine Straftat.«

»Manipulation und Fälschung von Beweisen nennt man es gemäß dem neuen Strafrecht. Dreihunderttausend Francs Strafe, drei Jahre Gefängnis. Wenn man Sie

wirklich drankrie-gen würde, könnte man Sie möglicherweise noch der Störung der Totenruhe anklagen, das sind weitere hunderttausend Francs und noch ein Jahr im Gefängnis.«

Ich schob meinen Stuhl zurück.

»Ich muss sagen, es kommt nicht häufig vor, dass ich von einem FBI-Beamten gebeten werde, das Gesetz zu brechen.«

»Ich bitte Sie nicht darum. Dies ist eine Angelegenheit ausschließlich zwischen Ihnen und Dr. Stvan.«

Ich stand auf und hörte nicht mehr zu.

»Sie mögen Jura studiert haben, aber das habe ich auch«, sagte ich. »Vielleicht kennen Sie das Strafrecht, aber ich weiß, was es bedeutet.«

Er rührte sich nicht. Mir klopfte das Herz bis zum Hals, und die Sonne schien mir so hell ins Gesicht, dass ich nichts sehen konnte.

»Mein halbes Leben lang diene ich dem Gesetz, der Wissenschaft und der Medizin«, fuhr ich fort. »Und Sie haben Ihr halbes Leben mit nichts weiter zugebracht, als es in Ihrer elitären Welt durch die Pubertät zu schaffen, Agent Talley.«

»Es wird Ihnen nichts Schlimmes passieren«, erwiderte Talley gelassen, als hätte er meine beleidigenden Worte nicht gehört.

»Morgen früh fliegen Marino und ich nach Hause.« »Bitte setzen Sie sich.«

»Sie kennen also Diane Bray? Ist das ihr großes Finale? Mich in einem französischen Gefängnis verschwinden zu lassen?«

»Bitte setzen Sie sich«, sagte er noch einmal Widerstrebend setzte ich mich »Wenn Sie etwas tun, worum Dr. Stvan Sie bittet, und Sie werden gefasst, werden wir einschreiten«, sagte er »Genauso wie bei der Sache, von der ich wusste, dass Marino sie in seinem Koffer hatte.«

»Und das soll ich glauben?«, fragte ich »Französische Polizisten mit Maschinengewehren nehmen mich am Flughafen fest, und ich soll sagen Ist schon m Ordnung ich bin in geheimer Mission für Interpol unterwegs.«

»Wir bringen nur Sie und Dr. Stvan zusammen, mehr tun wir nicht.«

»Quatsch Ich weiß genau, was Sie tun Und wenn ich Schwierigkeiten kriege, werdet ihr euch verhalten wie jeder andere Geheimdienst auf der Welt. Ihr werdet sagen, dass ihr mich nicht kennt.«

»Das würde ich nie sagen.«

Er sah mich an In dem Raum war es so heiß, dass ich dringend an die frische Luft wollte »Kay, so etwas würden wir nie sagen Senator Lord würde so etwas nie sagen Bitte, vertrauen Sie mir.«

»Das tue ich nicht.«

»Wann möchten Sie nach Pans zurückkehren?«

Ich musste eine Denkpause einlegen. Ich war fürchterlich durcheinander und wütend.

»Wir haben Plätze für den Zug am Spätnachmittag reserviert«, sagte er »Aber wenn Sie über Nacht bleiben wollen, kenne ich ein wunderbares kleines Hotel in der Rue du Boeuf. Es heißt La Tour Rose. Es würde Ihnen gefallen.«

»Nein, danke«, sagte ich.

Er seufzte, stand auf und nahm unsere beiden Tabletts.

»Wo ist Marino?« Mir fiel erst jetzt auf, dass er schon eine ganze Weile verschwunden war.

»Das frage ich mich auch«, sagte Talley, während wir durch die Cafeteria gingen. »Ich glaube nicht, dass er mich mag.«

»Das ist die brillanteste Schlussfolgerung, die Sie heute gezogen haben.«, sagte ich.

»Ich glaube, er mag es nicht, wenn ein anderer Mann nett zu Ihnen ist.«

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte.

Er schob die Tabletts in ein dafür vorgesehenes Gestell.

»Werden Sie sie anrufen?« Talley war unerbittlich »Bitte.«

Er stand völlig reglos mitten in der Cafeteria und berührte meine Schulter, auf eine nahezu jungenhafte Weise.

»Ich kann nur hoffen, dass Dr. Stvan noch immer Englisch spricht«, sagte ich.

35

Als ich Dr. Stvan anrief, wusste sie sofort, wer ich war, was Talleys Auskünfte bestätigte. Sie hatte meinen Anruf erwartet und wollte mich treffen.

»Morgen Nachmittag unterrichte ich an der Universität«, sagte sie in einem Englisch, das etwas ungeübt klang. »Aber morgen Vormittag könnten Sie vorbeikommen. Ich werde um acht im Leichenschauhaus sein.«

»Ist es Ihnen um viertel nach acht recht?«

»Natürlich. Gibt es etwas, was ich für Sie tun kann, solange Sie in Paris sind?«, fragte sie in einem Tonfall, der nahe legte, dass andere ihr zuhörten.

»Mich würde interessieren, wie die Gerichtsmedizin in Frankreich arbeitet«, folgte ich ihrem Hinweis.

»Bisweilen nicht sehr gut«, erwiderte sie. »Wir sind in der Nähe des Gare de Lyon, an der Ecke des Quai de la Rapee. Wenn Sie selbst fahren, können Sie hinter dem Gebäude parken, wo die Leichen eingeliefert werden. Ansonsten nehmen Sie den Vordereingang.«

Talley blickte von den Zetteln mit Telefonnachrichten auf, die er studierte. »Danke«, sagte er, als ich auflegte.

»Wo meinen Sie, dass Marino abgeblieben ist?«, fragte ich.

Ich wurde nervös. Ich traute Marino nicht, wenn er allein unterwegs war. Zweifellos warf er irgendjemandem Beleidigungen an den Kopf.

»Es gibt nicht viele Orte, an denen er sich aufhalten kann«, sagte Talley.

Wir fanden ihn unten in der Lobby, wo er griesgrämig neben einer Topfpalme saß. Wie es schien, war er durch zu viele Türen gegangen und hatte sich schließlich ausgeschlossen. Es war ihm nichts anderes übrig geblieben, als mit dem Aufzug ins Erdgeschoss zu fahren, wo er sich nicht die Mühe machte, die Sicherheitskräfte um Hilfe zu bitten.

Seit langem hatte ich ihn nicht mehr so mürrisch erlebt, und auf dem Rückweg nach Paris war er so schlecht gelaunt, dass ich mich schließlich von ihm weg setzte und ihm den Rücken zukehrte. Ich schloss die Augen und döste. Irgendwann ging ich in den Speisewagen und kaufte ein Pepsi, ohne ihn zu fragen, ob er auch etwas wollte. Ich kaufte mir eine Schachtel Zigaretten und bot ihm keine an.

Als wir die Lobby unseres Hotels betraten, lenkte ich ein.

»Wie wär's, wenn ich dich zu einem Drink einlade?«, sagte ich.

»Ich muss in mein Zimmer.« »Was ist los mit dir?«

»Vielleicht sollte ich dich das fragen«, erwiderte er.

»Marino, ich habe keinen blassen Schimmer, wovon du redest. Lass uns kurz in die Bar gehen und überlegen, wie wir aus dem Schlamassel, in den wir uns gebracht haben, wieder rauskommen.«

»Ich werde in mein Zimmer gehen. Und ich war es nicht, der uns in diesen Schlamassel gebracht hat.«

Ich ließ ihn allein in den Aufzug treten und sah zu, wie er mit trotziger Miene hinter den sich schließenden Türen verschwand.

Ich stieg die lange, mit einem Teppich belegte Treppe hinauf und wurde daran erinnert, wie schlecht das Rauchen für meine Gesundheit war. Ich schloss die Tür zu meinem Zimmer auf und war auf den folgenden Anblick nicht vorbereitet. Kalte Angst ergriff von mir Besitz, als ich zum Faxgerät ging und auf das starrte, was der Chef der Gerichtsmedizin von Philadelphia, Dr. Harston, mir geschickt hatte. Wie gelähmt setzte ich mich aufs Bett.

Die Lichter der Stadt funkelten hell, das Grand-Marnier-Schild war riesig, und im Cafe de la Paix drängten sich die Leute. Ich nahm mit zitternden Händen die Seiten aus dem Faxgerät, meine Nerven angespannt, als hätte ich eine schreckliche Krankheit. Ich holte drei Fläschchen Scotch aus der Minibar

und goss sie in ein Glas. Ich machte mir nicht die Mühe, Eis zu holen.

Mir war es gleichgültig, ob ich mich am nächsten Tag beschissen fühlen würde, weil ich wusste, dass das sowieso der Fall sein würde. Das erste Blatt war ein Schreiben von Dr. Harston.

Kay, ich dachte mir, dass Sie eines Tages fragen würden, wenn Sie soweit wären. Lassen Sie mich wissen, wenn Sie weitere Fragen haben. Ich bin für Sie da. Vance Die Zeit kroch dahin, während ich wie betäubt auf dem Bett saß und den Bericht des am Tatort ermittelnden Gerichtsmediziners las, die Beschreibung von Bentons Leiche, was von ihm übrig war, in situ, in dem ausgebrannten Gebäude, in dem er starb.

Sätze schwebten an meinen Augen vorbei wie Asche. Verkohlter Leichnam mit gebrochenen Handgelenken und fehlende

Hände und Schädel weist lamellenförmige abblätternde verbrannte Frakturen auf und verkohlt bis zum Muskelgewebe über Brust und Bauch.

Das Einschussloch der Kugel in seinem Kopf hatte einen Durchmesser von eins Komma drei Zentimeter, der Knochen war nach innen abgekantet. Sie war hinter dem rechten Ohr eingetreten, hatte strahlenförmige Frakturen verursacht, die in der rechten Felsenbeinregion endeten.

Er hatte ein kleines Diastema zwischen den oberen Schneidezähnen.

Ich hatte diesen kleinen Zwischenraum immer geliebt. Er hatte seinem Lächeln etwas Anrührendes gegeben. Ansonsten waren seine Zähne perfekt gewesen, weil seine perfekten Neuengland-Eltern dafür gesorgt hatten, dass er als Kind eine Zahnspange trug. Gebräunt unterhalb und oberhalb der

Ränder der Badehose. Er war ohne mich nach Hilton Head gefahren, weil ich zu einem Tatort gerufen worden war. Wenn ich nur Nein gesagt hätte und mit ihm gefahren wäre. Wenn ich mich nur geweigert hätte, den ersten Mordfall einer schrecklichen Serie zu bearbeiten, deren letztes Opfer er sein sollte.

Nichts von alledem wirkte gefälscht. Das konnte nicht sein. Nur Benton und ich wussten von der fünf Zentimeter langen geraden Narbe auf seinem linken Knie. Er hatte sich in Black Mountain, North Carolina, wo wir uns zum ersten Mal liebten, an Glas geschnitten. Die Narbe war immer ein Symbol ehebrecherischer Liebe gewesen. Wie merkwürdig, dass das Feuer sie verschont hatte, weil nasses Isoliermaterial vom Dach darauf gefallen war.

Die Narbe schien uns immer an eine Sünde zu erinnern. Und jetzt verwandelte sie

seinen Tod in eine Strafe, die darin gipfelte, dass ich mir alles vorstellte, was der Bericht schilderte, weil ich alle diese Dinge gesehen hatte, und die Bilder warfen mich zu Boden, wo ich weinend und seinen Namen murmelnd sitzen blieb.

Ich hörte das Klopfen an der Tür nicht, bis es zu einem Hämmern wurde.

»Wer ist da?«, rief ich mit heiserer Stimme.

»Was ist los mit dir?«, sagte Marino laut vor der Tür.

Ich stand mit wackligen Beinen auf und verlor fast das Gleichgewicht, als ich ihn hereinließ.

»Seit fünf Minuten klopfe ich. Herrgott noch mal. Was zum Teufel ist denn los?«

Ich kehrte ihm den Rücken zu und ging zum Fenster.

»Doc, was ist los?« Er klang erschrocken. »Ist irgendetwas passiert?«

Er kam zu mir und legte mir die Hände auf die Schultern, und es war das erste Mal, dass er das tat, seit ich ihn kannte. »Sag schon. Was sind das für Diagramme und Zeug auf dem Bett? Ist mit Lucy alles in Ordnung?« »Lass mich allein«, sagte ich. »Nur wenn du mir sagst, was los ist.« »Geh weg.«

Ich nahm seine Hände fort und spürte die kühlen Stellen, die sie hinterlassen hatten. Ich spürte die Distanz zwischen uns. Er ging durch das Zimmer, und ich hörte, wie er die Faxe in die Hand nahm. Er schwieg.

Dann sagte er: »Was zum Teufel tust du da? Willst du dich selbst in den Wahnsinn treiben? Warum um alles in der Welt willst

du dir das anschauen?« Seine Stimme wurde lauter, je mehr Panik und Schmerz er empfand. »Warum? Du hast den Verstand verloren!«

Ich wirbelte herum und stürzte mich auf ihn. Ich entriss ihm das Papier und fuchtelte damit vor seinem Gesicht herum. Kopien von Leichen-Diagrammen, toxikologischen Ergebnissen, Berichten über die vorgelegten Beweismittel, vom Totenschein, von Schaubildern seines Gebisses, Analysen seines Mageninhalts segelten auf den Boden wie vertrocknetes Laub.

»Weil du es sagen musstest«, schrie ich ihn an. »Du musstest dein großes Maul aufreißen und sagen, dass er nicht tot ist! Und jetzt wissen wir's, richtig? Lies es verdammt noch mal selbst, Marino.«

Ich setzte mich aufs Bett und wischte mir Augen und Nase mit der Hand ab.

»Lies es und erwähn es nie wieder«, sagte ich. »Sag es nie wieder. Sag nie wieder, dass er am Leben ist. Tu mir so etwas nie wieder an.«

Das Telefon klingelte. Er riss den Hörer von der Gabel.

»Was ist!«, schrie er. »Ach ja?«, fügte er kurz darauf hinzu. »Sie haben Recht. Wir stören die verdammte Ruhe, und schicken Sie ruhig den beschissenen Sicherheitsdienst herauf, ich werde ihn gleich wieder runterschicken, weil ich ein verdammter beschissener Polizist bin und im Augenblick eine verdammte Scheißlaune habe!«

Er knallte den Hörer auf und setzte sich neben mich aufs Bett.

Auch ihm standen Tränen in den Augen.

»Und was machen wir jetzt, Doc? Verdammt noch mal, was machen wir jetzt?«

»Er wollte, dass wir zusammen essen, damit wir miteinander streiten und uns hassen und weinen«, murmelte ich, während mir Tränen über die Wangen liefen. »Er wusste, dass wir aufeinander losgehen und uns gegenseitig die Schuld in die Schuhe schieben würden, weil es unsere einzige Möglichkeit ist, es rauszulassen und dann weiterzuleben.«

»Ja, vermutlich hat er ein Profil von uns erstellt«, sagte Marino.

»Wahrscheinlich hat er das. Als hätte er gewusst, dass es passieren würde und wie wir reagieren würden.«

»Er kannte mich«, sagte ich leise. »Und wie er mich kannte. Er wusste, dass ich schlechter damit fertig werden würde als alle

anderen. Ich weine nie. Ich will einfach nicht heulen! Ich habe gelernt, nicht zu weinen, als mein Vater starb, weil Weinen bedeutete, etwas zu fühlen, und das war mehr, als ich ertragen konnte. Es war, als könnte ich innerlich austrocknen und zu einer rasselnden Samenschote werden, meine Gefühle winzig, hart rasselnd. Ich bin fix und fertig, Marino. Ich glaube nicht, dass ich jemals darüber hinwegkommen werde. Vielleicht wäre es gut, wenn ich gefeuert würde. Oder kündigen.«

»Soweit wird es nicht kommen«, sagte er.

Als ich nicht antwortete, stand er auf und zündete sich eine Zigarette an. Er schritt auf und ab.

»Willst du was essen?«, fragte er.

»Ich will nur schlafen«, sagte ich.

»Vielleicht wäre es nicht schlecht, ein bisschen rauszugehen.« »Nein, Marino.«

Ich setzte mich mit Benadryl außer Gefecht, und als ich mich am nächsten Morgen aus dem Bett quälte, hatte ich einen dicken Kopf. Im Badezimmerspiegel sah ich meine geschwollenen müden Augen. Ich wusch mein Gesicht mit kaltem Wasser, zog mich an und rief um halb acht ein Taxi - diesmal ohne Hilfe von Interpol.

Das Institut Medico-Legal, ein dreistöckiger Klinker- und Kalksteinbau, befand sich im Osten der Stadt. Die Schnellstraße nach Voie trennte das Gebäude von der Seine, die an diesem Morgen honigfarben schimmerte. Der Taxifahrer setzte mich vor dem Eingang ab, und ich durchquerte einen kleinen hübschen Park mit Primeln, Stiefmütterchen, Gänseblümchen, Wildblumen und alten Platanen. Ein junges Paar saß sich

liebkosend auf einer Bank, und ein alter Mann führte seinen Hund spazieren.

Keiner von ihnen schien den unverwechselbaren Geruch nach Tod zu bemerken, der durch die vergitterten Fenster und die schwarze gusseiserne Tür des Instituts sickerte.

Ruth Stvan war bekannt für das ungewöhnliche System, das sie hier eingeführt hatte. Besucher wurden von Hostessen empfangen. Kaum hatten Trauernde die Schwelle überschritten, wurden sie von jemandem betreut, der freundlich war und ihnen den Weg zeigte. Eine der Hostessen begrüßte mich und führte mich durch einen gekachelten Korridor, wo Ermittlungsbeamte auf blauen Stühlen saßen und warteten. Ich sprach genug Französisch, um zu verstehen, dass jemand in der Nacht aus einem Fenster gesprungen war.

Ich folgte der schweigsamen Hostess an einer kleinen Kapelle mit bunten Glasfenstern vorbei, in der ein Paar vor einem weißen Sarg mit einem Jungen weinte. Der Umgang mit dem Tod war hier anders als bei uns. In Amerika hatte man schlichtweg zu wenig Zeit und Geld für Hostessen, Kapellen und Handhalten. In unserer Gesellschaft waren Schießereien an der Tagesordnung, und die Toten hatten keine Lobby.

Dr. Stvan bearbeitete einen Fall in der Salle d'Autopsie, dem Autopsieraum, der als solcher mit einem Schild über einer automatischen Tür gekennzeichnet war. Als ich eintrat, überkam mich erneut Angst. Ich hätte nicht hierher kommen sollen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ruth Stvan legte eine Lunge auf eine Waage, ihr grüner Kittel und ihre Brille blutbespritzt.

Ich sah, dass es sich bei ihrem Fall um den Selbstmörder handelte. Sein Gesicht war

zerschmettert, seine Füße waren aufgerissen, die Schienbeine in die Oberschenkel getrieben.

»Geben Sie mir bitte noch eine Minute«, sagte Dr. Stvan zu mir.

Zwei andere Fälle wurden von weiß gekleideten Ärzten bearbeitet. Auf einer Tafel standen Namen und Fallnummern. Eine Stryker-Säge öffnete einen Schädel, während Wasser laut in Becken plätscherte. Dr. Stvan bewegte sich schnell und energisch, sie war hellhäutig und grobknochig und älter als ich. Ich erinnerte mich, dass sie in Genf sehr zurückhaltend gewesen war.

Sie bedeckte den Toten mit einem Tuch und zog ihre Handschuhe aus. Als sie mit sicheren festen Schritten auf mich zukam, band sie ihren Kittel auf.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

Wenn sie das für eine seltsame Antwort hielt, ließ sie es sich nicht anmerken.

»Folgen Sie mir bitte, wir können uns unterhalten, während ich mich wasche. Dann trinken wir einen Kaffee.«

Sie führte mich in einen kleinen Umkleideraum und warf ihren Kittel in einen Wäschekorb. Wir wuschen uns beide die Hände mit antibakterieller Seife, sie wusch sich auch das Gesicht und trocknete es mit einem rauen blauen Handtuch.

»Dr. Stvan«, sagte ich, »ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen freundlich zu plaudern oder mich über Ihr rechtsmedizinisches System zu informieren. Wir wissen das beide.«

»Selbstverständlich«, sagte sie und blickte mich an. »Ich bin nicht gesellig genug für einen Anstandsbesuch.« Sie lächelte leise. »Ja, wir sind uns in Genf über den Weg gelaufen, Dr. Scarpetta, aber wir haben nichts gemeinsam unternommen. Wirklich schade. Damals gab es so wenige Frauen.«

Sie redete, während wir einen Flur entlanggingen.

»Als Sie anriefen, wusste ich, worum es geht, denn ich war es, die um ein Treffen mit Ihnen gebeten hat«, fügte sie hinzu.

»Es macht mich ein wenig nervös, dass Sie das sagen. Als wäre ich nicht schon nervös genug.«

»Wir verfolgen die gleichen Ziele im Leben. Wenn Sie ich wären, würde ich Sie aufsuchen, verstehen Sie? Diese Sache darf nicht so weitergehen. Wir dürfen nicht noch

eine Frau so sterben lassen. Jetzt in Amerika, in Richmond. Dieser Loup-Garou ist ein Ungeheuer.«

Wir betraten ihr Büro, das keine Fenster hatte. Überall lagen Akten, Zeitschriften, Papiere herum. Sie nahm den Telefonhörer, wählte und bat um Kaffee.

»Bitte, machen Sie es sich bequem, soweit das möglich ist. Ich würde die Sachen ja wegräumen, wenn ich wüsste wohin.«

Ich zog einen Stuhl nahe an ihren Schreibtisch.

»In Genf fühlte ich mich fehl am Platze«, sagte sie, als sie die Tür schloss. Offenbar waren ihre Gedanken zu dieser Erinnerung zurückgesprungen. »Zum Teil wegen unseres Systems hier in Frankreich. Rechtsmediziner sind hier vollkommen isoliert, das hat sich nicht geändert und wird sich zu meinen

Lebzeiten wohl auch nicht mehr ändern. Wir dürfen mit niemandem sprechen, was nicht immer das Schlechteste ist, weil ich am liebsten allein arbeite.« Sie zündete sich eine Zigarette an.

»Ich mache ein Inventar der Verletzungen, und die Polizei erzählt die dazugehörige Geschichte. Wenn es ihr beliebt. Wenn es sich um einen heiklen Fall handelt, spreche ich persönlich mit dem Richter, und vielleicht bekomme ich, was ich brauche, vielleicht auch nicht. Wenn ich darum bitte, Analysen in einem Labor durchführen zu dürfen, wird mir das bisweilen verweigert.

Verstehen Sie?«

»Dann besteht Ihre Arbeit in gewissem Sinn nur darin, die Todesursache herauszufinden«, sagte ich.

Sie nickte. »Für jeden Fall erhalte ich vom Richter den Auftrag, die Todesursache festzustellen, das ist alles.«

»Dann ermitteln Sie also nicht wirklich.«

»Nicht so, wie Sie es tun. Nicht wie ich es gern möchte«, sagte sie und blies Rauch aus. »Wissen Sie, das Problem in Frankreich ist, dass die Richter unabhängig sind. Ich kann nur dem Richter berichten, der mich berufen hat, und nur der Justizminister kann ihm einen Fall entziehen und einem anderen Richter zuweisen.

Wenn es Schwierigkeiten gibt, steht es nicht in meiner Macht, dagegen vorzugehen. Der Richter verfährt mit meinem Bericht, wie es ihm beliebt. Wenn ich sage, dass es sich um Mord handelt, und er anderer Meinung ist, dann ist es eben so. Es ist nicht mein Problem. So ist das Gesetz.«

»Er kann Ihren Bericht verändern?« Die Vorstellung empörte mich.

»Natürlich. Ich bin allein und habe alle anderen gegen mich. Vermutlich geht es Ihnen ähnlich.« Ich wollte nicht darüber nachdenken.

»Es ist mir durchaus bewusst, dass es schlimme Folgen haben könnte, besonders für Sie, wenn jemand erfährt, dass wir miteinander reden -« setzte ich an.

Sie hob die Hand, um mich zum Schweigen zu bringen. Die Tür wurde geöffnet, und dieselbe junge Frau, die mich zu ihr gebracht hatte, kam herein mit einem Tablett mit Kaffee, Sahne und Zucker. Dr. Stvan dankte ihr und sagte noch etwas auf Französisch, das ich nicht verstand. Die Frau nickte, ging wieder hinaus und schloss die Tür hinter sich.

»Ich habe sie gebeten, keine Telefongespräche durchzustellen«, sagte Dr. Stvan. »Ich muss Ihnen sofort erklären, dass der Richter, der mich berufen hat, jemand ist, den ich sehr respektiere.

Aber auch auf Richter wird Druck ausgeübt, wenn Sie verstehen, wovon ich spreche. Von höherer Stelle als dem Justizminister. Ich weiß nicht, wo der Druck seinen Ursprung hat, aber in diesen Fällen wurden keine Labortests durchgeführt. Und deswegen wurden Sie geschickt.«

»Geschickt? Ich dachte, Sie wollten, dass ich komme.«

»Wie trinken Sie Ihren Kaffee?«, fragte Dr. Stvan.

»Wer hat Ihnen gesagt, dass ich geschickt wurde?«

»Jedenfalls sind Sie gekommen, um mir meine Geheimnisse abzunehmen, und ich werde Sie Ihnen nur allzu gern mitteilen.

Trinken Sie ihn mit Zucker und Sahne?«

»Schwarz.«

»Als die Frau in Richmond ermordet wurde, hieß es, dass man Sie herschicken würde, wenn ich mit Ihnen spräche.«

»Sie haben also nicht darum gebeten, dass ich komme?«

»Ich würde nie um so etwas bitten, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass mir so eine Bitte erfüllt würde.«

Ich dachte an den privaten Jet, die Concorde und den ganzen Rest.

»Können Sie eine Zigarette erübrigen?«, fragte ich. »Entschuldigen Sie, dass ich Sie

nicht gefragt habe. Ich wusste nicht, dass Sie rauchen.«

»Ich rauche auch nicht. Nur im Ausnahmefall. Der jetzt ein Jahr andauert. Wissen Sie, wer mich geschickt hat, Dr. Stvan?«

»Jemand, der genügend Einfluss hat, um sofort das Nötige zu veranlassen. Mehr weiß ich nicht.«

Ich dachte an Senator Lord.

»Das, was Loup-Garou mir gebracht hat, hat mich zermürbt. Acht Frauen bis jetzt«, sagte sie, starrte ins Leere mit einem glasigen, schmerzerfüllten Blick. »Was kann ich tun, Dr. Stvan?«

»Es gibt keine Beweise, dass sie vaginal oder anal vergewaltigt wurden. Ich habe Abstriche von den Bisswunden gemacht, sehr merkwürdige Bisswunden mit fehlenden

Backenzähnen, Ocklusion und winzigen, weit auseinander stehenden Zähnen. Ich habe Haare eingesammelt. Aber kehren wir zum ersten Fall zurück, als die Ereignisse eine seltsame Wendung nahmen.

Wie zu erwarten war, wies mich der Richter an, alle Beweismittel an die Labors weiterzugeben. Wochen vergingen, Monate, und immer noch kamen keine Ergebnisse. Von da an habe ich gelernt. Bei den folgenden Fällen, die mutmaßlich auf Loup-Garous Konto gingen, bat ich nicht mehr darum, Beweise untersuchen zu lassen.«

Sie schwieg einen Augenblick, war mit den Gedanken woanders.

Dann sagte sie: »Er ist sonderbar, dieser Loup-Garou. Beißt in die Handflächen und Fußsohlen. Es muss ihm etwas bedeuten.

Nie zuvor ist mir so etwas begegnet. Und jetzt müssen auch Sie sich wie ich gegen ihn behaupten.«

Sie hielt inne, als würde es ihr schwer fallen, weiterzusprechen.

»Bitte, seien Sie vorsichtig, Dr. Scarpetta. Er wird hinter Ihnen her sein, wie er hinter mir her war. Ich bin diejenige, die überlebt hat.«

Ich war zu schockiert, um etwas darauf zu erwidern.

»Mein Mann ist der Chefkoch vom Le Dome. Er ist abends fast nie zu Hause, aber Gott sei Dank lag er krank im Bett, als diese Kreatur vor ein paar Wochen an unsere Tür kam. Es regnete. Er sagte, er wäre in einen Unfall verwickelt und müsste die Polizei rufen.

Natürlich war mein erster Gedanke zu helfen. Ich wollte mich vergewissern, dass er nicht verletzt war. Ich war sehr besorgt.

Das war meine wunde Stelle«, fuhr sie fort. »Ich glaube, Ärzte leiden unter einem Helfersyndrom. Wir kümmern uns um Probleme, gleichgültig welcher Art, und im Nachhinein ist mir klar, dass er darauf gesetzt hat. Er hatte überhaupt nichts Verdächtiges an sich, und er wusste, dass ich ihn ins Haus lassen würde, und das hätte ich auch getan. Aber Paul hörte unsere Stimmen und wollte wissen, wer da war. Der Mann lief davon. Ich habe ihn nicht genau gesehen. Meine Hauslaterne war aus, weil er die Birne rausgeschraubt hatte, wie ich später herausfand.«

»Haben Sie die Polizei informiert?«

»Nur einen Kriminalkommissar, dem ich vertraue.«

»Warum?«

»Ich muss vorsichtig sein.«

»Woher wussten Sie, dass es Loup-Garou war?«

Sie nippte an ihrem Kaffee, der mittlerweile kalt war, und goss uns beiden etwas heißen nach.

»Ich spürte es. Ich erinnere mich, dass ich den Geruch von nassem Tier roch, aber jetzt glaube ich, dass ich mir das nur eingebildet habe. Ich spürte das Böse, die Lust in seinen Augen. Und er ließ sich nicht ansehen. Ich habe sein Gesicht nicht gesehen, nur das Funkeln in seinen Augen, als das Licht aus dem Haus durch die offene Tür fiel.«

»Geruch von nassem Tier?« sagte ich.

»Anders als menschlicher Körpergeruch. Ein schmutziger Geruch, wie ein Hund, der gewaschen werden sollte. Daran erinnere ich mich. Aber es ging alles so schnell, und ich bin nicht sicher. Am nächsten Tag erhielt ich eine Nachricht von ihm. Hier.

Ich zeige Sie Ihnen.«

Sie stand auf und sperrte eine Schublade in einem Aktenschrank aus Metall auf. Es steckten so viele Akten darin, dass es ihr schwer fiel, eine herauszuziehen. Sie war unbeschriftet, und darin befand sich ein Stück zerrissenes, blutbeflecktes braunes Papier in einer transparenten Beweismitteltüte aus Plastik.

»Pas la police. fa va, ga va. Pas de problemes, tout va bien. Le Loup-Garou«, las sie vor. »Das heißt: Keine Polizei. Alles in Ordnung, alles okay. Alles bestens. Der Werwolf.«

Ich starrte auf die vertrauten Blockbuchstaben. Sie wirkten mechanisch, fast wie von einem Kind.

»Das Papier sieht aus wie ein Stück von einer zerrissenen Tüte vom Markt«, sagte sie. »Ich kann nicht beweisen, dass es von ihm ist, aber von wem sollte es sonst sein? Ich weiß nicht, wessen Blut es ist, weil ich es wieder einmal nicht testen kann, und nur mein Mann weiß, dass ich es erhalten habe.«

»Warum Sie?«, fragte ich. »Warum sollte er es auf Sie abgesehen haben?«

»Ich kann nur vermuten, dass er mich an den Tatorten gesehen hat. Daher weiß ich, dass er uns beobachtet. Wenn er getötet hat, ist er irgendwo im Dunkeln und beobachtet, was Leute wie wir tun. Er ist sehr intelligent, schlau. Ich zweifle nicht daran, dass er genau weiß, was mit seinen Leichen passiert, wenn sie bei mir landen.«

Ich hielt die Botschaft ins Lampenlicht und suchte nach versteckten Abdrücken, die ins Papier gepresst worden waren.

Ich fand keine.

»Als ich die Nachricht las, wurde das Ausmaß der Bestechlichkeit offensichtlich. Als hätte ich daran noch gezweifelt«, sagte Dr. Stvan. »Loup-Garou wusste, dass es keinen Zweck hätte, die Nachricht der Polizei oder den Labors zu übergeben. Er sagte mir damit, ich sollte mir die Mühe sparen, und das Komische ist, ich hatte das Gefühl, er teilte mir auch mit, dass er es nicht noch einmal versuchen würde.«

»Davon würde ich nicht unbedingt ausgehen«, sagte ich.

»Als ob er eine Freundin brauchte. Das einsame Biest braucht eine Freundin. In seinen Fantasien bedeutet er mir etwas, weil

ich ihn gesehen habe und nicht gestorben bin. Aber wer kennt sich schon aus in so einem Gehirn?«

Sie erhob sich erneut von ihrem Schreibtisch und schloss eine Schublade in einem anderen Aktenschrank auf. Sie holte eine gewöhnliche Schuhschachtel heraus, zog das Klebeband ab und nahm den Deckel ab. Darin befanden sich acht kleine luftdurchlässige Pappschachteln und ebenso viele kleine Umschläge, jeder mit einer Fallnummer versehen.

»Leider wurden von den Bisswunden keine Abdrücke gemacht«, sagte sie. »Denn dazu hätte ich einen Zahnarzt rufen müssen, und ich wusste, dass mir das nicht erlaubt worden wäre. Aber ich habe Abstriche gemacht, und vielleicht wird uns das weiterhelfen. Vielleicht auch nicht.«

»Er hat versucht, die Bisswunden bei Kim Luong unkenntlich zu machen«, sagte ich. »Wir können keine Abdrücke machen.

Auch Fotos würden nichts nützen.«

»Das überrascht mich nicht. Er weiß, dass ihn jetzt niemand mehr beschützen kann. Er wildert jetzt - wie sagt man - in Ihrem Revier? Es wäre ein Leichtes, ihn anhand seines Gebisses zu identifizieren. Er hat sehr merkwürdig spitze, weit auseinander stehende Zähne. Wie ein Tier.«

Ich hatte plötzlich ein komisches Gefühl.

»An allen Leichen befanden sich Haare«, fuhr sie fort. »Wie von einer Katze. Ich habe mich gefragt, ob er Angorakatzen oder etwas Ähnliches züchtet.«

Ich beugte mich auf meinem Stuhl nach vorn.

»Wie von einer Katze?«, sagte ich. »Haben Sie die Haare aufgehoben?«

Sie zog Klebeband von einem Umschlag ab, nahm eine Pinzette aus einer Schublade in ihrem Schreibtisch und holte mehrere Haare aus dem Umschlag. Sie waren so hauchdünn, dass sie herabschwebten, als sie die Pinzette der Schreibunterlage näherte.

»Sie sind alle gleich. Neun oder zehn Zentimeter lang, blassblond. Sehr dünn, wie von einem Baby.«

»Dr. Stvan, das sind keine Katzenhaare. Es sind Menschenhaare.

Sie befanden sich an der Kleidung des nicht identifizierten Toten in dem Container. Wir fanden sie an Kim Luong.« Ihre Augen wurden größer.

»Als Sie im ersten Fall Beweismittel weitergaben, waren da auch solche Haare dabei?«, fragte ich. »Ja.«

»Und Sie haben nie wieder was davon gehört?«

»Soweit ich weiß, wurde in den Labors nichts von dem analysiert, was ich übergeben habe.«

»Oh, ich wette, es wurde alles analysiert«, sagte ich. »Ich wette, sie wissen verdammt genau, dass diese Haare von einem Menschen stammen und zu lang für Babyhaar sind. Sie wissen, was die Bissverletzungen bedeuten, und vielleicht wurde sogar die DNS analysiert.«

»Dann sollten wir die DNS von den Abstrichen, die ich Ihnen geben werde, auch analysieren«, sagte sie und wurde zunehmend unruhiger.

Es war mir gleichgültig. Es war nicht mehr wichtig.

»Natürlich können Sie mit den Haaren nicht viel anfangen«, fuhr sie fort »Hirsutismus, keine Pigmente Man würde nur herausfinden, dass sie übereinstimmen, oder?«

Ich hörte nicht zu. Ich dachte an Kaspar Hauser Er verbrachte die ersten sechzehn Jahre seines Lebens in einem Kellerverlies, weil der badische Prinz Karl sicherstellen wollte, dass Kaspar keinen Anspruch auf die Krone geltend machen konnte.

»Keine DNS ohne Haarwurzeln.«, fuhr Dr. Stvan fort.

Als Sechzehnjähriger tauchte er in Nürnberg auf, mit einem Zettel am Wams. Er war blass wie ein Silberfisch, konnte ebenso wenig sprechen wie ein Tier. Ein Freak. Er

konnte nicht einmal seinen Namen schreiben, ohne dass ihm jemand die Hand führte.

»Die mechanischen Blockbuchstaben eines Anfängers«, dachte ich laut, »Jemand, der von der Außenwelt abgeschirmt wurde, nie mit anderen zusammen war, nie irgendwo etwas lernte außer zu Hause. Vielleicht hat er es sich sogar selbst beigebracht«

Dr. Stvan hörte auf zu reden.

»Nur einer Familie ist es möglich, jemand von Geburt an abzuschirmen. Nur eine sehr einflussreiche Familie kann die Gesetze umgehen und dieser Anomalie ermöglichen zu morden, ohne gefasst zu werden. Ohne sich in Verlegenheit zu bringen, ohne unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.«

Dr. Stvan schwieg, während meine Worte allem, was sie glaubte, eine neue Wendung gaben, und eine neue schreckliche Furcht in ihr auslösten.

»Die Familie Chandonne weiß ganz genau, was diese Haare, die anormalen Zähne bedeuten«, sagte ich »Und er weiß es auch.

Natürlich weiß er es, und er muss annehmen, dass Sie es wissen, auch wenn Sie von den Labors nichts erfahren haben, Dr. Stvan.

Ich glaube, dass er zu Ihnen gekommen ist, weil Sie in dem, was er seinen Opfern antat, sein Spiegelbild gesehen haben. Sie haben gesehen, wofür er sich schämt oder zumindest glaubte er das.«

»Wofür er sich schämt?«

»Mit seiner Nachricht wollte er Ihnen nicht versichern, dass er es nicht noch

einmal versuchen würde.«, fuhr ich fort, »Ich glaube vielmehr, dass er Sie verhöhnte. Er wollte Ihnen mitteilen, dass er in souveräner Immunität alles tun konnte, was er wollte. Dass er zurückkommen und nicht noch einmal scheitern würde.«

»Aber wie es scheint hat er das Land verlassen.«, sagte Dr. Stvan »Offenbar musste er seine Pläne ändern.«

»Und er meint, dass ich gesehen habe, wofür er sich schämt? Ich habe ihn nicht gut gesehen.«

»Wir brauchen uns nur anzusehen, was er seinen Opfern angetan hat. Die Haare stammen nicht von seinem Kopf.«, sagte ich »Sie stammen von seinem Körper.«

36

Ich hatte in meinem Leben erst einen Fall von Hypertrichose gesehen, als ich als Assistenzärztin in Miami arbeitete und zwar in den pädiatrischen Abteilungen der Krankenhäuser.

Eine Mexikanerin hatte ein Mädchen zur Welt gebracht, und zwei Tage später war das Baby mit feinem hellgrauen Haar bedeckt, das fast fünf Zentimeter lang war. Dichte Büschel wuchsen aus seinen Nasenlöchern und Ohren, es litt unter Photophobie, seine Augen reagierten überempfindlich auf Licht.

Bei den meisten hypertrichotischen Fällen nimmt die Behaarung zu, bis nur noch Schleimhäute, Handflächen und Fußsohlen davon verschont sind, und in extremen Fällen wachsen die Haare im Gesicht so lange, dass

die Person sich entweder häufig rasieren muss oder die Haare gelockt werden müssen, damit sie überhaupt noch etwas sieht. Andere Symptome sind Anomalien des Gebisses, verkümmerte Genitalien, mehr Finger, Zehen und Brustwarzen als normal und ein asymmetrisches Gesicht. In früheren Jahrhunderten wurden manche dieser armen Wesen als Kuriositäten an Zirkusse oder Königshäuser verkauft. Andere galten als Werwölfe.

»Nasses, schmutziges Haar. Wie ein nasses schmutziges Tier«, sagte Dr. Ruth Stvan.

»Ich frage mich, ob ich nur seine Augen gesehen habe, als er vor meiner Tür auftauchte, weil sein ganzes Gesicht mit Haaren bedeckt ist. Und vielleicht steckten deswe-gen auch seine Hände in den Manteltaschen.«

»Auf jeden Fall kann er sich bei seinem Aussehen nicht raus und unter die Leute wagen«, sagte ich.

»Höchstens nachts hinaus. Scham, Lichtempfindlichkeit und jetzt Mord. Er wird seine Aktivitäten auf die Nacht beschränken.«

»Er könnte sich rasieren«, meinte Dr. Stvan. »Zumindest die Be-reiche, die die Leute sehen. Gesicht, Hals, Handrücken.«

»Manche der Haare, die wir gefunden haben, schienen rasiert«, sagte ich.

»Wenn er auf einem Schiff war, musste er etwas unternehmen.«

»Er muss sich ausziehen, zumindest teilweise, wenn er mordet«, sagte sie. »Sonst würde er nicht so lange Haare zurücklassen.«

Ich fragte mich, ob seine Genitalien verkümmert waren und ob er deswegen seine Opfer nur von der Taille an aufwärts entkleidete. Vielleicht erinnerte ihn der Anblick normaler weiblicher Genitalien an seine eigene Unzulänglichkeit als Mann. Sein Gefühl der Demütigung, seine Wut mussten unvorstellbar sein.

Es war typisch, dass Eltern ein hypertrichotisches Baby nach der Geburt zurückwiesen, besonders wenn es sich um eine mächtige stolze Familie wie die Chandonnes auf der exklusiven Ile Saint-Louis handelte.

Ich stellte mir diesen gepeinigten Sohn vor, diese *espece de sale gorille,* der an einem dunklen Ort in einem Jahrhunderte alten Gebäude lebte und es nur nachts verließ.

Verbrecherkartell oder nicht, eine reiche Familie mit einem geachteten Namen würde

nicht wollen, dass die Welt von diesem Sohn erfuhr.

»Es gibt immer die Hoffnung, dass wir in Frankreich die Akten lassen können, um herauszufinden, ob ein solches Baby geboren wurde«, sagte ich.

»Das sollte nicht schwer sein, weil Hypertrichose sehr selten ist. Ein Fall auf ungefähr eine Milliarde Menschen.«

»Es wird keine Unterlagen über ihn geben«, sagte Dr. Stvan bestimmt.

Ich glaubte ihr. Seine Familie hätte dafür gesorgt. Gegen Mittag verabschiedete ich mich von Dr. Stvan mit Furcht im Herzen und unrechtmäßig erworbenen Beweisen in meiner Aktentasche.

Ich verließ das Gebäude durch den rückwärtigen Ausgang, wo Leichenwagen mit

Vorhängen in den Scheiben auf ihre nächste bedauernswerte Fracht warteten.

Ein Mann und eine Frau, langweilig spatzenfarben gekleidet, saßen auf einer schwarzen Bank vor einer alten Ziegelmauer. Er hielt seinen Hut in der Hand und starrte auf den Boden. Sie blickte zu mir auf, ihr Gesicht von Schmerz verzerrt.

Ich ging sehr schnell über das Kopfsteinpflaster an der Seine entlang, während schreckliche Bilder auf mich einstürmten. Ich stellte mir sein böses Gesicht vor, das aus der Dunkelheit auftauchte, wenn eine Frau ihm die Tür öffnete. Ich stellte mir vor, wie er wie ein nachtaktives Tier herumwanderte, sein Opfer auswählte und verfolgte, bis er zuschlug und es wieder und wieder schändete. Seine Rache am Leben bestand darin, seine Opfer zu zwingen, ihn anzusehen. Seine Macht bestand in ihrer Todesangst.

Ich blieb stehen und sah mich um. Autos rasten in einem ununterbrochenen Strom an mir vorbei. Ich fühlte mich benommen, während der Verkehr dröhnte und mir Dreck ins Gesicht spieh.

Ich hatte keine Ahnung, wie ich hier ein Taxi auftreiben sollte.

Es gab keinen Stelle, wo ein Wagen hätte anhalten können. Die Nebenstraßen, an denen ich vorbeikam, waren menschenleer.

Auch hier würde ich kein Taxi finden. Ich spürte, wie ich eine Panikattacke bekam. Ich flüchtete eine Steintreppe hinauf und zurück in den Park, wo ich mich auf eine Bank setzte und Atem schöpfte, während der Geruch des Todes zwischen den Blumen und Bäumen schwebte. Ich schloss die Augen, kehrte das Gesicht der winterlichen Sonne zu und wartete darauf, dass sich mein Herzschlag beruhigte. Kalte Schweißperlen rannen an

meiner Haut herunter. Meine Hände und Füße waren taub, der Aktenkoffer aus Aluminium hart zwischen meinen Knien.

»Sie sehen aus, als könnten Sie einen Freund gebrauchen.« Jay Talley stand plötzlich vor mir.

Ich zuckte zusammen und holte laut Luft.

»Tut mir Leid«, sagte er leise, als er sich neben mich setzte. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Was machen Sie hier?«, fragte ich, während in meinem Kopf Gedanken wie wahnsinnig ineinander prallten, schmutzig und blutig wie Soldaten auf einem Schlachtfeld.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass wir auf Sie aufpassen werden?«

Er knöpfte seinen tabakfarbenen Kaschmirmantel auf und nahm eine Schachtel Zigaretten aus der Innentasche. Er zündete zwei Zigaretten für uns an.

»Sie haben auch gesagt, dass es zu gefährlich wäre, wenn einer von Ihnen hier auftauchen würde«, sagte ich vorwurfsvoll. »Ich gehe also rein, erledige meine schmutzige Arbeit, und Sie sitzen hier in dem verdammten Park vor dem Eingang des Leichschauhauses.«

Ich blies ärgerlich Rauch aus, stand auf und griff nach meinem Koffer.

»Was für eine Art Spiel treiben Sie eigentlich mit mir?«, fragte ich ihn.

Er steckte die Hand in eine andere Tasche und holte ein Handy heraus.

»Ich denke, Sie brauchen ein Taxi«, sagte er. »Ich spiele kein Spiel. Gehen wir.«

Er wählte und sagte etwas auf Französisch zu wem auch immer am anderen Ende der Leitung.

»Und jetzt? Holt uns der Mann von >Solo für O.N.K.E.L.< ab?«, sagte ich bitter.

»Ich habe nur ein Taxi gerufen. Ich glaube, der Mann von O.N.K.E.L. ist vor ein paar Jahren in den Ruhestand getreten.«

Wir gingen in eine der ruhigen Nebenstraßen, und ein paar Minuten später hielt ein Taxi an. Wir stiegen ein, und Talley starrte auf die Tasche in meinem Schoß.

»Ja«, beantwortete ich seine unausgesprochene Frage.

Im Hotel angekommen, nahm ich ihn mit in mein Zimmer, weil es keinen anderen Ort gab, an dem wir uns ungestört unterhalten konnten. Ich versuchte, Marino zu erreichen, aber er war nicht da.

»Ich muss zurück nach Virginia«, sagte ich.

»Das ist kein Problem«, sagte er. »Wann immer Sie wollen.«

Er hängte das Bitte-nicht-stören-Schild draußen an die Tür und legte die Kette vor.

»Gleich morgen früh.«

Wir setzten uns neben das Fenster, ein kleiner Tisch stand zwischen uns.

»Ich nehme an, dass Madame Stvan Ihnen alles erzählt hat«, sagte er. »Sie war die härteste Nuss, die wir knacken mussten. Die

arme Frau ist so paranoid - aus gutem Grund. Wir haben nicht geglaubt, dass sie sich irgendjemandem anvertrauen würde. Ich freue mich, dass mich mein Instinkt nicht getrogen hat.«

»Ihr Instinkt?«, sagte ich.

»Ja.« Er sah mich unverwandt an. »Ich wusste, wenn es jemand schaffen würde, dann Sie. Ihr Ruf eilt Ihnen voraus, und sie kann nur großen Respekt für Sie haben. Aber es ist durchaus hilfreich, dass ich von Ihnen auch einiges weiß.« Er hielt inne.

»Über Lucy.«

»Sie kennen meine Nichte?« Ich konnte es nicht glauben.

»Wir haben in Glynco mehrere Trainings-programme gemeinsam absolviert«, sagte er und meinte damit die Bundesakademie in

Glynco, Georgia, wo das ATF, der Zoll, der Geheimdienst, der Grenzschutz und ungefähr sechzig weitere Institutionen der Verbrechensbekämpfung ihre Grundausbildung durchliefen.

»In gewisser Weise hat sie mir Leid getan. Wo sie auftauchte, wurde viel über Sie geredet, als hätte sie selbst keine eigenen Talente.«

»Ich kann nicht ein Zehntel von dem, was sie kann.«

»Das geht den meisten so.«

»Was hat das hier mit ihr zu tun?«, wollte ich wissen.

»Ich glaube, Ihretwegen muss sie wie Ikarus sein und der Sonne zu nahe kommen. Hoffentlich treibt sie diesen Mythos nicht zu weit und fällt vom Himmel.«

Diese Bemerkung machte mir mit Angst. Ich hatte keine Ahnung, was Lucy in diesem Moment tat. Talley hatte Recht.

Meine Nichte musste alles immer größer, besser, schneller und riskanter machen als ich, als würde sie durch die Konkurrenz zu mir schließlich doch die Liebe gewinnen, die sie letztlich nicht glaubte zu verdienen.

»Die Haare, die der Mörder in den Pariser Fällen auf seinen Opfern hinterließ, stammen definitiv nicht von dem nicht identifizierten Toten in meinem Kühlraum«, sagte ich und erzählte ihm den Rest.

»Aber diese merkwürdigen Haare befanden sich auf seiner Kleidung?« Talley versuchte, den Zusammenhang zu verstehen.

»Sie befanden sich auf der Innenseite seiner Kleidung. Gehen wir mal von folgender Hypothese aus. Der Mörder trägt diese

Kleidungsstücke, und sein Körper ist dicht mit diesen langen hauchfeinen Haaren bedeckt. Sie haften demnach an der Innenseite der Kleider, die er auszieht und die sein Opfer anziehen muss, bevor er es ertränkt.«

»Das Opfer ist der Mann in dem Container. Thomas.« Talley hielt inne. »Loup-Garous ganzer Körper ist damit bedeckt?

Dann rasiert er ihn offensichtlich nicht.«

»Es macht viel Mühe, den ganzen Körper regelmäßig zu rasieren. Wahrscheinlich rasiert er nur die Körperteile, die die Leute sehen.«

»Und es gibt keine wirksame Behandlung? Kein Medikament oder so?«

»Laser werden mit einigem Erfolg eingesetzt. Aber das weiß er vielleicht nicht. Wahrscheinlicher ist, dass seine Familie ihn

nicht in eine Klinik gelassen hat, vor allem nachdem er angefangen hatte zu morden.«

»Warum glauben Sie, dass er mit dem Mann, den Sie in dem Container gefunden haben, die Kleidung getauscht hat? Mit Thomas.«

»Wenn man auf einem Schiff flüchtet«, dachte ich laut nach, »sollte man keine Designer-Stücke tragen, angenommen Ihre Theorie von der weitergereichten Kleidung trifft zu. Auch Trotz könnte ein Motiv sein, Verachtung. Das letzte Wort zu haben. Wir könnten den ganzen Tag spekulieren, aber es gibt keine allgemein gültige Formel, nur den Schaden, den er hinterlassen hat.«

»Möchten sie irgendetwas?«

»Eine Antwort«, sagte ich. »Warum haben Sie mir nicht erzählt, dass Dr. Stvan das Opfer war, das überlebt hat? Sie und der

Generalsekretär haben mir diese Geschichte aufgetischt und wussten ganz genau, dass Sie über sie geredet haben.«

Talley schwieg.

»Sie wollten mir keine Angst machen, richtig?«, fuhr ich fort. »Loup-Garou sieht sie und versucht, sie umzubringen, und wenn er mich sieht, versucht er es vielleicht auch mit mir.«

»Mehrere Leute zweifelten, dass Sie zu ihr gehen würden, wenn Sie das wüssten.«

»Dann kennen mich diese Leute nicht sehr gut«, sagte ich. »Tatsächlich wäre ich erst recht zu ihr gegangen, wenn ich es gewusst hätte. Was glauben Sie eigentlich? Nur weil Sie Lucy ein-, zweimal begegnet sind, meinen Sie mich zu kennen und alles Mögliche vorhersagen zu können.«

»Kay, Dr. Stvan hat darauf bestanden. Sie wollte es Ihnen aus gutem Grund selbst sagen. Sie hat nie irgendjemandem alle Details erzählt, nicht einmal diesem Kriminalkommissar, mit dem sie befreundet ist. Er konnte uns die Sachlage nur mehr oder weniger skizzieren.«

»Warum?«

»Wieder die Leute, die den Mörder schützen. Wenn sie es irgendwie herausgefunden und gedacht hätten, dass sie ihn gesehen hat, dann hätten sie ihr vielleicht etwas angetan. Oder ihrem Mann oder ihren zwei Kindern. Davor hatte sie Angst. Sie glaubt, dass Sie sie nicht hintergehen werden, indem sie mit jemandem darüber sprechen, der sie gefährden könnte. Aber wie viel sie Ihnen erzählen würde, wollte sie erst entscheiden, wenn Sie bei ihr wären.«

»Falls sie mir doch nicht vertrauen sollte.«

»Ich wusste, dass sie Ihnen vertrauen würde.«

»Verstehe. Ich habe meine Mission also erfüllt.«

»Warum sind Sie so ärgerlich über mich?«, fragte er.

»Weil Sie so überheblich sind.«

»Das ist nicht meine Absicht«, sagte er. »Ich will nur diesen Werwolf-Freak dingfest machen, bevor er wieder jemanden tötet und verstümmelt. Ich will wissen, was ihn ticken lässt.«

»Angst und Scheu«, sagte ich. »Leiden und Wut, weil er für etwas bestraft wurde, wofür er nichts konnte. Er litt allein. Und er ist intelligent genug, um das alles zu begreifen.«

»Am meisten sollte er seine Mutter hassen«, sagte Talley. »Vielleicht gibt er sogar ihr die Schuld.«

Sonnenlicht ließ sein Haar schimmern wie Ebenholz und fleckte die Ränder seiner Pupillen mit Gold. Ich sah seine Gefühle, bevor er sie wieder in ihr Versteck scheuchen konnte. Ich stand auf und schaute aus dem Fenster, weil ich ihn nicht ansehen wollte.

»Er muss die Frauen, denen er begegnet, hassen«, sagte Talley.

»Frauen, die er nie haben kann. Frauen, die vor Entsetzen schreien, wenn sie ihn oder seinen Körper sehen.«

»Am meisten hasst er sich selbst«, sagte ich.

»Ich an seiner Stelle täte es.«

»Sie haben unsere Reise bezahlt, nicht wahr, Jay?«

Er stand auf und lehnte sich gegen den Fensterrahmen.

»Nicht irgendeine große Firma, die diesem Hundertfünfund-sechziger-Kartell das Handwerk legen will«, fuhr ich fort und sah ihn an.

»Sie haben Dr. Stvan und mich zusammengebracht. Sie haben alles ermöglicht. Sie haben alles organisiert und dafür bezahlt.«, sagte ich, und je überzeugter ich davon wurde, desto größer wurde mein Unglauben. »Sie konnten das tun, weil Sie sehr reich sind. Weil Ihre Familie sehr reich ist. Deswegen haben Sie die Verbrechensbekämpfung als Beruf gewählt, stimmt's? Um nicht mehr reich zu sein. Und doch verhalten Sie sich und sehen aus wie jemand, der sehr reich ist.«

Einen Augenblick lang schien er verletzlich.

»Sie mögen es nicht, wenn nicht Sie es sind, der die Fragen stellt, nicht wahr?«, sagte ich.

»Es stimmt, ich wollte nicht wie mein Vater sein. Princeton, Clubs, in die richtige Familie heiraten, Kinder, alles, wie es sich gehört.«

Wir standen jetzt nebeneinander und blickten auf die Straße hinunter, als würde vor unserem Fenster etwas Interessantes passieren.

»Ich glaube nicht, dass Sie sich wirklich gegen Ihren Vater aufgelehnt haben«, sagte ich. »Sie halten sich selbst zum Narren, indem Sie sich konträr verhalten. Sicher, einen Polizeiausweis zu haben und eine Waffe und

einen Ohrring zu tragen ist konträr, wenn man in Harvard war und Millionär ist.«

»Warum erzählen Sie mir das?«

Er wandte sich mir zu, und wir standen so nahe beieinander, dass ich sein Aftershave riechen und seinen Atem spüren konnte.

»Weil ich morgen früh nicht aufwachen und feststellen will, dass ich Teil des konträren Drehbuchs bin, das Sie sich ausgedacht haben. Ich will nicht glauben müssen, dass ich das Gesetz gebrochen habe und jeden Eid, den ich in meinem Leben geschworen habe, nur weil Sie ein verwöhnter reicher Junge sind, dessen Idee von Konträr-Sein darin besteht, jemanden wie mich dazu zu ermutigen, etwas so Konträres zu tun, dass es meine Karriere ruinieren könnte. Was von meiner Karriere noch übrig ist. Und wofür ich vielleicht in einem verdammten französischen Gefängnis lande.«

»Ich würde Sie besuchen.«

»Das ist nicht komisch.«

»Ich bin nicht verwöhnt, Kay.«

Ich dachte an das Bitte-nicht-stören-Schild und die verriegelte Tür. Ich berührte seinen Hals und fuhr mit dem Finger an seinem starken Kinn entlang, dann zu seinem Mund. Ich hatte seit über einem Jahr nicht mehr den Bart eines Mannes auf meiner Haut gespürt. Ich fasste sein Gesicht mit beiden Händen und schob meine Finger durch sein dichtes Haar. Es war warm von der Sonne, und er sah mir in die Augen, wartete, was ich als Nächstes tun würde.

Ich zog ihn an mich. Ich küsste und berührte ihn aggressiv, fuhr mit den Händen über seinen harten perfekten Körper, während er mit meinen Kleidern kämpfte.

»Gott, bist du schön«, sagte er in meinen Mund. »Du hast mich in den Wahnsinn getrieben!« Er riss einen Knopf ab und verbog Haken. »Ich musste vor dem Generalsekretär herumsitzen und durfte dir nicht auf die Brüste starren.«

Er nahm sie in die Hände. Ich wollte es roh und grenzenlos. Ich wollte, dass die Gewalttätigkeit in mir die Gewalttätigkeit in ihm liebte, weil ich mich nicht an Benton erinnern wollte, der gewusst hatte, wie er mich langsam glatt wie einen Stein schleifen und durch erotische Wasser manövrieren konnte.

Ich zog Talley ins Schlafzimmer, und er war mir nicht gewachsen, weil ich Erfahrungen und Talente besaß, von denen er nichts wusste. Ich beherrschte ihn. Ich dominierte ihn. Ich bediente mich bei ihm, bis wir erschöpft und schweißnass waren.

Benton war in diesem Zimmer nicht anwesend. Aber hätte er gesehen, was ich gerade getan hatte, er hätte es verstanden.

Der Nachmittag schritt voran, wir tranken Wein und sahen zu, wie sich die Schatten an der Decke veränderten, als die Sonne des Tages überdrüssig wurde. Als das Telefon klingelte, nahm ich nicht ab. Als Marino gegen die Tür hämmerte, machte ich nicht auf. Als das Telefon erneut klingelte, schüttelte ich den Kopf.

»Marino, Marino«, sagte ich.

»Dein Leibwächter.«

»Diesmal hat er keine gute Arbeit geleistet«, sagte ich, während Talley so viel von mir in den Mund nahm, wie hineinpasste. »Ich werde ihn wohl feuern müssen.«

»Ich wünschte, du tätest es.«

»Sag mir, dass ich heute nicht noch eine Straftat begangen habe.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

Marino schien mich aufgegeben zu haben, und als es dunkel wurde, duschten Talley und ich zusammen. Er wusch mir das Haar und machte einen Witz über unseren Altersunterschied. Er meinte, das sei ein weiteres Beispiel dafür, wie konträr er wäre.

Ich meinte, wir sollten etwas essen gehen. »Wie wäre es mit dem Cafe Runtz?«, fragte er. »Ja?«

»Es ist, was die Franzosen chaleureux, ancien et familial nennen - anscheinend alt und familiär. Es ist neben der Opera-Comique, und an den Wänden hängen Fotos von Opernsängern.«

Ich dachte an Marino. Ich musste ihm sagen, dass ich nicht irgendwo in Paris verloren gegangen war.

»Es ist ein netter Spaziergang«, sagte Talley. »Ungefähr eine Viertelstunde. Höchstens zwanzig Minuten.«

»Ich muss erst mit Marino sprechen«, sagte ich. »Wahrscheinlich ist er in der Bar.«

»Soll ich ihn für dich suchen und ihn heraufschicken?«

»Ich bin sicher, das wüsste er sehr zu schätzen«, sagte ich.

Marino fand mich, bevor Talley ihn fand. Ich trocknete mir noch das Haar, als Marino vor meiner Tür stand, und seine Miene sagte mir, dass er wusste, warum ich für ihn nicht zu erreichen gewesen war.

»Wo zum Teufel bist du gewesen?«, sagte er, als er eintrat.

»Im Institut Medico-Legal.«

»Den ganzen Tag?«

»Nein, nicht den ganzen Tag«, sagte ich.

Marino warf einen Blick auf das Bett. Talley und ich hatten es gemacht, aber es sah nicht ganz so aus wie am Morgen, als das Zimmermädchen aufgeräumt hatte.

»Ich will ausgehen, um -« setzte ich an.

»Mit ihm«, sagte Marino sehr laut. »Ich wusste, dass das passieren würde. Ich kann's nicht fassen, dass du dich darauf eingelassen hast. Himmel Herrgott noch mal. Ich dachte, du stündest über -«

»Marino, das geht dich überhaupt nichts an«, sagte ich müde.

Er blockierte die Tür, Hände in die Hüften gestemmt wie ein strenges Kindermädchen. Er sah so lächerlich aus, dass ich lachen musste.

»Was ist los mit dir?«, rief er. »Im einen Augenblick hast du Bentons Autopsiebericht und im nächsten vögelst du mit diesem Playboy herum, mit diesem verwöhnten Rotzbengel! Du konntest nicht einmal vierundzwanzig Stunden warten, Doc! Wie konntest du Benton das bloß antun?«

»Marino, sprich um Himmels willen leiser. In diesem Zimmer wurde schon genug geschrien.«

»Wie konntest du bloß?« Er sah mich angewidert an, als wäre ich eine Hure. »Du kriegst diesen Brief und lädst Lucy und mich ein, und letzte Nacht hast du hier gesessen und geweint. Und jetzt? Alles nicht passiert? Du fängst einfach von vorn an, als ob nichts

geschehen wäre? Mit einem schwuchteligen Schürzenjäger?«

»Bitte geh jetzt.« Ich hatte genug.

»Oh nein.« Er begann, auf und ab zu wandern, und drohte mir mit dem Finger. »Oh nein. Ich gehe nirgendwohin. Wenn du mit dem hübschen Jungen vögeln willst, kannst du es gleich vor meinen Augen tun. Weißt du warum? Weil ich es nicht zulassen werde. Jemand muss hier das Richtige tun, und wie es ausschaut, bin ich das.«

Er ging auf und ab und wurde mit jedem Wort zorniger.

»Es geht nicht darum, ob du etwas zulässt oder nicht.« Meine Wut steigerte sich. »Wer zum Teufel glaubst du eigentlich, dass du bist, Marino? Misch dich nicht in mein Leben ein.«

»Der arme Benton. Verdammt gut, dass er tot ist, was? Beweist nur, wie sehr du ihn geliebt hast.«

Er blieb stehen und streckte mir seinen Finger ins Gesicht.

»Und ich habe gedacht, du wärst anders! Was hast du getan, wenn Benton nicht hingesehen hat? Das würde ich gern wissen!

Und die ganze Zeit über hast du mir Leid getan.«

»Verschwinde sofort aus meinem Zimmer.« Mit meiner Selbstbeherrschung war es vorbei. »Du gottverdammtes eifersüchtiges Arschloch! Wie kannst du es nur wagen, meine Beziehung zu Benton auch nur zu erwähnen? Was weißt du schon? Nichts, Marino. Er ist tot. Er ist seit über einem Jahr tot, Marino. Und ich bin nicht tot, und du bist es auch nicht.«

»Im Augenblick wünschte ich, du wärest es.«

»Du klingst wie Lucy, als sie zehn war.«

Er marschierte aus dem Zimmer und schlug die Tür so fest zu, dass die Bilder an der Wand und der Kronleuchter wackelten.

Ich griff zum Telefon und rief die Rezeption an.

»Ist ein Jay Talley in der Lobby?«, fragte ich. »Groß, dunkelhaarig, jung. Er trägt eine beige Lederjacke und Jeans.«

»Ja, ich sehe ihn, Madame.«

Sekunden später war Talley am Apparat.

»Marino ist gerade hier rausgestürmt«, sagte ich. »Er darf dich nicht sehen, Jay. Er ist völlig durchgeknallt.«

»Er kommt gerade aus dem Aufzug. Du hast Recht. Er sieht ein bisschen durchgeknallt aus. Ich lege jetzt auf.«

Ich rannte, so schnell ich konnte, aus dem Zimmer, durch den Flur und die Treppen hinunter, ignorierte die erstaunten Blicke von gut gekleideten, zivilisierten Menschen, die gemächlichen Schritts einherschlenderten und im Grand Hotel von Paris keine Faustkämpfe veranstalteten. Ich wurde langsamer, als ich die Lobby erreichte, außer Atem und mit brennenden Lungen, und entsetzt mit ansah, wie Marino auf Talley losging und zwei Pagen und ein Portier einzuschreiten versuchten. Ein Mann an der Rezeption wählte hektisch eine Nummer, vermutlich die der Polizei.

»Marino, nein!«, rief ich laut und selbstsicher, als ich zu ihm lief.

»Marino, nein!« Ich fasste ihn am Arm.

Seine Augen waren glasig, und er schwitzte. Gott sei Dank, dass er keine Waffe hatte, denn er hätte sie womöglich benutzt. Ich hielt ihn am Arm fest, während Talley gestikulierte und auf Französisch allen versicherte, dass alles in Ordnung sei, und bat, die Polizei nicht zu verständigen. Ich führte Marino an der Hand durch die Lobby wie eine Mutter, die ihren kleinen Sohn wegen schlechten Benehmens zurechtweisen will. Ich führte ihn an Portiers und teuren Wagen vorbei hinaus auf den Gehsteig, wo ich stehen blieb.

»Hast du eine Ahnung, was du da tust?«, fragte ich ihn.

Er wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht. Er atmete so schwer, dass er keuchte. Mir ging durch den Sinn, dass er vielleicht einen Herzinfarkt haben könnte.

»Marino.« Ich schüttelte ihn am Arm. »Hör mir zu. Was du da drin gerade getan hast, ist unglaublich. Talley hat dir nichts getan. Ich habe dir nichts getan.«

»Vielleicht springe ich nur für Benton ein, weil er nicht mehr da ist, um es selbst zu tun«, sagte Marino mit tonloser, erschöpfter Stimme.

»Nein. Du wolltest auf Carrie Grethen und Joyce einschlagen.

Sie willst du verprügeln, verletzen, umbringen.« Er atmete tief ein und aus.

»Meinst du, ich wüsste nicht, was du tust?«, fuhr ich mit fester leiser Stimme fort.

Leute gingen an uns vorbei wie Schatten. Licht fiel aus belebten Restaurants und Cafes, die kleinen Tische draußen waren alle besetzt.

»Du musst es an jemandem auslassen«, sagte ich. »So funktioniert das. Und an wem? Carrie und Joyce sind tot.«

»Du und Lucy - ihr habt die verfluchten Wichser wenigstens umgebracht. Ihre verdammten Ärsche aus der Luft geschossen.«

Marino begann zu schluchzen. »Komm«, sagte ich.

Ich hakte mich bei ihm unter, und wir gingen los.

»Ich habe sie nicht umgebracht«, sagte ich. »Nicht dass ich gezögert hätte, Marino. Aber Lucy hat abgedrückt. Und weißt du was? Ihr geht es deswegen auch nicht besser. Sie ist voll schwelendem Hass und schlägt und schießt sich einen Weg durchs Leben. Auch sie wird ihren Tag der Abrechnung erleben. Und heute ist deiner. Jetzt lass los.«

»Warum hast du es mit ihm gemacht?«, fragte er mit leiser, schmerzerfüllter Stimme, als er sich mit dem Arm über die Augen fuhr. »Wieso, Doc? Warum er?«

»Niemand ist gut genug für mich, ist es das?«, sagte ich.

Darüber musste er nachdenken.

»Und niemand ist genug für dich. Niemand ist so gut wie Doris.

Als sie sich von dir scheiden ließ, war das ein Schlag für dich, stimmt's? Und ich habe immer geglaubt, dass keine der Frauen, mit denen du seither zusammen warst, ihr auch nur annäherungsweise das Wasser reichen konnte. Aber wir müssen es versuchen, Marino. Wir müssen leben.«

»Ja, und sie haben mir alle den Laufpass gegeben. Diese Frauen, die nicht gut genug für mich waren.«

»Sie haben dir den Laufpass gegeben, weil sie alle nur Kegelbahn-Flittchen waren.«

Er lächelte im Dunkeln.

37

Die Straßen von Paris erwachten zum Leben und wurden geschäftig, als Talley und ich zum Cafe Runtz gingen. Die Luft war kühl und fühlte sich angenehm an auf meinem Gesicht, aber ich war wieder voller Ängste und Zweifel. Ich wünschte, ich wäre nie nach Frankreich gekommen. Als wir den Place de l'Opera überquerten und er nach meiner Hand fasste, wünschte ich, ich wäre Jay Talley nie begegnet.

Seine Finger waren warm und stark und schlank, und ich hätte nie gedacht, dass ein so zärtlicher Ausdruck der Zuneigung mich schockieren und abstoßen würde, wo das, was wir vor ein paar Stunden in meinem Hotelzimmer getrieben hatten, es nicht getan hatte. Ich schämte mich.

»Du sollst wissen, dass du mir etwas bedeutest«, sagte er. »Ich bin nicht hinter Frauen her. Beziehungen für eine Nacht interessieren mich nicht. Es ist mir wichtig, dass du das weißt.«

»Verliebe dich nicht in mich, Jay.« Ich blickte zu ihm auf.

Sein Schweigen sagte alles darüber, wie er sich bei meinen Worten fühlte.

»Jay, ich will damit nicht sagen, dass mir nichts an dir liegt.« »Das Cafe wird dir gefallen«, sagte er. »Es ist ein Geheimtipp.

Du wirst schon sehen. Es wird nur Französisch gesprochen, und wenn du kein Französisch kannst, musst du auf die Speisekarte zeigen oder dein Wörterbuch herausholen, und die Besitzerin wird sich über dich amüsieren. Odette ist sehr zurückhaltend, aber auch sehr nett.«

Ich hörte kaum auf ihn.

»Sie und ich haben ein Übereinkommen. Wenn sie freundlich ist, gehe ich regelmäßig in ihr Restaurant. Wenn ich freundlich bin, darf ich regelmäßig in ihr Restaurant kommen.«

»Ich will, dass du mir zuhörst«, sagte ich und lehnte mich an seinen Arm. »Das Letzte, was ich will, ist jemandem wehtun. Ich wollte dir nicht wehtun. Und trotzdem habe ich es schon getan.«

»Wie sollte ich verletzt sein? Der Nachmittag war unglaublich.«

»Ja, so war es«, sagte ich. »Aber -«

Er blieb auf dem Gehsteig stehen und sah mir in die Augen, während Leute um uns herumgingen und das Licht in den Geschäften die Dunkelheit ungleichmäßig

musterte. Ich fühlte mich wund und lebendig, wo er mich berührt hatte.

»Ich verlange nicht, dass du mich liebst«, sagte er.

»Das ist auch nicht etwas, was man verlangen sollte.«

Wir gingen weiter.

»Ich weiß, dass du Liebe nicht großzügig verteilst, Kay«, sagte er.

»Die Liebe ist dein Loup-Garou. Das Ungeheuer, das du fürchtest. Und ich verstehe auch warum. Sie hat dich dein ganzes Leben lang verfolgt und dir wehgetan.«

»Versuch nicht, mich zu analysieren. Versuch nicht, mich zu ändern, Jay.«

Leute stießen uns an, als sie an uns vorbeidrängten.

Ein paar gepiercte Teenager mit gefärbten Haaren rempelten uns an und lachten. Eine kleine Menschenmenge starrte und zeigte auf ein nahezu lebensgroßes gelbes Doppeldeckerflugzeug, das auf dem Grand-Marnier-Gebäude stand und für eine Ausstellung von Breitling-Uhren warb. Kastanien rochen verbrannt.

»Ich habe niemanden angerührt, seit Benton gestorben ist«, sagte ich. »Jetzt weißt du, auf welcher Stufe in meiner Nahrungskette du angesiedelt bist, Jay.«

»Ich wollte nicht grausam sein.«

»Ich fliege morgen früh nach Hause zurück.«

»Ich wünschte, du würdest bleiben.«

»Ich habe eine Mission, erinnerst du dich?«, sagte ich.

Zorn kroch aus seinem Versteck, und als Talley erneut meine Hand nehmen wollte, entzog ich sie ihm.

»Oder sollte ich sagen, ich stehle mich morgen früh nach Hause«, sagte ich. »Mit einer Aktentasche voller illegaler Beweismittel, die noch dazu ein biologisches Risiko darstellen. Ich befolge meine Befehle und werde versuchen, DNS von den Abstrichen zu kriegen. Und sie mit der DNS des nicht identifizierten Toten vergleichen. Und eventuell feststellen, dass er und der Mörder Brüder sind. In der Zwischenzeit hat die Polizei vielleicht Glück und findet einen Werwolf in den Straßen, und der wird euch alles über das Chandonne-Kartell erzählen. Und bis dahin werden vielleicht nur zwei oder drei weitere Frauen abgeschlachtet.«

»Bitte, sei nicht so verbittert«, sagte Jay.

»Verbittert? Ich sollte nicht verbittert sein?«

Wir bogen vom Boulevard des Itahens in die Rue Favard.

»Ich sollte nicht verbittert sein, wenn ich hierher geschickt wurde, um ein Problem zu lösen - wenn ich ein Faustpfand in einem Plan war, von dem ich nichts wusste?«

»Es tut mir Leid, dass du es so siehst«, sagte er.

»Wir sind nicht gut füreinander«, sagte ich.

Das Cafe Runtz war klein und ruhig, auf den Tischen grün karierte Tischdecken und grüne Gläser. Rote Lampen glühten, und auch der Kronleuchter war rot. Odette mixte an der Bar einen Drink, als wir eintraten. Ihre Art, Talley zu begrüßen, bestand darin,

verzweifelt die Hände zu heben und ihn zu auszuschimpfen.

»Sie wirft mir vor, zwei Monate lang nicht gekommen zu sein und jetzt nicht angerufen zu haben, bevor wir kommen«, übersetzte er für mich.

Er beugte sich über den Tresen und küsste sie zur Wiedergutmachung auf beide Wangen. Obwohl das Cafe überfüllt war, schaffte sie es, uns an einen ausgesuchten Tisch in einer Ecke zu setzen, nur weil Talley diese Wirkung auf Menschen hatte. Er war es gewöhnt, zu bekommen, was er wollte. Er bestellte einen roten Santenay, weil er wusste, wie gern ich Burgunder trank, obwohl ich mich nicht erinnerte, wann und ob ich es ihm überhaupt erzählt hatte. Ich war mir mittlerweile nicht mehr sicher, was er bereits über mich gewusst und was ich ihm erzählt hatte.

»Mal sehen«, sagte er mit dem Blick auf der Speisekarte. »Ich empfehle die elsässischen Spezialitäten. Als Vorspeise? Der salade de gmyere - geriebener Gruyere, der aussieht wie Pasta auf grünem Salat und Tomaten. Aber der macht satt.«

»Vielleicht esse ich dann nur den«, sagte ich, da ich keinen Appetit verspürte.

Er langte in seine Jackentasche und holte eine kleine Zigarre und einen Zigarrenschneider heraus.

»Das hilft, damit ich weniger Zigaretten rauche«, erklärte er.

»Möchtest du eine?«

»Alle hier rauchen zu viel. Es ist Zeit, dass ich wieder aufhöre«, sagte ich.

»Sie sind sehr gut.« Er schnitt die Spitze ab. »In Zucker getaucht.

Diese hier ist mit Vanillegeschmack, ich habe aber auch Zimt und Sambuca.« Er entfachte ein Streichholz. »Aber Vanille mag ich am liebsten.« Er paffte. »Du solltest es wirklich probieren.«

Er hielt sie mir hin.

»Nein, danke«, sagte ich.

»Ich bestelle sie bei einem Großhändler in Miami«, fuhr er fort, machte eine ausholende Geste mit der Zigarre und warf den Kopf zurück, um den Rauch auszustoßen. »Cojimars. Nicht zu verwechseln mit Cohibas, die wunderbar schmecken, aber illegal sind, wenn sie aus Kuba stammen, im Gegensatz zu denen aus der Dominikanischen Republik. Illegal in den USA zumindest. Und das weiß ich, weil ich beim ATF bin. Ja,

Ma'am, ich weiß Bescheid über Alkohol, Tabak und Feuerwaffen.«

Er hatte sein erstes Glas Wein bereits geleert. »Die drei Rs. Rennen, Rennen und Rennen. Je davon gehört? Das lernt man in der Schule der harten Schläge.« Er füllte sein Glas aufs Neue und schenkte mir nach. »Wenn ich zurück in die Staaten ginge, könnte ich dich dann sehen? Rein hypothetisch, was würde passieren, wenn ich mich sagen wir mal nach Washington versetzen lassen würde?« »Das habe ich nicht gewollt«, sagte ich. Tränen schossen ihm in die Augen, und er blickte schnell weg.

»Das habe ich nicht gewollt. Es ist meine Schuld«, sagte ich leise.

»Schuld?«, sagte er. »Schuld? Ich wusste nicht, dass Schuld etwas damit zu tun hat. Als ob es sich um ein Vergehen handeln würde.«

Er lehnte sich vor und lächelte selbstgefällig, als wäre er ein Kriminalpolizist, dem ich auf eine Trickfrage die falsche Antwort gegeben hatte.

»Schuld. Hmmmm«, sagte er und blies Rauch aus.

»Jay, du bist so jung«, sagte ich. »Eines Tages wirst du verstehen -«

»Für mein Alter kann ich nichts«, unterbrach er mich in einem Tonfall, der Blicke auf uns zog. »Und außerdem lebst du in Frankreich.« »Es gibt schlimmere Orte.«

»Du kannst mit Worten jonglieren, so viel du willst, Jay«, sagte ich. »Aber die Wirklichkeit holt die Menschen immer ein.«

»Es tut dir Leid, nicht wahr?« Er lehnte sich wieder zurück. »Ich weiß so viel über

dich, und dann begehe ich so eine Dummheit.«

»Ich habe nicht gesagt, dass es eine Dummheit war.« »Es liegt daran, dass du noch nicht bereit bist.« Auch ich wurde langsam ärgerlich.

»Woher willst du wissen, ob ich bereit bin oder nicht?«, sagte ich.

Der Kellner kam, um unsere Bestellung aufzunehmen, und entfernte sich diskret wieder. »Du verbringst zu viel Zeit in meinen Gedanken und vielleicht zu wenig in deinen eigenen.«

»Okay. Mach dir keine Sorgen. Ich werde nie wieder versuchen, deine Gefühle oder Gedanken vorwegzunehmen.«

»Ah. Du reagierst gereizt«, entgegnete ich. »Endlich verhältst du dich deinem Alter entsprechend.«

In seinen Augen funkelte es. Ich nippte an meinem Wein. Er trank sein zweites Glas aus.

»Auch mir steht Respekt zu«, sagte er. »Ich bin kein Kind mehr.

Was war das heute Nachmittag, Kay? Sozialarbeit? Wohltätigkeit? Sexualkundeunterricht? Bin ich ein Pflegefall?«

»Vielleicht sollten wir nicht gerade hier darüber reden«, meinte ich.

»Oder vielleicht hast du mich auch nur benutzt«, fuhr er fort.

»Ich bin zu alt für dich. Bitte, sprich leiser.«

»Alt ist meine Mutter, meine Tante. Die taube Witwe, die neben mir wohnt, die ist alt.«

Mir wurde klar, dass ich keine Ahnung hatte, wo Talley wohnte.

Ich hatte nicht einmal seine private Telefonnummer.

»Alt bist du, wenn du dich so verhältst wie jetzt, nämlich arrogant und von oben herab und feige«, sagte er und hob das Glas.

»Feige? Ich wurde schon viel genannt, aber noch nie feige.«

»Emotional bist du feige.« Er trank, als müsste er ein Feuer löschen. »Deswegen warst du mit ihm zusammen. Er stellte keine Gefahr dar. Mir egal, wie sehr du ihn angeblich geliebt hast. Er war nicht gefährlich.«

»Sprich nicht über etwas, wovon du nichts weißt«, warnte ich ihn und begann zu zittern.

»Weil du Angst hast. Du hast Angst, seitdem dein Vater gestorben ist, seitdem du meinst, dass du anders bist als alle anderen, weil du tatsächlich anders bist als alle anderen, und das ist der Preis, den Leute wie wir zahlen müssen. Wir sind etwas Besonderes. Wir sind einsam, glauben aber nicht, dass das daran liegt, dass wir etwas Besonderes sind. Wir glauben, dass mit uns etwas nicht stimmt.«

Ich legte meine Serviette auf den Tisch und schob meinen Stuhl zurück.

»Das ist das Problem mit Arschlöchern, die Informationen über andere Leute sammeln«, sagte ich mit leiser, ruhiger Stimme. »Ihr eignet euch die Geheimnisse, Schätze, Tragödien und Ekstasen eines Menschen an,

als gehörten sie euch. Zumindest habe ich ein Leben. Zumindest lebe ich nicht als Voyeur durch andere Leute, die ich nicht kenne. Zumindest bin ich kein Spion.«

»Ich bin kein Spion«, sagte er. »Mein Job bestand darin, so viel wie möglich über dich herauszufinden.«

»Und das ist dir außerordentlich gut gelungen«, sagte ich getroffen. »Vor allem heute Nachmittag.«

»Bitte geh nicht«, sagte er, als er über den Tisch nach meiner Hand griff.

Ich wandte mich um und verließ das Restaurant, während andere Gäste mir nachstarrten. Jemand lachte und machte eine Bemerkung, die nicht übersetzt werden musste, damit ich sie verstand. Es lag auf der Hand, dass der gut aussehende junge Mann mit

seiner älteren Freundin gestritten hatte. Vielleicht war er auch ihr Gigolo.

Es war fast halb zehn und ich marschierte entschlossen in Richtung meines Hotels, während es schien, dass alle anderen in der Stadt ausgingen. Eine Polizistin mit weißen Handschuhen regelte den Verkehr. Ich wartete in einer großen Menge, um den Boulevard des Capucines zu überqueren. Die Luft hallte wider von Stimmen, der Mond strahlte kalt. Vom Duft der Crepes und Beignets und Kastanien wurde mir das Herz schwer und schwindlig.

Ich hastete dahin wie ein Flüchtling, der nicht eingefangen werden wollte, und doch blieb ich an Straßenecken stehen, weil ich geschnappt werden wollte. Talley kam mir nicht nach. Als ich atemlos und verwirrt im Hotel anlangte, konnte ich weder die Vorstellung, Marino zu begegnen noch in mein Zimmer zu gehen, ertragen.

Ich stieg in ein Taxi, weil ich noch eine Sache zu erledigen hatte.

Ich würde es allein und nachts tun, weil ich verzweifelt und leichtsinnig war.

»Ja?«, sagte der Fahrer und drehte sich zu mir um. »Madame?«

Ich kam mir vor, als wären Teile von mir durcheinander geraten, und ich wusste nicht, wohin ich sie stecken sollte, weil ich mich nicht erinnern konnte, wo sie zuvor gewesen waren.

»Sprechen Sie Englisch?«, fragte ich.

»Ja.«

»Kennen Sie sich aus in der Stadt? Können Sie mir immer sagen, wo wir sind?« »Wo wir sind? Sie meinen jetzt?« »Während wir fahren«, sagte ich.

»Ich bin Ihr Fremdenführer?« Das fand er sehr komisch. »Ich lebe hier. Wohin möchten Sie?«

»Wissen Sie, wo das Leichenschauhaus ist? An der Seine in der Nähe des Gare de Lyon?«

»Dort wollen Sie hin?« Wieder drehte er sich zu mir um und runzelte die Stirn.

»Ich werde dorthin wollen. Aber zuerst möchte ich auf die Ile Saint-Louis«, sagte ich und sah mich nach Talley um, während meine Hoffnung so dunkel wurde wie die Straße.

»Was?« Mein Fahrer lachte, als wäre ich völlig übergeschnappt.

»Sie wollen zum Leichenschauhaus und zur Ile Saint-Louis? Gibt's da eine Verbindung? Ist ein Reicher gestorben?« Ich

begann mich über ihn zu ärgern. »Bitte«, sagte ich. »Fahren wir los.« »Okay, natürlich. Wie Sie wollen.«

Auf dem Kopfsteinpflaster machten die Reifen ein Geräusch wie Kesselpauken, und das Licht der Straßenlampen spiegelte sich auf der Seine wie ein Schwarm Silberfische. Ich wischte die beschlagene Fensterscheibe ab und öffnete sie, damit ich besser sehen konnte, als wir über die Pont Louis-Philippe auf die Insel fuhren. Sofort erkannte ich die Häuser aus dem siebzehnten Jahrhundert wieder, die einst die Stadthäuser des Adels gewesen waren. Ich war schon einmal mit Benton hier gewesen.

Wir waren durch die engen Kopfsteinpflastergassen spaziert und hatten manche der Schilder an den Mauern gelesen, auf denen stand, wer einst hier gelebt hatte. Wir hatten im Freien Kaffee getrunken und Eis

bei Berthillon gekauft. Ich sagte dem Fahrer, er solle die Insel umrunden.

Überall standen großartige Gebäude aus verwittertem Kalkstein mit gusseisernen Balkonen. Fenster waren erleuchtet, und ich sah Balken, Bücherregale und Gemälde, aber keine Menschen.

Es war, als wäre die Elite, die hier lebte, für die gewöhnlichen Sterblichen unsichtbar.

»Haben Sie von der Familie Chandonne gehört?«, fragte ich den Fahrer.

»Aber natürlich«, antwortete er. »Wollen Sie sehen, wo sie wohnt?«

»Bitte«, sagte ich voller böser Ahnungen.

Er fuhr zum Quai d'Orleans, an dem Haus vorbei, in dem Pompidou gestorben war, und auf den Quai de Bethune in Richtung der

östlichen Spitze der Insel. Ich kramte in meiner Tasche und holte ein Fläschchen Advil heraus.

Das Taxi blieb stehen. Ich spürte, dass dem Fahrer nicht daran gelegen war, noch näher an das Haus der Chandonnes heranzufahren.

»Dort um die Ecke«, sagte er, »dann gehen Sie zum Quai d'Anjou. Dort sehen Sie Türen mit geschnitzten Gämsen. Das ist die Residenz der Chandonnes, so muss man es wohl nennen. Selbst die Abflussrohre sind Gämsen. Wirklich beachtlich. Sie können es nicht übersehen. Und halten Sie sich fern von der Brücke am rechten Ufer«, sagte er. »Darunter treiben sich die Obdachlosen und Homosexuellen herum. Das ist gefährlich.«

Das hötel particulier, in dem die Familie Chandonne seit hunderten von Jahren lebte, war ein vierstöckiges Stadthaus mit

mehreren Dachgauben und einem Oeil de Boeuf oder Bullauge im Dach. Die Tür war aus dunklem Holz, kunstvoll verziert mit geschnitzten Gämsen, und vergoldete schnellfüßige Gämsen bildeten Abflussrohre.

Ich bekam eine Gänsehaut, kauerte mich in den Schatten und starrte über die Straße auf die Höhle, die das Monster, das sich Loup-Garou nannte, hervorgebracht hatte. Durch die Fenster funkelten Kronleuchter, und in Bücherregalen standen hunderte von Büchern. Ich erschrak, als ich plötzlich eine Frau in einem Fenster sah. Sie war unglaublich dick und trug ein dunkelrotes Abendkleid mit weiten Ärmeln aus Seide oder Satin.

Ich schaute sie unverwandt an.

Ihre Miene zeugte von Ungeduld, ihre Lippen bewegten sich schnell, als sie mit jemandem sprach, und nahezu augenblicklich

tauchte ein Mädchen mit einem Likörglas auf einem kleinen silbernen Tablett auf. Madame Chandonne oder wer immer diese Frau war, nippte an ihrem Drink und zündete sich mit einem silbernen Feuerzeug eine Zigarette an, bevor sie sich vom Fenster entfernte.

Ich ging bis zur Inselspitze, die einen knappen Block entfernt war, und von dem kleinen Park dort konnte ich gerade noch die Silhouette des Leichenschauhauses ausmachen. Es befand sich nur ein paar Kilometer flussaufwärts auf der anderen Seite der Pont Sully. Ich blickte auf die Seine hinaus und stellte mir vor, dass der Mörder der Sohn der fetten Frau war, die ich gerade gesehen hatte, dass er jahrelang hier nackt gebadet hatte, ohne dass sie es wusste, sein langes helles Haar vom Mondlicht beschienen.

Ich stellte mir vor, wie er nach Einbruch der Dunkelheit sein vornehmes Zuhause

verließ und in diesen Park ging, um in dem Wasser zu baden, von dem er hoffte, dass es ihn heilen würde.

Wie viele Jahre lang war er in dieses kalte schmutzige Wasser gewatet? Ich fragte mich, ob er sich am rechten Ufer herumgetrieben hatte, wo er die Menschen, die der Gesellschaft ebenso entfremdet waren wie er, beobachtete, sich vielleicht sogar unter sie mischte.

Eine Treppe führte von der Straße zum Kai hinunter, und der Wasserstand war so hoch, dass der nach Abwässern riechende Fluss schmutzig über die alten Steine schwappte. Die Seine führte Hochwasser wegen des vielen Regens, die Strömung war stark, und gelegentlich schwamm eine Ente vorbei, obwohl Enten nachts eigentlich nicht schwimmen sollten. Gusseiserne Gaslampen glühten und warfen Muster goldener Flecken auf das Wasser.

Ich schraubte das Advil-Fläschchen auf und leerte die Tabletten auf den Boden. Vorsichtig tastete ich mich die nassen glitschigen Steinstufen zum Kai hinunter. Ich spülte das Fläschchen aus und füllte es mit eiskaltem Wasser. Dann schraubte ich den Deckel wieder auf und kehrte zum Taxi zurück. Mehrmals sah ich mich nach dem Haus der Chandon-nes um und rechnete halbwegs damit, dass ein Mitglied des Verbrecherkartells mir nachsetzen würde.

»Fahren Sie mich jetzt bitte zum Leichenschauhaus«, sagte ich zum Fahrer.

Es war dunkel, und Stacheldraht, der mir tagsüber nicht aufgefallen war, reflektierte das Licht vorbeifahrender Autos.

»Fahren Sie auf den Parkplatz«, sagte ich.

Er bog vom Quai de la Rapee auf den kleinen Parkplatz hinter dem Gebäude, wo

früher am Tag die Leichenwagen gestanden hatten und das trauernde Paar auf der Bank gewartet hatte. Ich stieg aus.

»Bleiben Sie hier«, sagte ich zum Fahrer. »Ich will mich nur kurz umsehen.«

Sein Gesicht war blass, und als ich ihn mir näher ansah, bemerkte ich, dass es voller Falten war und ihm mehrere Zähne fehlten. Er wirkte beunruhigt, sein Blick schweifte umher, als würde er überlegen, einfach davonzubrausen.

»Ist schon in Ordnung«, sagte ich zu ihm, als ich mein Notizbuch aus der Tasche nahm.

»Ach, Sie sind Journalistin«, sagte er erleichtert. »Sie arbeiten an einer Geschichte.«

»Ja, genau.«

Er grinste und hing halb aus dem offenen Fenster. »Ich hab mir schon Sorgen gemacht, Madame! Ich dachte, Sie wären vielleicht eine Art Leichen fressender Geist!« »Bin gleich wieder da«, sagte ich.

Ich schlenderte herum, spürte die feuchten, kalten alten Steine und die Luft, die vom Fluss heraufzog. Ich suchte die Dunkelheit der tiefen Schatten und interessierte mich für jedes Detail, als wäre ich er. Dieser Ort musste ihn fasziniert haben. Es war die Halle der Unehre, in der die Trophäen seiner Mordtaten ausgestellt waren, sie musste ihn an seine unantastbare Immunität erinnern. Er konnte tun, was immer er wollte, wann immer es ihm beliebte, und alle Beweise der Welt zurücklassen, und nichts konnte ihm etwas anhaben.

Wahrscheinlich hatte er in zwanzig, dreißig Minuten von seinem Haus zum Leichenschauhaus gehen können, und ich

stellte mir vor, wie er hier im Park saß, das alte Klinkergebäude anstarrte und sich ausmalte, was darin getan wurde, welche Arbeit er für Dr. Stvan herangeschafft hatte. Ich fragte mich, ob ihn der Geruch nach Tod erregt hatte.

Eine leichte Brise berührte die Akazien und meine Haut, als ich im Geist noch einmal durchging, was Dr. Stvan mir über den Mann erzählt hatte, der vor ihrer Tür gestanden hatte. Er war gekommen, um sie zu töten, und es war ihm nicht gelungen.

Am nächsten Tag war er hier gewesen und hatte ihr eine Nachricht hinterlassen.

Pas la police Vielleicht stellten wir uns seinen Modus ope-randi viel zu kompliziert vor.

Pas de probleme. Le Loup-Garou.

Vielleicht empfand er einfach nur eine rasende mörderische Lust, die er nicht kontrollieren konnte. War das Monster in ihm einmal geweckt, hatte er keine Wahl mehr. Ich war sicher, dass er Dr. Stvan umgebracht hätte, wäre er noch in Frankreich. Als er nach Richmond geflohen war, hatte er möglicherweise gedacht, dass er sich eine Weile würde beherrschen können. Und vielleicht hatte er sich auch ein paar Tage beherrscht. Oder er hatte Kim Luong die ganze Zeit beobachtet und von ihr fantasiert, bis er dem mörderischen Trieb nicht mehr widerstehen konnte.

Ich eilte zu meinem Taxi zurück. Die Fenster waren so beschlagen, dass ich nicht hineinsehen konnte. Ich riss die Tür auf, die Heizung lief auf Hochtouren, der Fahrer döste. Er setzte sich erschrocken auf und fluchte.

38

Die Concorde verließ um elf Uhr vormittags den Flughafen Charles de Gaulle und landete m New York um acht Uhr fünfundvierzig - bevor wir losgeflogen waren, wenn man so wollte. Schrecklich durcheinander betrat ich nachmittags mein Haus, mein Körper vom Jetlag erschöpft, meine Nerven vollkommen zerwühlt. Das Wetter wurde schlechter, überfrierender Regen und Schneeregen waren vorausgesagt, und ich musste noch einige Besorgungen machen, Marino fuhr mit seinem großen Pickup nach Hause.

Ukrops war leer gekauft, denn wann immer Graupel oder Schnee drohte, verloren die Bewohner von Richmond den Verstand. Sie glaubten, verhungern oder verdursten zu müssen, und als ich zur Backwarenabteilung

kam, war kein einziger Laib Brot mehr zu haben. Es gab weder Truthahn noch Schinken, und ich kaufte, was immer ich fand, denn ich rechnete damit, dass Lucy eine Weile bei mir bleiben würde.

Um kurz nach sechs machte ich mich auf den Heimweg und parkte den Wagen vor dem Haus, weil ich nicht die Energie hatte, in die Garage zu fahren. Die fedrigen weißen Wolken vor dem Mond sahen einen Augenblick lang aus wie ein Totenschädel, dann veränderten sie die Form und zogen weiter, da ein heftiger Wind wehte. Die Bäume flüsterten und knarzten. Ich fühlte mich unwohl, und mein Körper schmerzte, als würde ich krank werden, und da Lucy wieder nicht zu Hause war und auch nicht anrief, wurde ich zunehmend besorgter.

Ich nahm an, dass sie im MCV war, doch als ich in der orthopädischen Abteilung anrief, sagte man mir, dass sie seit dem

gestrigen Vormittag nicht mehr da gewesen sei. Ich wurde panisch, schritt im großen Zimmer auf und ab und dachte nach. Es war fast zehn Uhr abends, als ich wieder ins Auto stieg und ins Zentrum fuhr, meine Nerven so angespannt, dass ich glaubte, sie würden jeden Augenblick reißen.

Ich wusste, dass Lucy möglicherweise nach D.C. zurückgekehrt war, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie mir dann nicht wenigstens eine Nachricht hinterlassen hätte. Wann immer sie wortlos verschwand, bedeutete das nichts Gutes. Ich nahm die Ausfahrt an der Ninth Street und fuhr durch die leeren Straßen und mehrere Parkdecks des Krankenhauses, bevor ich einen Parkplatz fand. Ich griff mir einen Laborkittel vom Rücksitz meines Wagens.

Die orthopädische Abteilung befand sich im neuen Trakt des Krankenhauses, und als ich vor dem Zimmer stand, zog ich den Kittel

an und öffnete die Tür. Neben dem Bett saß ein Paar, von dem ich annahm, dass es sich um Jos Eltern handelte. Ich ging zu ihnen. Jos Kopf war bandagiert, ihr Bein steckte in einem Streckverband, aber sie war wach und sah mich an.

»Mr. und Mrs. Sanders?«, sagte ich. »Ich bin Dr. Scarpetta.«

Wenn ihnen mein Name etwas sagte, ließen sie es sich nicht anmerken, aber Mr. Sanders stand höflich auf und schüttelte mir die Hand.

»Freut mich, Sie kennen zu lernen«, sagte er.

Er war überhaupt nicht so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Wie Jo die rigiden Einstellungen ihrer Eltern beschrieben hatte, hatte ich strenge Mienen und Blicke erwartet, die alles sofort taxierten. Aber Mr. und Mrs.

Sanders waren übergewichtig, wirkten altmodisch und hatten nichts Furchterregendes an sich. Sie reagierten sehr höflich, sogar schüchtern, als ich mich nach ihrer Tochter erkundigte. Jo starrte mich weiterhin mit einem flehentlichen Blick an.

»Würden Sie mich einen Augenblick lang mit der Patientin allein lassen?«, fragte ich sie.

»Natürlich«, sagte Mrs. Sanders.

»Jo, du tust, was die Frau Doktor sagt«, mahnte Mr. Sanders seine Tochter.

Sie gingen hinaus, und kaum hatten sie die Tür geschlossen, füllten sich Jos Augen mit Tränen. Ich beugte mich zu ihr und küsste sie auf die Wange.

»Wir haben uns alle schreckliche Sorgen um dich gemacht«, sagte ich.

»Wie geht es Lucy?«, flüsterte sie unter Schluchzen. Die Tränen begannen zu fließen.

Ich legte ihr Taschentücher in die Hand, in der Kanülen steckten.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, wo sie ist, Jo. Deine Eltern haben ihr gesagt, dass du sie nicht sehen willst und -« Jo schüttelte den Kopf.

»Ich wusste, dass sie das tun würden«, sagte sie niedergeschlagen. »Ich wusste es. Mir haben sie gesagt, dass sie mich nicht besuchen will. Sie wäre durcheinander nach dem, was passiert ist.

Ich habe ihnen nicht geglaubt. Ich weiß, dass sie so etwas nie tun würde. Aber sie haben sie vertrieben, und jetzt ist sie verschwunden. Und vielleicht glaubt sie auch, was sie ihr erzählt haben.«

»Sie gibt sich die Schuld an dem, was passiert ist«, sagte ich. »Es ist gut möglich, dass die Kugel in deinem Bein aus ihrer Waffe stammte.«

»Bitte, bringen Sie sie zu mir. Bitte.«

»Hast du eine Ahnung, wo sie sein könnte?«, fragte ich. »Gibt es einen Ort, wohin sie sich in solchen Situationen zurückzieht?

Vielleicht in Miami?«

»Ich bin sicher, dass sie dort nicht ist.«

Ich setzte mich auf einen Stuhl neben dem Bett und atmete erschöpft aus.

»Ein Hotel vielleicht? Eine Freundin?«

»Vielleicht ist sie in New York«, sagte Jo. »Es gibt dort eine Bar in Greenwich Village. Rubyfruit.«

»Du meinst, sie ist nach New York?«, fragte ich besorgt.

»Die Besitzerin heißt Ann, sie war früher bei der Polizei«, sagte sie mit bebender Stimme. »Ach, ich weiß nicht. Ich weiß nicht.

Sie jagt mir Angst ein, wenn sie einfach so verschwindet. Sie kann nicht richtig denken, wenn sie so ist.«

»Ich weiß. Und nach allem, was passiert ist, kann sie sowieso nicht richtig denken. Jo, du wirst bald hier rauskommen, wenn du artig bist«, sagte ich und lächelte sie an. »Wohin willst du dann?«

»Ich möchte nicht nach Hause. Sie werden sie finden, nicht wahr?«

»Möchtest du bei mir bleiben?«, fragte ich sie.

»Meine Eltern sind keine schlechten Menschen«, murmelte sie, während das Morphium tröpfelte. »Sie verstehen es nur einfach nicht. Sie glauben - Warum ist es falsch?«

»Das ist es nicht«, sagte ich. »Liebe ist nie falsch.«

Ich verließ das Zimmer, als sie eindöste.

Ihre Eltern standen vor der Tür. Beide wirkten erschöpft und traurig.

»Wie geht es ihr?«, fragte Mr. Sanders. »Nicht sehr gut«, sagte ich. Mrs. Sanders begann zu weinen.

»Sie haben jedes Recht zu glauben, was sie wollen«, sagte ich.

»Aber zu verhindern, dass Jo und Lucy sich sehen, ist das Letzte, was Ihre Tochter

jetzt brauchen kann. Sie braucht nicht noch mehr Angst und Niedergeschlagenheit. Sie darf ihren Lebenswillen nicht verlieren, Mr. und Mrs. Sanders.«

Keiner von beiden sagte etwas.

»Ich bin Lucys Tante«, sagte ich.

»Wenn es ihr wieder besser geht«, sagte Mr. Sanders. »können wir es sowieso nicht mehr verhindern. Wir haben nur getan, was wir für das Beste hielten.«

»Das weiß Jo«, sagte ich. »Sie liebt Sie.«

Sie verabschiedeten sich nicht, sahen mir jedoch nach, als ich zum Aufzug ging. Zu Hause angekommen, rief ich im Ruby-fruit an und bat darum, mit Ann sprechen zu können. Im Hintergrund hörte ich laute Stimmen und eine Band.

»Sie ist nicht gerade in Form«, sagte Ann zu mir, und ich wusste, was das bedeutete.

»Werden Sie sich um sie kümmern?«, fragte ich.

»Das tue ich schon«, antwortete Ann. »Einen Augenblick. Ich hole sie.«

»Ich war bei Jo«, sagte ich, als Lucy sich meldete.

»Oh«, war alles, was sie herausbrachte. Und diesem einen Wort war anzuhören, dass sie betrunken war.

»Lucy!«

»Ich will jetzt nicht reden«, sagte sie.

»Jo liebt dich«, sagte ich. »Komm nach Hause.«

»Und was soll ich dort?«

»Wir holen sie zu mir, und du kümmerst dich um sie«, sagte ich.

»Das werden wir tun.«

Ich konnte kaum schlafen. Um zwei Uhr nachts stand ich wieder auf und ging in die Küche, um mir eine Tasse Kräutertee zu machen. Noch immer regnete es heftig, Wasser lief vom Dach und platschte in den Garten, und mir war kalt. Ich dachte an die Abstriche, die Haare und Fotos von den Biss-wunden in meiner Aktentasche, und fast schien mir, als hielte sich der Mörder in meinem Haus auf.

Ich spürte seine Anwesenheit, als würden diese Dinge Böses ausstrahlen. Ich dachte, wie ungeheuer ironisch die Sache war.

Interpol zitierte mich nach Frankreich, und nachdem alles gesagt und erledigt war, hatte ich als einziges legales Beweisstück ein

Advil-Fläschchen voller Wasser und Schlick aus der Seine.

Um drei Uhr saß ich im Bett und schrieb einen Brief nach dem anderen an Talley. Nichts klang richtig. Ich war erschrocken darüber, wie sehr ich ihn vermisste und was ich ihm angetan hatte. Jetzt schlug er zurück, und genau das verdiente ich auch.

Ich zerknüllte ein weiteres Blatt Briefpapier und starrte auf das Telefon. Ich rechnete aus, wie viel Uhr es in Lyon war, und sah ihn vor mir, wie er in einem seiner edlen Anzüge an seinem Schreibtisch saß. Ich stellte mir vor, wie er telefonierte oder an einer Besprechung teilnahm oder jemanden herumführte, ohne an mich zu denken. Ich dachte an seinen harten glatten Körper und fragte mich, wie er ein so guter Liebhaber hatte werden können.

Ich fuhr in die Gerichtsmedizin. Als es in Frankreich fast zwei Uhr nachmittags war, beschloss ich, Interpol anzurufen. »Bonjour, Guten Tag.« »Jay Talley bitte.« Ich wurde weitergeleitet. »HIDTA«, meldete sich ein Mann.

Ich zögerte verwirrt. Bin ich mit dem Apparat von Jay Talley verbunden?« »Wer spricht bitte?« Ich sagte es ihm.

»Er ist nicht da«, sagte der Mann. Angst durchfuhr mich. Ich glaubte ihm nicht. »Und mit wem spreche ich?«, fragte ich. »Agent Wilson. Ich bin der Verbindungsmann vom FBI. Wir haben uns neulich nicht kennen gelernt. Jay ist nicht im Haus.« »Wissen Sie, wann er zurück sein wird?« »Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen.« »Verstehe«, sagte ich. »Kann ich ihn woanders erreichen?

Oder könnten Sie ihn bitten, sich bei mir zu melden?« Ich wusste, dass ich nervös klang.

»Ich weiß wirklich nicht, wo er ist«, erwiderte er. »Aber wenn er kommt, werde ich ihm ausrichten, dass Sie angerufen haben.

Kann ich Ihnen irgendwie weiterhelfen?« »Nein«, sagte ich.

Ich legte auf und spürte Panik in mir aufsteigen. Ich war mir sicher, dass Talley keinen Kontakt mehr zu mir wollte und die Leute angewiesen hatte, ihn zu verleugnen, wenn ich anrief.

»Oh Gott, oh Gott«, flüsterte ich, als ich an Roses Schreibtisch vorbeiging. »Was habe ich getan?«

»Sprechen Sie mit mir?« Sie blickte von ihrer Tastatur auf und sah mich über den

Rand ihrer Brille hinweg an. »Haben Sie wieder etwas verloren?«

»Ja«, sagte ich.

Um halb neun fand die Personalbesprechung statt, und ich setzte mich wie üblich auf meinen Platz am Kopfende des Tisches.

»Was haben wir heute?«, fragte ich.

»Eine Frau, schwarz, dreiunddreißig Jahre alt, aus Albemarle County«, fing Chong an. »Kam mit dem Auto von der Straße ab und hat sich überschlagen. Offenbar hat sie die Kontrolle über den Wagen verloren. Das rechte Bein ist gebrochen, und sie hat einen Schädelbasisbruch. Der Gerichtsmediziner des Albemarle County, Dr. Richards, möchte, dass wir die Autopsie durchführen.« Er sah zu mir. »Ich frage mich nur, warum? Todesursache und -art scheinen ziemlich klar.«

»Weil wir verpflichtet sind, den anderen Instituten mit Dienstleistungen zu helfen«, sagte ich. »Sie bitten darum, wir tun es.

Wir können uns jetzt eine Stunde für ihre Autopsie nehmen oder wir nehmen uns später zehn Stunden, um herauszufinden, ob es ein Problem gibt.«

»Dann eine achtzigjährige Frau, weiß, gestern früh gegen neun zuletzt lebend gesehen. Ihr Freund hat sie gestern Abend um halb sieben gefunden.«

Ich musste mich anstrengen, um mich zu konzentrieren.

»… soweit bekannt kein Drogenmissbrauch und keine Gewalteinwirkung«, sprach Chong weiter. »Am Tatort wurde Nitroglyzerin gefunden.«

Talley liebte, als würde er verhungern. Ich konnte nicht glauben, dass ich mich während der Besprechung erotischen Fantasien hingab.

»Wir müssen nachsehen, ob sie Verletzungen aufweist, und toxikologische Tests machen«, sagte Fielding. »Das muss überprüft werden.«

»Weiß jemand, was ich in der nächsten Woche am Institut unterrichten soll?«, fragte der Toxikologe Tim Cooper.

»Toxikologie wahrscheinlich.«

»Wirklich.« Cooper seufzte. »Ich brauche eine Sekretärin.«

»Ich habe heute drei Gerichtstermine«, sagte Riley. »Was unmöglich ist, weil sie alle woanders sind.«

Die Tür ging auf, und Rose steckte den Kopf herein. Sie winkte mich hinaus in den Flur.

»Larry Posner muss bald weg«, sagte sie. »Und er lässt fragen, ob Sie sofort zu ihm ins Labor kommen können.«

»Bin schon unterwegs«, sagte ich.

Als ich eintrat, präparierte er gerade einen permanenten Objektträger.

»Ich weiß nicht, ob es viel zu bedeuten hat«, sagte er sofort.

»Werfen Sie einen Blick ins Mikroskop. Diatomeen Ihres nicht identifizierten Toten. Bedenken Sie, dass man aus einzelnen Diatomeen, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nur schließen kann, ob es sich um Süß-, Brack- oder Salzwasser handelt.«

Ich schaute durch die Linse auf winzige Organismen, die aussahen, als wären sie aus durchsichtigem Glas. Ihre Formen erinnerten mich an Boote, Ketten, Zickzacklinien, Mondsicheln, Tigerfellstreifen, Kreuze und Häufchen von Pokerchips. Es gab Teilchen, die an Konfetti und Sandkörner erinnerten, und andere Partikel unterschiedlicher Farbe, die vermutlich Minerale waren.

Posner nahm den Objektträger heraus und schob einen anderen hinein.

»Die Probe, die Sie der Seine entnommen haben«, sagte er.

»Cymbella, Melosira, Navicula, Fragilaria. Und so weiter. So weit verbreitet wie Staub. Stammt alles aus Süßwasser, das ist okay, aber mehr sagen sie uns nicht.«

Ich lehnte mich auf dem Stuhl zurück und sah ihn an.

»Und deswegen haben Sie mich herbestellt?«, sagte ich enttäuscht.

»Na ja, ich bin kein Robert McLaughlin«, erwiderte er trok-ken und meinte damit den weltberühmten Diatomeenforscher, der ihn ausgebildet hatte.

Er beugte sich über das Mikroskop, stellte eine tausendfache Vergrößerung ein und schob mehrere Objektträger hin und her.

»Und nein, ich habe Sie nicht nur deswegen herbestellt«, fuhr er fort. »Wir haben Glück, was die Häufigkeit angeht, mit der jede Spezies in der Flora auftritt.«

Flora war eine botanische Auflistung von Pflanzenspezies oder in diesem Fall von Diatomeenspezies.

»Einundfünfzig Prozent Melosira, fünfzehn Prozent Fragilaria.

Ich will Sie nicht damit langweilen, aber die Proben stimmen hoch überein. So sehr sogar, dass ich sagen würde, sie sind nahezu identisch, was einem Wunder gleich kommt, da die Flora an der Stelle, wo Sie Ihr Advil-Fläschchen eingetaucht haben, vollkommen anders sein könnte als in dreißig Meter Entfernung.«

Ich schauderte beim Gedanken an das Ufer der Ile Saint-Louis und die Geschichten über den nackten Mann, der im Dunkeln so nahe dem Haus der Chandonnes schwamm. Ich stellte mir vor, dass er sich wieder anzog, ohne zu duschen oder sich abzutrocknen, und so die Diatomeen auf die Innenseite seiner Kleidung übertrug.

»Wenn er in der Seine schwimmt und sich diese Diatomeen auf seiner Kleidung finden«, sagte ich, »dann wäscht er sich nicht, bevor er sich wieder anzieht. Was ist mit Kim Luongs Leiche?«

»Definitiv nicht die gleiche Flora wie in der Seine«, sagte Posner.

»Aber ich habe dem James River eine Wasserprobe entnommen, in der Nähe Ihres Hauses übrigens. Und wieder annähernd die gleiche Häufigkeitsverteilung in der Flora.«

»Die Flora auf ihrer Leiche und die Flora des James stimmen also miteinander überein?« Ich wollte ganz sicher sein.

»Die Frage ist, ob Diatomeen aus dem James hier überall zu finden sind«, sagte Posner.

»Sehen wir nach«, sagte ich.

Ich nahm Q-Tipps und machte Abstriche von meinem Unterarm, meinem Haar und meinen Schuhsohlen. Posner präparierte weitere Objektträger. Wir entdeckten nicht eine einzige Diatomee.

»Im Leitungswasser vielleicht?«, fragte ich. Posner schüttelte den Kopf.

»Also sollten sie sich nicht auf einer Person finden, würde ich annehmen, außer diese Person war im Fluss, in einem See, im Meer -«

Ich hielt inne, als mir ein seltsamer Gedanke durch den Kopf schoss.

»Das tote Meer, der Jordan«, sagte ich.

»Wie bitte?«, fragte Posner verdutzt.

»Lourdes«, sagte ich und wurde zunehmend aufgeregt. »Der heilige Fluss Ganges. Alles Gewässer, die angeblich Wunder wirken. In die die Blinden, Lahmen und Gebrechlichen eintauchen, um geheilt zu werden.«

»Er schwimmt um diese Jahreszeit im James River?«, sagte Posner. »Der Kerl muss verrückt sein.«

»Hypertrichose kann nicht geheilt werden«, sagte ich.

»Was ist das denn?«

»Eine schreckliche, extrem seltene Krankheit, der ganze Körper ist bei der Geburt behaart. Hauchfeine Haare, die bis zu fünfzehn, siebzehn oder zwanzig Zentimeter lang werden können.

Unter anderen Anomalien.«

»Na so was.«

»Vielleicht schwamm er nackt in der Seine, weil er hoffte, auf wundersame Weise geheilt zu werden. Vielleicht tut er dasselbe im James«, sagte ich.

»Oh Gott!« sagte Posner. »Was für eine gruslige Vorstellung.«

Als ich in mein Büro zurückkam, saß Marino auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch.

»Du siehst aus, als wärst du die ganze Nacht auf gewesen«, sagte er und schlurfte Kaffee.

»Lucy ist nach New York abgehauen. Ich habe mit Jo und ihren Eltern gesprochen.«

»Lucy ist was?«

»Sie ist auf dem Weg hierher. Alles in Ordnung.«

»Sie sollte besser aufpassen. Das ist nicht der richtige Zeitpunkt, einen auf exzentrisch zu machen.«

»Marino«, sagte ich rasch, »es ist gut möglich, dass der Mörder in Flüssen schwimmt in der Hoffnung, damit seine Krankheit zu heilen. Ich frage mich, ob er irgendwo in der Nähe des James untergeschlüpft ist.«

Er dachte einen Augenblick darüber nach, ein komischer Ausdruck machte sich auf seinem Gesicht breit. Im Flur waren schnelle Schritte zu hören.

»Hoffen wir, dass es dort nicht irgendein Anwesen gibt, dessen Besitzer schon länger nicht mehr gesehen wurde«, sagte Marino. »Ich habe ein ungutes Gefühl.«

Dann stand Fielding in meinem Büro und schrie Marino an.

»Was zum Teufel ist bloß los mit Ihnen?«

Venen und Arterien traten an Fieldings Hals hervor, sein Gesicht war feuerrot. Es

war das erste Mal, dass ich ihn jemanden anschreien hörte.

»Sie lassen zu, dass die verdammten Medien es herausfinden, bevor wir an den beschissenen Tatort kommen«, warf er Marino vor.

»He«, sagte Marino. »Beruhigen Sie sich. Was haben die verdammten Medien herausgefunden?«

»Dass Diane Bray ermordet wurde«, sagte Fielding. »Alle Nachrichten bringen es. Eine verdächtige Person wurde verhaftet.

Detective Anderson.«

39

Es war bewölkt und hatte angefangen zu regnen, als wir in Windsor Farms anlangten, und es schien bizarr, in dem schwarzen Suburban der Gerichtsmedizin an georgianischen Klinkerbauten und Tudor-Häusern in schön angelegten Gärten mit hohem Baumbestand vorbeizufahren.

Meine Nachbarn hatten sich nie große Sorgen wegen etwaiger Verbrechen gemacht. Altes Geld und vornehme Straßen mit englischen Namen hatten eine Festung trügerischer Sicherheit geschaffen. Das würde sich zweifellos ändern.

Diane Bray wohnte am äußeren Rand des Viertels, an dem jenseits einer Ziegelmauer der laute Downtown Expressway

vorbeiführte. Als ich in ihre schmale Straße bog, war ich entsetzt.

Überall waren Reporter. Ihre Autos und Übertragungswagen waren zahlreicher als die Streifenwagen der Polizei und blockierten den Verkehr vor einem weißen Haus im Cape-CodStil mit Krüppelwalmdach, das aussah, als würde es nach Neuengland gehören.

»Näher komme ich nicht ran«, sagte ich zu Marino.

»Das werden wir ja sehen«, sagte er und drückte auf den Türgriff.

Er marschierte durch den heftigen Regen zu einem Übertragungswagen, der halb auf Diane Brays Rasen stand. Der Fahrer öffnete sein Fenster und war dumm genug, Marino sein Mikrofon entgegenzustrecken.

»Weg hier!«, sagte Marino wütend.

»Captain Marino, können Sie bestätigen -?«

»Weg hier mit Ihrem Scheißwagen und zwar sofort!«

Reifen drehten durch und wirbelten Gras und Erde auf, als der Wagen wegfuhr. Er blieb mitten auf der Straße stehen, und Marino trat gegen den Hinterreifen.

»Weg hier!«, schrie er.

Der Wagen rollte davon, die Scheibenwischer in hektischer Bewegung. Er parkte zwei Häuser weiter auf einem anderen Rasen. Regen fiel mir ins Gesicht und starke Windböen stießen mich wie eine Hand, als ich meinen Aluminiumkoffer hinten aus dem Suburban holte.

»Hoffentlich schafft es dein jüngster Akt der Freundlichkeit nicht ins Radio«, sagte ich zu Marino, als ich zu ihm stieß.

»Wer zum Teufel bearbeitet diesen Fall?«

»Du, hoffe ich«, sagte ich und schritt rasch mit gesenktem Kopf aus.

Marino fasste mich am Arm. Ein dunkelblauer Ford Contour stand auf Brays Einfahrt, dahinter ein Streifenwagen. Vorn saß ein Polizist, auf dem Rücksitz ein weiterer Polizist mit Anderson. Sie wirkte wütend und hysterisch, schüttelte den Kopf und redete schnell.

»Dr. Scarpetta?« Ein Fernsehreporter kam auf mich zu, ein Kameramann folgte ihm auf den Fersen.

»Erkennst du unseren Mietwagen?«, sagte Marino zu mir. Wasser lief ihm übers

Gesicht, und er starrte auf den dunkelblauen Ford mit dem Kennzeichen RGG-7112.

»Dr. Scarpetta?«

»Kein Kommentar.«

Anderson blickte nicht zu uns, als wir vorbeigingen. »Können Sie uns sagen -?« Die Journalisten waren erbarmungslos.

»Nein«, sagte ich und eilte die Treppe hinauf. »Captain Marino, soviel ich weiß, hat die Polizei einen Tipp bekommen.«

Regen prasselte, und Motoren liefen. Wir duckten uns unter dem gelben Band hindurch, das sich von Geländer zu Geländer spannte. Die Tür wurde abrupt geöffnet, und ein Polizist namens Butterfield ließ uns ein.

»Freu mich unglaublich, Sie zu sehen«, sagte er zu uns beiden.

»Dachte, Sie wären in Urlaub«, fügte er an Marino gewandt hinzu.

»Ja, ich wurde beurlaubt, Sie haben Recht.«

Wir zogen Handschuhe an, und Butterfield schloss die Tür hinter uns. Seine Miene war angespannt, sein Blick überall.

»Setzen Sie uns ins Bild«, sagte Marino, der sich im Foyer und in dem Wohnraum dahinter umsah.

»Haben einen Notruf von einer Telefonzelle nicht weit von hier gekriegt. Wir kommen her, und das ist, was wir vorfinden. Jemand hat sie tot geprügelt«, sagte Butterfield.

»Was noch?«, fragte Marino.

»Sexuelle Tätlichkeiten. Und Raub. Geldbörse liegt auf dem Boden, kein Geld mehr drin. Ihre Handtasche ausgeleert. Passen Sie auf, wohin Sie treten«, fügte er hinzu, als ob wir das nicht wüssten.

»Verdammt, die hatte Geld, kein Scheiß«, sagte Marino und sah sich die teuren Möbelstücke in Brays teurem Heim an.

»Das ist erst der Anfang«, erwiderte Butterfield.

Als Erstes fiel mir die Uhrensammlung im Wohnzimmer auf.

Standuhren und hängende Wanduhren aus Rosenholz, Walnuss und Mahagoni, Kalenderuhren, große Uhren, kleine Uhren, alle antik und perfekt synchronisiert. Sie tickten laut und hätten mich in den Wahnsinn getrieben, hätte ich inmitten dieser monotonen Zeitmesser leben müssen.

Sie mochte große, behäbige englische Antiquitäten. Eine Recamiere und ein rollender Bücherwagen mit falschen Lederrücken als Unterteiler standen vor dem Fernsehgerät. Hier und dort waren unbequeme Armlehnstühle mit gemusterter Polsterung wahllos platziert, als hätte nie jemand daran gedacht, sich darauf zu setzen. Ein massiver ebenholzschwarzer Schrank beherrschte den Raum. Die schweren goldenen Damastvorhänge waren zugezogen, Spinnweben hingen zwischen den Schachtelfalten der Querbehänge. Ich sah keinen Kunstgegenstand, keine Skulptur, kein Bild, und mit jedem weiteren Detail, das mir auffiel, erschien mir Brays Persönlichkeit kälter und anmaßender.

Ich mochte sie noch weniger. Das war schwer einzugestehen, da sie gerade erst zu Tode geprügelt worden war.

»Woher hatte sie das Geld?«, fragte ich.

»Keine Ahnung«, sagte Marino.

»Das fragen wir uns alle, seitdem sie da ist«, sagte Butterfield.

»Haben Sie ihr Auto gesehen?« »Nein«, sagte ich.

»Hm, sie fährt jeden Abend in einem brandneuen Crown Vic nach Hause«, sagte Marino.

»Ein verdammter Jaguar, rot wie ein Feuerwehrauto. In der Garage. Baujahr 98 oder 99. Kann nicht einmal raten, was der kostet.« Butterfield schüttelte den Kopf.

»Zwei von Ihren beschissenen Jahresgehältern«, meinte Marino.

»Echt.«

Sie unterhielten sich weiter über Brays Geschmack und Reichtum, als würde ihr

erschlagener Körper nicht existieren. Ich entdeckte nichts, was darauf hindeutete, dass im Wohnzimmer ein Kampf stattgefunden hätte oder dass jemand diesen Raum wirklich benutzt oder sich die Mühe gemacht hätte, ihn zu putzen.

Rechts neben dem Wohnzimmer befand sich die Küche. Ich blickte hinein, um mich nach Blut oder anderen Spuren von Gewalttätigkeit umzusehen, und fand nichts. Auch die Küche wirkte nicht bewohnt. Abstellflächen und der Herd waren makellos sauber. Ich sah keine Lebensmittel außer einer Tüte mit Kaffee und ein kleines Weinregal mit drei Flaschen Merlot.

Marino drängte sich an mir vorbei durch die Tür und öffnete mit behandschuhten Händen den Kühlschrank.

»Sieht nicht so aus, als hätte sie gern gekocht«, sagte er angesichts der fast leeren Fächer.

Ich sah einen Viertelliter Magermilch, Mandarinen, Margarine, eine Schachtel mit Studentenfutter und Gewürze. Das Gefrierfach war gleichfalls enttäuschend.

»Sieht aus, als wäre sie nie zu Hause gewesen oder ständig zum Essen gegangen«, sagte er und trat auf das Pedal des Abfalleimers.

Er langte hinein und holte Streifen einer zerrissenen Pizzaschachtel, eine Weinflasche und drei Bierflaschen der Marke St. Pauli Girl heraus. Er setzte die Stücke einer Quittung zusammen.

»Eine mittelgroße Pizza mit Pepperoni und extra viel Käse«, murmelte er. »Bestellt

gestern Abend um siebzehn Uhr dreiundfünfzig.«

Er wühlte weiter und fand zerknüllte Servietten, drei Stücke Pizza und mindestens ein halbes Dutzend Zigarettenkippen.

»Jetzt wird's gemütlich«, sagte er. »Bray hat nicht geraucht.

Sieht aus, als hätte sie gestern Abend Gesellschaft gehabt.«

»Wann kam der Notruf?«

»Um neun Uhr vier. Vor eineinhalb Stunden. Und es sieht nicht so aus, als hätte sie heute Morgen Kaffee gekocht und die Zeitung gelesen.«

»Ich bin ziemlich sicher, dass sie heute Morgen schon tot war«, sagte Butterfield.

Wir gingen weiter durch einen mit Teppich belegten Flur zum Schlafzimmer auf der Rückseite des Hauses. Als wir die Tür erreichten, blieben wir beide stehen. Gewalttätigkeit schien alles Licht und alle Luft zu absorbieren. Die Stille war vollkommen, Blut und Zerstörung allgegenwärtig.

»Heiliger Himmel«, sagte Marino leise.

Weiße Wände, der Boden, die Zimmerdecke, die gepolsterten Stühle, die Chaiselongue waren so vollständig mit Blut bespritzt, als hätte ein Innenausstatter es geplant. Aber diese Tropfen, Schmierflecken und Streifen waren nicht aus Farbe; sie waren Fragmente einer entsetzlichen Explosion, verursacht von einer psychopathischen menschlichen Bombe. Getrocknete Flecken verschmutzten antike Spiegel, auf dem Boden geronnene Blutlachen und -spritzer. Das breite Bett war mit Blut getränkt, und

merkwürdigerweise waren die Laken entfernt.

Diane Bray war so zusammengeschlagen worden, dass ich ihre Rasse nicht hätte bestimmen können. Sie lag auf dem Rücken, ihre grüne Satinbluse und ihr schwarzer BH lagen auf dem Boden. Ich hob sie auf. Sie waren ihr vom Körper gerissen worden.

Jeder Zentimeter ihrer Haut war bedeckt mit Wischern, Schmierflecken und Wirbeln aus getrocknetem Blut, die mich erneut an Fingermalerei erinnerten, ihr Gesicht ein Brei aus gesplitterten Knochen und zerrissenem Gewebe. Am linken Handgelenk trug sie eine zerschmetterte goldene Uhr. Am rechten Ringfinger war ihr ein goldener Ring bis in den Knochen geschlagen.

Eine lange Zeit starrten wir sie nur an. Sie war von der Hüfte an aufwärts nackt. Ihre schwarze Kordhose und der Gürtel schienen

unberührt. Ihre Fußsohlen und ihre Handflächen waren zerkaut, und diesmal hatte sich Loup-Garou nicht die Mühe gegeben, die Bisswunden unkenntlich zu machen. Es waren Kreise von weit auseinander stehenden, schmalen Zähnen, die nicht menschlich wirkten. Er hatte gebissen, gesaugt und geschlagen, und Brays vollständige Degradierung, ihre Verstümmelung, vor allem die ihres Gesichts, zeugten von ungebändigter Wut. Sie zeugten davon, dass sie ihren Mörder vielleicht gekannt hatte so wie Loup-Garous andere Opfer.

Nur, dass er sie nicht kannte. Bevor er vor ihrer Tür stand, waren sich er und seine Opfer nie begegnet außer in seinen infernalischen Fantasien.

»Was ist mit Anderson los?«, fragte Marino Butterfield.

»Sie hat davon erfahren und ist durchgedreht.«

»Das ist aber interessant. Heißt das, dass sich hier niemand um den Fall kümmert?«

»Marino, bitte gib mir deine Taschenlampe«, sagte ich.

Ich leuchtete überall hin. Blut war auf das Kopfpolster und die Nachttischlampe gespritzt, wenn der Aufprall der Schläge oder Stiche kleine Tropfen von der Waffe weggeschleudert hatte.

Es gab auch Flecken, die auf geringe Geschwindigkeit schließen ließen, Blut, das auf den Boden getropft war. Ich ging in die Hocke und beleuchtete den Holzboden neben dem Bett und fand lange blassblonde Haare. Sie klebten auch auf Brays Leiche.

»Es hieß, wir sollten den Tatort sichern und auf den Supervisor warten«, sagte einer der Polizisten.

»Auf welchen Supervisor?«, fragte Marino.

Ich richtete den Lichtstrahl schräg auf blutige Fußabdrücke neben dem Bett. Sie hatten ein eindeutiges Muster hinterlassen.

Ich sah zu den Polizisten im Zimmer.

»Hm, ich glaube der Chief höchstpersönlich. Ich glaube, er will sich die Sache selbst ansehen, bevor hier etwas unternommen wird«, sagte Butterfield zu Marino.

»Tja, das ist bitter für ihn«, sagte Marino. »Wenn er aufkreuzt, muss er draußen im Regen warten.«

»Wie viele Leute waren in diesem Zimmer?«, fragte ich.

»Weiß ich nicht«, sagte einer der Polizisten.

»Wenn Sie es nicht wissen, dann waren es zu viele«, entgegnete ich. »Hat einer von Ihnen die Leiche berührt? Wie nahe waren Sie dran?«

»Ich habe sie nicht angefasst.«

»Nein, Ma'am.«

»Wessen Fußspuren sind das?« Ich deutete darauf. »Ich muss es wissen, denn wenn sie nicht von Ihnen stammen, dann heißt das, dass der Mörder so lange da war, bis das Blut getrocknet war.«

Marino sah auf die Füße der Polizisten. Beide Männer trugen schwarze Crosstrainers. Marino ging in die Hocke und betrachtete die schwachen Abdrücke auf dem Holzboden.

»Könnte das etwa Vibram sein?«, fragte er sarkastisch.

»Ich muss anfangen«, sagte ich und holte Tupfer und ein Thermometer aus meinem Koffer.

»Verdammt noch mal, in diesem Raum sind zu viele Leute!«, sagte Marino. »Cooper, Jenkins macht euch woanders nützlich.«

Er deutete mit dem Daumen auf die offene Zimmertür. Sie starrten ihn an. Einer von ihnen wollte etwas sagen.

»Vergessen Sie's, Cooper«, sagte Marino zu ihm. »Und geben Sie mir die Kamera. Ihnen mag ja aufgetragen worden sein, den Tatort zu sichern, aber bestimmt nicht, den Fall zu bearbeiten.

Was? Konnten wohl nicht widerstehen, Ihren Deputy Chief so zu sehen? Ging's

darum? Wie viele andere Arschlöcher waren hier drin, um zu glotzen?«

»Moment mal -« wollte Jenkins widersprechen.

Marino riss ihm die Nikon aus den Händen.

»Geben Sie mir Ihr Funkgerät«, fuhr Marino ihn an.

Jenkins nahm es widerstrebend aus seinem Gürtel und reichte es ihm.

»Raus jetzt«, sagte Marino.

»Captain, ohne mein Funkgerät darf ich nicht gehen.« »Ich habe es Ihnen gerade erlaubt.«

Niemand wagte es, Marino daran zu erinnern, dass er vom Dienst suspendiert war.

Jenkins und Cooper verließen hastig den Raum. »Idioten«, sagte Marino.

Ich drehte Brays Leiche auf die Seite. Rigor mortis war vollständig, was hieß, dass sie mindestens sechs Stunden tot war. Ich zog ihre Hose hinunter und machte einen Abstrich von ihrem Rektum, bevor ich das Thermometer einführte.

»Ich brauche einen Detective und ein paar Kriminaltechniker«, sagte Marino ins Funkgerät.

»Wie lautet die Adresse?«

»Der aktuelle Fall«, antwortete Marino kryptisch.

»Zehn-vier, Einheit neun«, sagte die Dienst habende Beamtin.

»Minny«, sagte Marino zu mir. Ich wartete auf eine Erklärung.

»Wir kennen uns seit Ewigkeiten. Sie ist meine Informantin in der Funkzentrale«, sagte er.

Ich entfernte das Thermometer und hielt es hoch.

»Siebenundzwanzig Komma drei«, sagte ich. »Der Körper kühlt normalerweise während der ersten acht Stunden um etwas weniger als ein halbes Grad ab. Bei ihr wird's schneller gegangen sein, weil sie halb nackt ist. Und hier drin? Hier hat's vielleicht einundzwanzig Grad?«

»Weiß ich nicht. Mir ist heiß«, sagte Marino. »Auf jeden Fall wurde sie letzte Nacht ermordet, so viel steht fest.«

»Von ihrem Mageninhalt erfahren wir vielleicht mehr«, sagte ich. »Haben wir eine Vorstellung, wie der Täter hereingekommen ist?«

»Ich werde die Fenster und Türen überprüfen, wenn wir hier fertig sind.«

»Lange gerade Risswunden«, sagte ich und untersuchte die Wunden nach Indizien, die es vielleicht nicht bis ins Leichenschauhaus schaffen würden. »Von einem Reifenabzieher vielleicht. Und überall diese eingeschlagenen Bereiche.«

»Könnten vom Ende eines Reifenabziehers stammen«, sagte Marino.

»Aber woher stammt das?«, fragte ich.

An mehreren Stellen war von einem Gegenstand Blut auf die Matratze übertragen worden, der ein gestreiftes Muster wie ein

beackertes Feld hinterlassen hatte. Die Streifen waren knapp vier Zentimeter lang, der Abstand dazwischen betrug ungefähr zwei Zentimeter, die Größe eines so gemusterten Abdrucks entsprach in etwa meiner Handfläche.

»Die Abflüsse müssen auf Blut untersucht werden«, sagte ich, als ich Stimmen im Flur hörte.

»Hoffentlich sind das die Frühstücksjungs«, sagte Marino und meinte damit Ham und Egglestone.

Sie tauchten mit großen Pelican-Koffern auf.

»Habt ihr eine Ahnung, was hier vor sich geht?«, fragte Marino sie.

Die zwei Kriminaltechniker starrten auf das Bett.

»Um Gottes willen«, sagte Ham schließlich.

»Weiß jemand, was hier passiert ist?«, fragte Egglestone, den Blick auf die Überreste von Bray gerichtet.

»Ihr wisst ungefähr so viel wie wir«, erwiderte Marino. »Warum wurdet ihr nicht früher gerufen?«

»Mich überrascht, dass Sie davon wissen«, sagte Ham. »Wir haben erst jetzt davon erfahren.«

»Ich habe meine Quellen«, sagte Marino.

»Wer hat den Medien den Tipp gegeben?«, fragte ich.

»Die haben vermutlich auch ihre Quellen«, sagte Egglestone.

Er und Ham öffneten ihre Koffer und stellten Scheinwerfer auf.

Marinos Nummer krächzte aus seinem konfiszierten Funkgerät und erschreckte uns damit beide. »Scheiße«, murmelte er. »Neun«, sagte er in das Gerät. Ham und Egglestone setzten graue Vergrößerungsbrillen oder, wie die Polizisten sie nannten, »Luke Skywalkers« auf.

»Einheit Neun, zehn-fünf drei-vierzehn«, kam es aus dem Funkgerät.

»Drei-vierzehn, sind Sie vor dem Haus?«, sagte Marino.

»Bitte kommen Sie heraus«, sagte die Stimme.

»Zehn-zehn«, sagte Marino und weigerte sich.

Die Techniker begannen mit auf den Millimeter genauen Messungen und benutzten dazu weitere Vergrößerungsgläser, die aussahen wie Juwelierlupen. Ihre Brillen vergrößerten nur dreieinhalbfach, und manche Blutspritzer waren zu klein dafür.

»Jemand hier will Sie sprechen. Sofort«, sagte die Stimme über das Funkgerät.

»Mann, hier sind ja überall Spritzer.« Egglestone bezog sich auf Blut, das sich, während die Waffe zurückgeschwungen wurde, von ihr gelöst und dort, wo es aufgetroffen war, gleichförmige Spuren hinterlassen hatte.

»Kann jetzt nicht«, sagte Marino ins Funkgerät.

Drei-vierzehn verstummte, und ich hatte eine dunkle Ahnung, worum es gegangen war, und ich hatte Recht. Minuten später

hörten wir Schritte im Flur, und dann stand Chief Rodney Harris mit versteinerter Miene in der Tür.

»Captain Marino«, sagte er.

»Ja, Sir, Chief.« Marino untersuchte den Boden nahe dem Bad.

Ham und Egglestone in ihrer schwarzen Arbeitskluft, mit den Latexhandschuhen und Brillen trugen zu dem kalten Horror dieses Tatorts bei, während sie Winkel, Achsen und Konvergenzpunkte der Schläge rekonstruierten.

»Chief«, sagten sie beide.

Harris starrte auf das Bett und biss die Zähne zusammen. Er war klein und unscheinbar mit schütterem rotem Haar und leichtem Übergewicht. Vielleicht hatten ihn die Missgeschicke des Lebens geprägt. Ich

wusste es nicht. Aber er war schon immer ein Tyrann gewesen. Er war aggressiv und machte keinen Hehl daraus, dass er Frauen, die von ihrer angestammten Rolle abwichen, nicht mochte. Deswegen hatte ich auch nie begriffen, warum er Bray geholt hatte. Vielleicht hatte er einfach geglaubt, dass sie ihn gut aussehen lassen würde.

»Bei allem Respekt, Chief«, sagte Marino, »treten Sie bitte keinen verdammten Zentimeter näher.«

»Ich möchte wissen, ob Sie die Medien informiert haben, Captain«, sagte Harris in einem Tonfall, der den meisten Menschen Angst eingejagt hätte. »Sind Sie auch dafür verantwortlich?

Oder haben Sie einfach nur das Gegenteil dessen getan, was ich Ihnen befohlen habe?«

»Letzteres, Chief. Die Medien gehen nicht auf mein Konto. Sie waren schon hier, als der Doc und ich ankamen.«

Harris sah mich an, als hätte er mich erst jetzt bemerkt. Ham und Egglestone stiegen auf ihre Leitern und versteckten sich hinter ihrer Arbeit.

»Was ist mit ihr passiert?«, fragte mich Harris, und seine Stimme stockte ein wenig. »Himmel.«

Er schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

»Sie wurde mit einem Gegenstand totgeschlagen, vielleicht mit einem Werkzeug. Wir wissen es nicht«, sagte ich.

»Ich meine, gibt es irgendetwas?«, setzte er an. Seine steinerne Fassade bröckelte schnell ab. »Also« Er räusperte sich, den

Blick auf Brays Leiche fixiert. »Warum tut jemand so etwas?

Wer? Wissen Sie irgendwas?«

»Daran arbeiten wir, Chief«, sagte Marino. »Im Augenblick haben wir keine einzige verdammte Antwort, aber vielleicht können Sie mir bei ein paar Fragen weiterhelfen.«

Die Kriminaltechniker hatten mit der Aufgabe begonnen, leuchtend pinkfarbene Fäden an Blutspritzer auf der weißen Zimmerdecke zu kleben. Harris sah aus, als wäre ihm schlecht.

»Wissen Sie etwas über ihr Privatleben?«, fragte Marino.

»Nein«, sagte Harris. »Ich wusste nicht mal, dass sie eins hatte.«

»Gestern Abend war jemand bei ihr. Sie aßen Pizza, tranken vielleicht etwas. Scheint, dass ihr Gast geraucht hat«, sagte Marino.

»Sie hat nie was davon erzählt, dass sie mit jemandem ausgeht.«

Harris zwang sich, den Blick vom Bett abzuwenden. »Wir hatten keinen freundschaftlichen Umgang miteinander.«

Ham hielt inne, der Faden, den er in der Hand hatte, hing in der Luft. Egglestone betrachtete einen Blutspritzer auf der Decke.

Er hielt ein Vergrößerungsglas davor und notierte die Millimeter.

»Was ist mit den Nachbarn?«, fragte Harris. »Hat jemand was gehört oder gesehen?«

»Tut mir Leid, aber wir hatten noch nicht die Zeit, die Nachbarn zu befragen, vor allem

weil niemand die Kriminalpolizei oder die Techniker gerufen hat, bis ich es schließlich getan habe«, sagte Marino.

Harris wandte sich abrupt ab. Ich sah Marino an, er wich meinem Blick aus. Ich war sicher, dass er gerade verloren hatte, was von seinem Job noch übrig war.

»Wie weit seid ihr?«, fragte er Ham.

»Wir finden nichts mehr, wo wir die Scheißfäden festmachen können.« Ham klebte das Ende eines Fadens über einen Blutfleck von der Größe und der Form eines Kommas. »Okay. Wo soll ich jetzt das andere Ende festmachen? Wie wär's, wenn Sie die Stehlampe hierher bringen. Danke. Stellen Sie sie hier hin.

Perfekt«, sagte Ham und klebte den Faden an den Blätterknauf der Lampe.

»Sie sollten Ihren Job aufgeben, Captain, und mit uns arbeiten.«

»Das würde Ihnen nicht gefallen«, sagte Egglestone.

»Da haben Sie Recht. Ich hasse nichts mehr als Zeitverschwendung«, sagte Marino.

Die Fadenmethode war keine Zeitverschwendung, aber die Arbeit war albtraumhaft langweilig, außer man mochte Winkelmesser, Trigonometrie und war ein analer Charakter. Jeder winzige Blutfleck hatte seine eigene Trajektorie von der Wunde zu der Stelle, wo er auftraf, zum Beispiel eine Wand, und, abhängig von Geschwindigkeit, Entfernung und Winkeln, eine ganz spezifische Form, die eine blutige Geschichte erzählte.

Obwohl heutzutage Computer die gleichen Ergebnisse liefern, wurden diese

zeitaufwändige Arbeit am Tatort durchgeführt, weil alle von uns, die schon einmal vor Gericht ausgesagt hatten, wussten, dass Geschworene lieber die leuchtend bunten Fäden in einem plastischen dreidimensionalen Modell studierten als schraffierte Linien auf einem Computerdiagramm.

Aber die exakte Position des Opfers bei jedem Schlag zu errechnen war überflüssig, außer es kam auf Zentimeter an, was hier nicht der Fall war. Ich brauchte diese Messungen nicht, um zu wissen, dass es sich nicht um Selbstmord, sondern um Mord handelte, oder dass der Mörder vor Wut außer sich gewesen sein musste.

»Wir müssen sie ins Leichenschauhaus bringen«, sagte ich zu Marino. »Lassen wir sie wegschaffen.«

»Ich kann mir nicht erklären, wie er reingekommen ist«, sagte Ham. »Sie war

Polizistin. Man sollte annehmen, dass sie einem Fremden nicht die Tür aufmacht.«

»Vorausgesetzt er war ein Fremder.«

»Mann, es war derselbe verdammte Irre, der die Frau im Quik Cary umgebracht hat. Er muss es gewesen sein.«

»Dr. Scarpetta?«, hörte ich Harris im Flur sagen.

Ich drehte mich erschrocken um. Ich dachte, er wäre gegangen.

»Wo ist ihre Waffe? Hat man sie schon gefunden?«, fragte Marino. »Bis jetzt nicht.«

»Kann ich Sie einen Moment sprechen?«, fragte mich Harris.

Marino bedachte Harris mit einem schmutzigen Blick und ging ins Bad, von wo

er etwas zu laut rief: »Ihr denkt dran, die Abflüsse und Rohre zu überprüfen, klar?«

»Machen wir, Boss.«

Ich trat zu Harris auf den Flur, und wir entfernten uns ein Stück von der Tür, so dass niemand hören konnte, was er mir zu sagen hatte. Richmonds Polizeichef hatte sich der Tragödie ergeben.

Wut war Angst gewichen, und ich vermutete, dass das seine Leute nicht sehen sollten. Er trug sein Jackett über dem Arm, sein Hemdkragen war geöffnet, die Krawatte gelockert. Er atmete schwer.

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte ich ihn.

»Asthma.«

»Haben Sie etwas zum Inhalieren?« »Gerade gemacht.«

»Nehmen Sie's nicht so schwer, Chief Harris«, sagte ich gelassen, denn Asthma konnte schnell gefährlich werden, und Stress machte es noch schlimmer.

»Hören Sie«, sagte er, »es hat Gerüchte gegeben. Sie hatte irgendetwas mit gewissen Aktivitäten in D.C. zu tun. Ich wusste nichts davon, als ich sie angestellt habe. Woher sie ihr Geld kriegt«, fügte er hinzu, als wäre Diane Bray nicht tot. »Und ich weiß, dass Anderson ihr hinterher läuft wie ein Hündchen.«

»Vielleicht lief sie ihr auch hinterher, wenn Bray nicht damit rechnete«, sagte ich.

»Sie sitzt draußen in einem Streifenwagen«, sagte er, als wüsste ich das nicht selbst.

»Es ist nicht an mir, meine Meinung darüber zu äußern, ob sich jemand des Mordes schuldig gemacht hat oder nicht«,

sagte ich, »aber ich denke nicht, dass Anderson hierfür verantwortlich ist.«

Er holte erneut sein Spray heraus und atmete zwei Mal durch.

»Chief Harris, der sadistische Mörder, der Kim Luong umgebracht hat, läuft frei herum. Der M.O. hier ist derselbe. Er ist zu einmalig, als dass es jemand anders sein könnte. Zu wenig Einzelheiten wurden bekannt gegeben, als dass es einen Nachahmer geben könnte - viele Details kennen nur Marino und ich.«

Er kämpfte um Luft.

»Verstehen Sie?«, fragte ich. »Sie wollen sicher nicht, dass noch mehr Menschen auf diese Weise sterben müssen. Denn er wird es wieder tun. Und zwar bald. Er verliert blitzschnell die Kontrolle über sich. Vielleicht weil er seinen sicheren Hafen in Paris

verlassen und jetzt wie ein gejagtes wildes Tier ohne Versteck ist. Er ist außer sich, verzweifelt. Vielleicht fühlt er sich provoziert und führt uns an der Nase herum«, fügte ich hinzu und fragte mich, was Benton gesagt hätte. »Wer weiß schon, was in einem Kopf wie dem seinem vor sich geht.«

Harris räusperte sich.

»Was wollen Sie, dass ich tue?«, fragte er.

»Eine Pressemitteilung und zwar sofort. Wir wissen, dass er französisch spricht. Möglicherweise leidet er unter einer angeborenen Krankheit, die sich in einer extremen Behaarung äußert. Wahrscheinlich ist sein gesamter Körper mit langen blassen Haaren bewachsen. Möglicherweise rasiert er sich das ganze Gesicht, den Hals, den Kopf, er hat vermutlich ein missgestaltetes Gebiss, weit auseinander stehende, kleine, spitze Zähne.

Wahrscheinlich sieht auch sein Gesicht etwas merkwürdig aus.« »Oh, Gott.«

»Marino muss diesen Fall bearbeiten«, sagte ich zu ihm, als hätte ich das Recht dazu.

»Was haben sie gesagt? Wir sollen der Öffentlichkeit erzählen, dass wir nach einem Mann mit vollständig behaartem Körper und spitzen Zähnen suchen? Wollen Sie, dass eine Panik ausbricht, wie sie diese Stadt noch nie erlebt hat?« Er bekam keine Luft mehr.

»Bitte, beruhigen Sie sich.«

Ich legte die Finger an seinen Hals, um seinen Puls zu kontrollieren. Er war lebensgefährlich hoch. Ich führte ihn ins Wohnzimmer, wo er sich setzte. Dann holte ich ihm ein Glas Wasser und massierte seine Schultern, sprach dabei leise mit ihm, zwang

ihn, still zu sitzen, bis er sich beruhigt hatte und wieder regelmäßig atmete.

»Sie dürfen sich nicht mit dieser Arbeit belasten«, sagte ich.

»Marino sollte sich um diese Fälle kümmern und nicht die ganze Nacht in Uniform herumfahren. Gott steh Ihnen bei, wenn er diese Fälle nicht bearbeitet. Gott steh uns allen bei.«

Harris nickte. Er stand auf und ging langsam zurück zur Schwelle zu diesem schrecklichen Tatort. Marino durchsuchte mittlerweile einen begehbaren Schrank, »Captain Marino«, sagte Harris.

Marino hielt inne und warf seinem Chef einen trotzigen Blick zu.

»Sie sind zuständig«, sagte Harris zu ihm. »Lassen Sie mich wissen, wenn sie

irgendetwas brauchen.« Marinos behandschuhte Hände schoben Röcke auseinander. »Ich möchte mit Anderson sprechen«, sagte er.

40

Rene Andersons Miene war hart und ihr Blick glasig wie die Scheibe, durch die sie starrte, als die Sanitäter den Sack mit Diane Brays Leiche auf einer Bahre an ihr vorbeischoben und in den Krankenwagen hievten. Es regnete noch immer.

Sture Reporter und Fotografen, die sich wie Schwimmer auf Startblöcken vorbeugten, ließen Marino und mich nicht aus den Augen, als wir auf den Streifenwagen zugingen. Marino öffnete die Tür auf Andersons Seite und streckte den Kopf hinein.

»Wir müssen ein bisschen plaudern«, sagte er zu ihr. Ihr angstvoller Blick hüpfte von ihm zu mir. »Kommen Sie«, sagte Marino.

»Ich habe ihr nichts zu sagen«, sagte sie und sah mich an. »Ich glaube, der Doc ist vom Gegenteil überzeugt«, sagte er. »Na los. Steigen Sie aus. Ich will Ihnen nicht helfen müssen.«

»Ich will nicht fotografiert werden!«, rief sie, aber es war zu spät.

Kameras waren auf sie gerichtet wie die Speere einer ganzen Armee.

»Hängen Sie sich einfach den Mantel über den Kopf, so wie Sie es im Fernsehen gesehen haben«, sagte Marino mit einer Spur Sarkasmus in der Stimme.

Ich ging zum Krankenwagen, um kurz mit den beiden Sanitätern zu sprechen, die gerade die Hecktür schlossen.

»Wenn Sie dort sind«, sagte ich, und kalte Regentropfen fielen auf mein Haar, »möchte

ich, dass die Leiche unter Begleitschutz in den Kühlraum gebracht wird. Und dass Sie Dr. Fielding anrufen. Er soll dabei sein.«

»Ja, Ma'am.«

»Und es wird nicht darüber geredet.«

»Tun wir nie.«

»Aber besonders nicht über diesen Fall. Kein Sterbenswörtchen«, sagte ich. »Tun wir bestimmt nicht.«

Sie stiegen ein und fuhren davon, während ich ins Haus zurückkehrte und den Fragen, Kameras und Blitzlichtern keinerlei Beachtung schenkte. Marino und Anderson saßen im Wohnzimmer, und Diane Brays Uhren standen übereinstimmend auf halb elf Uhr. Andersons Jeans waren nass, ihre Schuhe voller Erde und Gras, als ob sie hingefallen wäre. Sie fror und zitterte.

»Sie wissen, dass wir von Bierflaschen die DNS bestimmen können«, sagte Marino zu ihr. »Von einer Zigarettenkippe. Ja, sogar vom Rand einer Pizza.«

Anderson saß zusammengesackt auf der Couch, und aller Kampfgeist schien aus ihr entwichen zu sein.

»Es hat nichts damit zu tun, dass -«, setzte sie an.

»Kippen von Salem Menthol im Abfalleimer in der Küche«, fuhr Marino fort. »Die rauchen Sie doch, oder? Und ja. Es hat was damit zu tun, Anderson. Weil ich glaube, dass Sie gestern Abend hier waren, kurz bevor Bray ermordet wurde. Und ich glaube nicht, dass ein Kampf stattgefunden hat, vielleicht kannte sie sogar die Person, die sie im Schlafzimmer zu Tode geprügelt hat.«

Marino glaubte keinen Augenblick daran, dass Anderson Bray umgebracht hatte.

»Was ist passiert?«, fragte er. »Hat sie Sie verhöhnt, bis Sie es nicht mehr ausgehalten haben?«

Ich dachte an die aufreizende Satinbluse und die mit Spitze besetzte Wäsche, die Bray getragen hatte.

»Hat sie ein Stück Pizza mit Ihnen gegessen und Sie dann nach Hause geschickt, als wären Sie Dreck für sie? Hat sie Sie gestern Abend zum letzten Mal links liegen lassen?«, fragte Marino.

Anderson starrte schweigend auf ihre reglosen Hände. Sie fuhr sich immer wieder mit der Zunge über die Lippen und versuchte, die Tränen zurückzuhalten.

»Ich meine, es wäre ja verständlich. Jeder hat seine Grenzen, stimmt's, Doc? Wenn einem jemand zum Beispiel in die Karriere pfuscht. Aber dazu kommen wir später.«

Er beugte sich auf dem antiken Armlehnstuhl vor, die großen Hände auf den großen Knien, bis Anderson ihn mit ihren geröteten Augen ansah.

»Haben Sie eigentlich eine Ahnung, in was für Schwierigkeiten Sie stecken?«, sagte er zu ihr.

Ihre Hand zitterte, als sie sich das Haar aus der Stirn strich.

»Ich war gestern Abend hier.« Sie sprach mit tonloser Stimme.

»Ich habe vorbeigeschaut, und wir bestellten Pizza.«

»Ist das eine Gewohnheit von Ihnen?«, fragte Marino. »Vorbeizuschauen? Waren Sie eingeladen?«

»Ich war öfter hier. Manchmal habe ich vorbeigeschaut«, sagte sie.

»Manchmal haben Sie unangemeldet vorbeigeschaut. Das meinen Sie doch.«

Sie nickte, benetzte sich wieder die Lippen.

»Haben Sie das auch gestern Abend getan?«

Anderson musste nachdenken. Ich sah es ihren Augen an, dass sie an einer Lüge arbeitete. Marino lehnte sich auf seinem Stuhl zurück.

»Verdammt, ist der unbequem.« Er bewegte die Schultern. »Als würde man in einem Mausoleum sitzen. Ich glaube, es wäre

eine gute Idee, wenn Sie uns die Wahrheit erzählen. Und warum?

Weil ich sie auf die eine oder andere Art sowieso herausfinden werde, und wenn Sie mich anlügen, werde ich Sie so fertig machen, dass Sie im Gefängnis Kakerlaken fressen. Glauben sie bloß nicht, wir wüssten nichts von Ihrem verdammten Leihwagen, der draußen steht.«

»Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein Detective einen Leihwagen hat.« Sie verhielt sich ungeschickt und wusste es.

»Na klar, vor allem wenn man damit Leute verfolgt«, entgegnete er. Und dann war ich an der Reihe.

»Sie parkten damit vor der Wohnung meiner Sekretärin«, sagte ich. »Oder jemand anders in diesem Wagen. Ich wurde verfolgt.

Rose ebenfalls.«

Anderson schwieg.

»Ihre E-Mail-Adresse lautet nicht zufällig M-A-Y-F-L-R.« Ich buchstabierte es ihr vor.

Sie hauchte in ihre Hände, um sie zu wärmen.

»Stimmt. Das habe ich ganz vergessen«, sagte Marino. »Sie sind im Mai geboren. Am zehnten, in Bristol, Tennessee. Ich kann Ihnen auch Ihre Sozialversicherungsnummer und Adresse sagen, wenn Sie wollen.«

»Ich weiß alles über Chuck«, sagte ich zu ihr.

Jetzt wurde sie nervös und bekam es mit der Angst.

»Tatsache ist«, schaltete sich Marino wieder ein, »dass wir den alten Chuckie-Boy

dabei gefilmt haben, wie er verschrei-bungspflichtige Medikamente im Leichenschauhaus klaut. Wussten Sie das?«

Sie holte tief Luft. Wir hatten bislang nichts dergleichen aufgenommen.

»Ne Menge Geld. Genug, damit er und Sie und sogar Bray sich ein schönes Leben machen konnten.«

»Er hat sie gestohlen, nicht ich«, sagte Anderson. »und es war nicht meine Idee.«

»Sie haben früher im Drogendezernat gearbeitet«, erwiderte Marino. »Sie wussten, wo man diese Scheiße ablädt. Ich wette, Sie waren das Gehirn hinter der ganzen verdammten Unternehmung, denn so wenig ich Chuck auch mag, er war kein Drogenhändler, bevor Sie hier aufkreuzten.«

»Sie haben Rose und mich verfolgt, um uns einzuschüchtern«, sagte ich.

»Mein Zuständigkeitsbereich ist die Stadt«, sagte sie. »Ich fahre überall herum. Das heißt nicht, dass ich ein Motiv habe, wenn ich zufällig hinter Ihnen herfahre.«

Marino stand auf und gab einen barschen Laut von sich, um seinen Abscheu auszudrücken.

»Na los«, sagte er. »Warum gehen wir nicht in Brays Schlafzimmer? Da Sie so eine gute Polizistin sind, können Sie mir vielleicht erklären, was passiert ist, wenn Sie das viele Blut und Gehirn sehen. Da Sie niemanden verfolgt haben und die Drogengeschichte nicht auf Ihrem Mist gewachsen ist, können Sie auch wieder arbeiten und mir hier helfen, Detective Anderson.«

Sie wurde blass. In ihrem Blick flackerte Entsetzen auf.

»Wie?« Marino setzte sich neben sie auf die Couch. »Haben Sie ein Problem damit? Heißt das, dass Sie auch nicht ins Leichenschauhaus mitkommen und bei der Autopsie zusehen wollen?

Sie scheinen nicht gerade versessen auf Ihren Job.«

Er zuckte die Achseln, stand wieder auf, schritt auf und ab und schüttelte den Kopf.

»Ich sage Ihnen, das ist nichts für einen empfindlichen Magen, so viel steht fest. Ihr Gesicht sieht aus wie ein Hamburger -«

»Aufhören!«

»Und ihre Brüste sind zerbissen -«

Andersons Augen schwammen in Tränen, und sie schlug die Hände vors Gesicht. »Als ob jemand nicht gekriegt hätte, was er wollte, und dann ist er in einem sexuellen Wutanfall explodiert. Ein echtes Lust-Hass-Ding. Und jemandem das Gesicht so zuzurichten ist normalerweise was ganz Persönliches.« »Aufhören!«, schrie Anderson.

Marino verstummte und sah sie nachdenklich an, als studierte er ein mathematisches Problem auf einer Tafel.

»Detective Anderson«, sagte ich. »Was hatte Deputy Chief Bray gestern Abend an, als Sie vorbeischauten?«

»Ein hellgrüne Bluse. Satin.« Ihre Stimme bebte und stockte.

»Eine schwarze Kordhose.«

»Schuhe und Socken?«

»Stiefeletten. Schwarz. Und schwarze Socken.« »Schmuck?«

»Einen Ring und eine Armbanduhr.« »Unterwäsche, BH?«

Sie sah mich an, ihre Nase lief, und ihre Stimme hörte sich an, als wäre sie erkältet.

»Diese Dinge sind wichtig«, sagte ich.

»Das mit Chuck stimmt«, sagte sie. »Aber es war nicht meine Idee. Es war ihre.«

»Brays?« Ich folgte ihrem Hinweis.

»Sie hat mich vom Drogen- ins Morddezernat versetzt. Sie wollte Sie eine Million Meilen weit weg aus dem Weg haben«, sagte sie zu Marino. »Sie hat Geld mit den Tabletten und ich weiß nicht mit was sonst noch gemacht, schon seit langem, und sie hat die

Pillen auch geschluckt, und sie wollte Sie loswerden.«

Sie wandte sich wieder mir zu und wischte sich mit dem Handrücken die Nase ab. Ich gab ihr Taschentücher aus meiner Tasche.

»Sie wollte auch Sie loswerden«, sagte sie. »Das war ziemlich klar«, sagte ich, und es schien kaum fassbar, dass die Person, über die wir sprachen, nur noch aus den verprügelten Resten bestand, die ich vor kurzem erst im Schlafzimmer dieses Hauses untersucht hatte.

»Ich weiß, dass sie einen BH anhatte«, sagte Anderson. »Sie hat sich immer so aufreizend angezogen. Großer Ausschnitt oder die obersten Knöpfe offen. Und sie hat sich immer vorgebeugt, damit man in ihre Bluse schauen konnte. Die ganze Zeit hat sie das gemacht, auch bei der Arbeit, weil sie wollte, dass die Leute reagierten.«

»Wie reagierten sie denn?«, fragte Marino.

»Also, die Leute haben eindeutig reagiert. Und Röcke mit Schlitzen, die man nicht sah, bis sie sich gesetzt und die Beine auf eine bestimmte Art und Weise übereinander geschlagen hat ... Ich habe ihr gesagt, dass sie sich nicht so anziehen soll.«

»Wie reagierten die Leute?«, fragte Marino noch einmal.

»Ich habe ihr immer wieder gesagt, sie soll sich nicht so anziehen.«

»Da muss man als niederer Detective schon Nerven haben, um seiner Vorgesetzten vorzuschreiben, wie sie sich anziehen soll.«

»Ich meinte, dass es besser wäre, wenn die Polizisten sie nicht so sehen und nicht so ansehen.« »Sind Sie vielleicht ein bisschen eifersüchtig gewesen?« Sie antwortete nicht.

»Und ich wette, sie wusste, dass Sie eifersüchtig waren, dass es Sie in den Wahnsinn trieb und es Ihnen echt schlecht ging, stimmt's? Das hat wiederum Bray angemacht. Sie ist der Typ dafür. Erst zieht sie Sie auf, und dann nimmt sie Ihnen die Batterie raus, damit Sie nur ja nicht vom Fleck kommen.«

»Sie hatte einen schwarzen BH an«, sagte Anderson zu mir. »Er war oben mit Spitze besetzt. Ich weiß nicht, was sie sonst noch anhatte.«

»Sie hat Sie auf Teufel komm raus benutzt, richtig?«, sagte Marino. »Hat Sie zu ihrem Drogenbeschaffer und -dealer gemacht, zu ihrem Aschenbrödel. Was hat sie noch von Ihnen verlangt?« Anderson wurde allmählich zornig.

»Stimmen die Gerüchte, dass Sie ihren Wagen zum Waschen bringen mussten? Sie

hat Sie aussehen lassen wie eine schleimige Arschkriecherin, die niemand ernst nahm. Das Traurige ist, dass Sie vielleicht gar keine so miese Polizistin wären, wenn sie Sie in Ruhe gelassen hätte. Sie hatten keine Möglichkeit, das rauszufinden, so wie sie Sie an der Leine gehalten hat. Ich sag Ihnen mal was. Bray wäre mit Ihnen genauso wenig ins Bett gegangen wie der Mann im Mond. Leute wie sie schlafen nicht mit jedem. Sie sind wie Schlangen. Sie brauchen niemanden, der sie warm hält.«

»Ich hasse sie«, sagte Anderson. »Sie hat mich wie Dreck behandelt.«

»Warum sind Sie dann immer wieder zu ihr gekommen?«, fragte Marino.

Anderson fixierte mich, als hätte sie Marino nicht gehört. »Sie saß auf dem Stuhl, auf dem Sie jetzt sitzen. Und ich musste ihr einen Drink machen, ihr die Schultern

massieren, sie von hinten bis vorn bedienen. Manchmal wollte sie, dass ich sie massiere.«

»Haben Sie es getan?«, fragte Marino.

»Sie hatte dann nur einen Morgenmantel an und legte sich aufs Bett.«

»Auf das Bett, auf dem sie ermordet wurde? Hat sie den Morgenmantel für die Massage ausgezogen?«

Andersons Augen funkelten, als sie sich ihm zuwandte.

»Sie hat sich immer noch genügend bedeckt gehalten. Ich habe ihre Kleider in die Reinigung gebracht und ihren verdammten Jaguar aufgetankt und - Sie war so gemein zu mir!«

Anderson klang wie ein Kind, das wütend auf seine Mutter war.

»Das war sie bestimmt«, sagte Marino. »Zu vielen Leuten.«

»Aber ich habe sie nicht umgebracht, oh Gott! Ich habe sie nie berührt, außer sie wollte es.«

»Was war gestern Abend?«, fragte Marino. »Sind sie vorbeigekommen, weil Sie sie unbedingt sehen mussten?«

»Sie hat mich erwartet. Ich sollte Tabletten und Geld vorbeibringen. Sie mochte Valium, Ativan, BuSpar. Sachen, die sie entspannt haben.«

»Wie viel Geld?«

»Zweitausendfünfhundert Dollar. Bar.«

»Die sind nicht mehr da«, sagte Marino.

»Es lag auf dem Tisch. Dem Küchentisch. Ich weiß nicht. Wir haben Pizza bestellt, ein

bisschen was getrunken und geredet. Sie war schlecht gelaunt.«

»Weswegen?«

»Sie hatte erfahren, dass Sie in Frankreich waren«, sagte sie zu uns beiden. »Bei Interpol.«

»Ich frage mich, wie sie das herausgefunden hat.«

»Wahrscheinlich von Ihrem Büro. Vielleicht wusste Chuck es.

Keine Ahnung. Sie bekam immer, was sie wollte, fand immer heraus, was sie wissen wollte. Sie dachte, dass eigentlich sie zu Interpol hätte fliegen sollen. Sie hat nur darüber geredet. Und dann fing sie an, mir an allem, was schief gegangen ist, die Schuld zu geben. Wie die Sache auf dem Parkplatz vor dem Restaurant, die E-Mail, die Patzer

bei der Spurensicherung im Quik Cary. Einfach für alles.«

Die Uhren schlugen und gongten. Es war zwölf Uhr mittags.

»Wann sind Sie wieder gegangen?«, fragte ich, als das Konzert beendet war.

»Gegen neun.«

»Hat sie jemals im Quik Cary eingekauft?«

»Vielleicht ist sie manchmal dort vorbeigefahren«, sagte sie.

»Aber wie Sie vielleicht in der Küche gesehen haben, hat sie nicht oft gekocht oder zu Hause gegessen.«

»Wahrscheinlich haben Sie sie mit Essen versorgt«, setzte Marino hinzu.

»Sie hat nie angeboten, etwas zu zahlen. Ich verdiene nicht viel.«

»Was war mit Ihrem hübschen kleinen Anteil am Verkauf der Medikamente? Ich bin ganz verwirrt«, sagte Marino. »Wollen Sie etwa behaupten, dass Sie keinen gerechten Anteil bekommen haben?«

»Chuck und ich bekamen jeweils zehn Prozent. Den Rest habe ich ihr jede Woche gebracht. Es hing immer davon ab, welche Medikamente verfügbar waren. Im Leichenschauhaus oder an einem Tatort. Ich blieb nie lange, wenn ich hier war. Sie hatte es immer eilig. Plötzlich hatte sie etwas Wichtiges zu erledigen. Ich muss die Raten für mein Auto bezahlen. Dafür gingen meine zehn Prozent drauf. Im Gegensatz zu ihr. Sie weiß nicht, was es heißt, sich Sorgen wegen Ratenzahlungen zu machen.«

»Hatten Sie manchmal Streit mit ihr?«, fragte Marino.

»Manchmal.«

»Gestern Abend?«

»Vermutlich.«

»Weswegen?«

»Mir ging ihre Laune auf die Nerven. Wie immer.« »Und dann?«

»Bin ich gegangen. Wie ich schon sagte. Sie hatte etwas zu erledigen. Sie bestimmte immer, wann ein Gespräch oder ein Streit beendet war.«

»Sind Sie gestern Abend mit dem Leihwagen gefahren?«, fragte Marino.

»Ja.«

Ich stellte mir vor, wie der Mörder sie beobachtete. Er war irgendwo in der Nähe, im Dunkeln. Beide waren im Hafen gewesen, als die Ladung der Sirius gelöscht wurde und der Mörder unter dem Pseudonym Pascal Leger in Richmond eintraf. Wahrscheinlich hatte er sie damals gesehen. Und auch Bray. Er interessierte sich vermutlich für alle, die am Fundort der Leiche gewesen waren, darunter Marino und ich.

»Detective Anderson«, sagte ich. »Sind Sie manchmal zurückgekommen, nachdem Sie gegangen waren, um noch einmal mit Bray zu reden?«

»Ja«, gestand sie ein. »Es war nicht fair von ihr, mich einfach so rauszuwerfen.«

»Haben Sie das oft gemacht?«

»Wenn ich durcheinander war.«

»Was haben Sie getan? Haben Sie geklingelt? Wie haben Sie ihr zu verstehen gegeben, dass Sie es waren?« »Wie bitte?«

»Polizisten scheinen meistens zu klopfen, zumindest wenn sie zu mir kommen«, sagte ich. »Sie klingeln nicht.«

»Weil die Hälfte der Rattenfallen, zu denen wir gerufen werden, keine funktionierende Klingel haben«, sagte Marino.

»Ich habe geklopft«, sagte sie.

»Und wie haben Sie geklopft?«, fragte ich. Marino zündete sich eine Zigarette an und ließ mich reden. »Also.«

»Zwei, drei Mal? Laut, leise?«, sagte ich. »Drei Mal. Laut.«

»Und sie hat Sie immer ins Haus gelassen?«

»Manchmal. Manchmal hat sie auch nur die Tür aufgemacht und mich wieder weggeschickt.«

»Hat sie zuerst gefragt, wer da war? Oder hat sie einfach die Tür geöffnet?«

»Wenn sie wusste, dass ich es war, hat sie einfach aufgemacht.«

»Sie meinen, wenn sie glaubte, dass Sie es waren«, sagte Marino.

Anderson folgte unserem Gedankengang und hielt dann inne.

Sie konnte nicht weiterdenken. Sie konnte es nicht ertragen.

»Aber gestern Abend sind Sie nicht noch einmal zurückgekommen, oder?«, fragte ich.

Ihre Antwort bestand in Schweigen. Sie war nicht zurückgekommen. Sie hatte nicht

drei Mal laut geklopft. Der Mörder hatte es getan, und Bray hatte, ohne zu zögern, die Tür geöffnet.

Vielleicht sagte sie bereits etwas, knüpfte an den früheren Streit an, als sich das Ungeheuer plötzlich einen Weg in ihr Haus bahnte.

»Ich habe ihr nichts getan, ich schwöre es«, sagte Anderson. »Es ist nicht meine Schuld«, sagte sie wieder und wieder, weil sie nicht in der Lage war, für irgendetwas die Verantwortung zu übernehmen.

»Verdammtes Glück, dass Sie gestern Abend nicht zurückgekommen sind«, sagte Marino. »Vorausgesetzt, Sie sagen die Wahrheit.«

»Es ist die Wahrheit. Ich schwöre es bei Gott.« »Wenn Sie aufgetaucht wären, wären

Sie vielleicht die Nächste gewesen.« »Ich habe nichts damit zu tun!«

»Auf gewisse Weise schon. Sie hätte die Tür nicht geöffnet, wenn -«

»Das ist nicht fair!«, sagte Anderson, und sie hatte Recht. Was immer sie und Bray getan hatten, es war ihnen nicht anzulasten, dass der Mörder sie beschattet und auf seine Gelegenheit gewartet hatte.

»Sie sind also nach Hause gefahren«, sagte Marino. »Haben Sie später versucht, Bray anzurufen? Um die Sache wieder in Ordnung zu bringen?«

»Ja. Aber sie hat nicht abgenommen.«

»Das war wie lange, nachdem Sie gegangen waren?«

»Vielleicht zwanzig Minuten. Ich rief noch öfter an und dachte, dass sie nicht mit mir sprechen wollte. Ich begann mir Sorgen zu machen, als ich es nach Mitternacht mehrmals versuchte und sich immer nur ihr Anrufbeantworter einschaltete.«

»Haben Sie dann eine Nachricht hinterlassen?«

»Meistens nicht.« Sie hielt inne und schluckte. »Und heute Morgen kam ich her, um nach ihr zu sehen, gegen halb sieben. Ich klopfte, aber niemand öffnete. Die Tür war nicht verschlossen, und ich bin ins Haus gegangen.«

Sie begann wieder zu zittern, ihre Augen vor Entsetzen weit aufgerissen.

»Und ich bin nach hinten gegangen.« Ihre Stimme überschlug sich. »Und dann bin ich gelaufen. Ich hatte solche Angst.«

»Wovor?«

»Wer immer - Ich konnte ihn nahezu fühlen, eine grauenvolle Anwesenheit in dem Zimmer, und ich wusste nicht, ob er noch irgendwo hier - Ich hatte meine Waffe in der Hand und lief und fuhr, so schnell ich konnte. Dann hielt ich an einer Telefonzelle und machte den Notruf.«

»Das muss ich Ihnen lassen«, sagte Marino mit müder Stimme, »zumindest haben Sie sich identifiziert und nicht auf diese beschissene Anonymer-Anrufer-Tour gemacht.«

»Was, wenn er jetzt hinter mir her ist?«, fragte sie und wirkte ganz klein und kaputt. »Ich war öfter im Quik Cary. Manchmal fahre ich dort vorbei. Ich kannte Kim Luong.«

»Nett, dass Sie uns das jetzt erst mitteilen«, sagte Marino, und mir wurde klar, wie Kim Luong in diese Geschichte mit hineingeraten war.

Wenn der Mörder Anderson beobachtet hatte, hatte sie ihn, ohne es zu wissen, möglicherweise zum Quik Cary und seinem ersten Opfer m Richmond geführt. Vielleicht war es aber auch Rose gewesen. Vielleicht hatte er Rose und mich beobachtet, als wir gemeinsam auf den Parkplatz vor dem Leichenschauhaus traten oder als ich bei ihr zu Hause vorbeischaute.

»Wir können Sie verhaften, wenn Sie sich dann sicherer fühlen«, sagte Marino und meinte es.

»Was soll ich nur tun?« Sie weinte. »Ich lebe allein. Ich habe Angst.«

»Gemeinsam geplanter Raub und Handel mit verschrei-bungspflichtigen Medikamenten«, dachte Marino laut. »Plus Besitz dieser Medikamente ohne Rezept. Alles Straftaten. Mal sehen. Da sowohl Sie als auch Chuckie-Boy eine Arbeit haben und bislang im Sinne des Strafgesetzbuches nicht auffällig geworden sind, wird die Kaution nicht sehr hoch angesetzt werden. Wahrscheinlich zweitausendfünfhundert Dollar, die Sie vermutlich mit Ihrem Anteil am Drogengeschäft bezahlen können. Kein Problem also.«

Ich kramte in meiner Tasche, holte mein Handy heraus und rief Fielding an.

»Ihre Leiche ist gerade eingeliefert worden«, sagte er. »Soll ich mit der Autopsie anfangen?«

»Nein«, sagte ich. »Wissen Sie, wo Chuck ist?«

»Er ist heute nicht gekommen.«

»Das hätte ich mir denken können«, sagte ich. »Wenn er doch noch auftaucht, rufen Sie ihn in Ihr Büro und lassen ihn nicht wieder weg.«

41

Kurz vor vierzehn Uhr fuhr ich vor das Leichenschauhaus und stellte meinen Wagen im Trockenen ab. Zwei Angestellte eines Bestattungsunternehmens luden eine Leiche in einen altmodischen schwarzen Leichenwagen mit Jalousien in den hinteren Fenstern.

»Guten Tag«, sagte ich.

»Guten Tag, Ma'am.«

»Wen haben Sie denn abgeholt?«

»Den Bauarbeiter aus Petersburg.«

Sie schlossen die Hecktür und zogen die Latexhandschuhe aus.

»Der vom Zug überfahren wurde«, fuhren sie fort. Sie sprachen beide gleichzeitig. »Das ist mir unvorstellbar. So möchte ich nicht abtreten. Einen schönen Tag noch.«

Ich öffnete mit meinem Kartenschlüssel den Seiteneingang und ging den hell beleuchteten Flur entlang, wo der Boden mit einem Epoxidharz eingelassen war und alle Aktivitäten von Kameras an den Wänden aufgenommen wurden. Rose drückte gereizt auf den Cola-Lite-Knopf unseres Getränkeautomaten, als ich den Aufenthaltsraum auf der Suche nach Kaffee betrat.

»Verdammt«, rief sie. »Ich dachte, der wäre repariert worden.«

Sie drückte vergeblich auf den Geldrückgabe-Knopf.

»Das verdammte Ding funktioniert immer noch nicht. Kann denn niemand mehr

irgendetwas richtig machen?«, beschwerte sie sich. »Tu dies, tu das, und trotzdem geht nichts, wie bei den Beamten.«

Sie atmete laut und frustriert aus.

»Alles wird in Ordnung kommen«, sagte ich ohne Überzeugung. »Ist schon okay, Rose.« »Ich wünschte, Sie könnten sich etwas ausruhen.« Sie seufz-te.

»Ich wünschte, das könnten wir alle.«

Becher hingen an einem Brett neben der Kaffeemaschine, aber meinen suchte ich vergeblich.

»Versuchen Sie's auf der Toilette, dort lassen Sie ihn für gewöhnlich auf dem Waschbecken stehen«, sagte Rose. Diese Erinnerung an die weltlichen Kleinigkeiten unseres normalen Lebens war eine

willkommene Erleichterung, gleichgültig wie flüchtig sie war.

»Chuck wird nicht mehr kommen«, sagte ich. »Er wird verhaftet werden, wenn er es nicht schon ist.«

»Die Polizei war schon da. Ich werde ihm keine Tränen nachweinen.«

»Ich bin im Leichenschauhaus. Sie wissen, woran ich arbeite, also keine Anrufe, außer es ist dringend«, sagte ich zu ihr.

»Lucy hat angerufen. Sie holt Jo heute Abend aus dem Krankenhaus.«

»Ich wünschte, Sie würden für eine Weile bei mir wohnen, Rose.«

»Danke. Aber ich bleibe, wo ich bin.« »Ich würde mich besser fühlen, wenn Sie bei mir

wären.« »Dr. Scarpetta, wenn er es nicht ist, dann ist es jemand anders.

Draußen laufen immer böse Menschen herum. Ich muss mein Leben leben. Ich will nicht zu einer Geisel der Angst und des Alters werden.«

Im Umkleideraum zog ich einen OP-Anzug und eine Plastikschürze an. Meine Finger stellten sich ungeschickt an, und immer wieder fiel mir etwas aus der Hand. Mir war kalt, und alles tat mir weh, als würde ich eine Grippe kriegen. Ich war dankbar, dass ich einen Mundschutz, ein Gesichtsschild, Mütze, Überschuhe und schichtenweise Handschuhe anziehen konnte, um mich vor biologischen Risiken und meinen Gefüh-len zu schützen. Ich wollte nicht, dass mich jetzt jemand sah. Schlimm genug, dass Rose mich gesehen hatte.

Fielding bereitete sich darauf vor, Brays Leiche zu fotografieren, als ich den Autopsiesaal betrat, wo meine zwei Stellvertreter und drei Assistenzärzte neue Fälle bearbeiteten, weil jeder Tag uns Tote brachte. Laufendes Wasser und Stahlinstrumente, die gegen Stahlflächen schlugen, und gedämpfte Stimmen waren zu hören. Das Telefon klingelte ununterbrochen.

An diesem Ort aus Stahl gab es keine Farben außer den Schattierungen des Todes. Quetschungen und Blutergüsse waren lilablau, Livor mortis war pink. Blut leuchtete hell neben dem Gelb von Fett. Brustkörbe waren geöffnet wie Tulpenblüten, Organe lagen auf Waagschalen und Schneidbrettern, und der Geruch nach Verwesung war stark.

Die beiden anderen Fälle waren Jugendliche, einer hispanischer Abstammung, der andere weiß. Beide waren tätowiert und an multiplen Messerstichen gestorben. Ihre

hassverzerrten, zornigen Gesichter waren jetzt entspannt wie die von den Jungen, die sie hätten sein können, hätte das Leben sie vor einer anderen Tür abgesetzt, vielleicht mit anderen Genen. Eine Gang war ihre Familie gewesen, die Straße ihr Zuhause. Sie waren gestorben, wie sie gelebt hatten.

»- tief eingedrungen. Zehn Zentimeter tief zwischen zwölfter Rippe und Aorta, über ein Liter Blut in der linken und rechten Brustkorbhälfte«, diktierte Dan Chong ins Mikrofon an seinem Kittel, während Amy Forbes ihm gegenüber auf der anderen Seite des Tisches arbeitete.

»Hat er Blut eingeatmet?«

»Nur minimal.«

»Eine Abschürfung am linken Arm. Vielleicht von seinem letzten Sturz? Habe ich dir erzählt, dass ich tauchen lerne?« »Hm. Na

dann viel Glück. Warte nur, bis du in offenem Wasser tauchen musst, im Steinbruch. Das macht wirklich Spass. Vor allem im Winter.«

»Um Gottes willen«, sagte Fielding. »Um Gottes willen.«

Er hatte den Leichensack geöffnet und die blutigen Tücher beiseite geschlagen. Ich trat zu ihm, und als wir sie bloßlegten, verspürte ich noch einmal den Schock.

»Um Gottes willen«, murmelte Fielding immer wieder.

Wir hoben sie auf den Tisch, und sie nahm stur wieder die Position ein, die sie auch auf der Bahre innegehabt hatte. Wir brachen die Leichenstarre in ihren Armen und Beinen, damit sich die Muskeln darin entspannten.

»Was zum Teufel stimmt nur mit den Menschen nicht?« Fielding legte einen Film in eine Kamera.

»Das, was schon immer nicht mit ihnen gestimmt hat«, sagte ich.

Wir befestigten den fahrbaren Autopsietisch an einem der Sezierbecken an der Wand. Einen Augenblick lang legten alle im Raum die Arbeit nieder und kamen zu uns, um sich Bray anzusehen. Sie konnten nicht anders.

»Oh mein Gott«, murmelte Chong.

Forbes war so geschockt, dass sie kein Wort herausbrachte.

»Bitte«, sagte ich und sah ihnen in die Gesichter. »Das ist keine Demo-Autopsie. Fielding und ich machen das schon.«

Ich suchte die Leiche mit einer Lupe ab und fand mehr von den langen, feinen teuflischen Haaren.

»Es ist ihm gleichgültig«, sagte ich. »Es ist ihm gleichgültig, ob wir alles über ihn erfahren.«

»Meinen Sie, er weiß, dass Sie in Paris waren?«

»Ich weiß nicht, wie er davon erfahren haben könnte«, sagte ich.

»Aber vermutlich steht er in Kontakt mit seiner Familie. Und die weiß womöglich alles.« Ich sah ihr großes Haus vor mir, die Kronleuchter darin und mich selbst, wie ich mich vorbeugte, um Wasser aus der Seine zu schöpfen, möglicherweise an der Stelle, wo der Mörder ins Wasser gewatet war, um sein Leiden zu heilen. Ich dachte an Dr. Stvan und hoffte, dass sie in Sicherheit war.

»Das Gehirn ist dunkel verfärbt.« Chong hatte sich wieder seiner eigenen Arbeit zugewandt.

»Ja, das des anderen auch. Wahrscheinlich wieder mal Heroin.

Der vierte Fall in sechs Wochen. Alle in der Stadt.«

»Es muss guter Stoff im Umlauf sein. Dr. Scarpetta?«, rief Chong mir zu, als wäre es ein ganz normaler Nachmittag und mein Fall ein ganz normaler Fall. »Die gleiche Tätowierung, wie ein schlecht gezeichnetes Viereck. Auf der linken Handfläche, muss höllisch wehgetan haben. Dieselbe Gang?«

»Fotografieren Sie sie«, sagte ich.

Bray wies vor allem an Stirn und linker Wange unverwechselbare Verletzungsmuster auf, wo die Wucht der Schläge die Haut

aufgerissen und geriefelte Abschürfungen hinterlassen hatte, wie ich sie schon einmal gesehen hatte.

»Vielleicht das Gewinde eines Rohrs?«, sagte Fielding.

»Sieht nicht nach einem Rohr aus«, erwiderte ich.

Die äußerliche Untersuchung von Brays Leiche dauerte über zwei Stunden, und Fielding und ich vermaßen, skizzierten und fotografierten jede einzelne Wunde. Die Knochen in ihrem Gesicht waren eingeschlagen, das Fleisch über hervorstehenden Knochen aufgerissen. Ihre Zähne waren zerbrochen. Manche mit solcher Wucht ausgeschlagen, dass sie in ihrer Kehle steckten. Ihre Lippen, ihre Ohren und das Fleisch auf ihrem Kinn waren von den Knochen gelöst. Röntgenaufnahmen förderten hunderte von Brüchen und eingeschlagenen Stellen zu

Tage, besonders in ihrer Schädelplatte. Um sieben Uhr abends duschte ich. Das Wasser färbte sich hellrot, weil ich so blutig geworden war. Ich fühlte mich schwach und schwindlig, da ich seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen hatte. Außer mir war niemand mehr da. Ich trat aus dem Umkleideraum und trocknete mir mit einem Handtuch das Haar, als Marino plötzlich aus meinem Büro kam. Beinahe hätte ich laut aufgeschrien. Ich legte die Hand auf mein Herz, während mir Adrenalin ins Blut schoss.

»Erschreck mich doch nicht so!«

»Wollte ich nicht.« Er blickte grimmig drein.

»Wie bist du reingekommen?«

»Der Nachtwächter. Wir kennen uns. Ich wollte nicht, dass du allein zu deinem Auto gehst. Ich wusste, dass du noch hier bist.«

Ich fuhr mir mit den Fingern durch das feuchte Haar, und er folgte mir in mein Büro. Ich warf das Handtuch über die Stuhllehne und sammelte ein, was ich mit nach Hause nehmen wollte. Ich sah die Laborberichte, die Rose auf meinen Schreibtisch gelegt hatte. Die Fingerabdrücke auf dem Eimer, den wir in dem Container gefunden hatten, stimmten mit denen des nicht identifizierten Mannes überein.

»Das hilft uns jetzt beschissener Weise auch nicht weiter«, sagte Marino.

Außerdem lag noch der DNS-Bericht da mit einer Notiz von Jamie Kuhn, der bereits über Ergebnisse verfügte.

»- ein Profil gefunden ... sehr ähnlich mit sehr geringfügigen Abweichungen«, las ich laut vor, ohne mich wirklich dafür zu interessieren. »- stimmt mit dem Spender der biologischen Probe überein - naher Verwandter.«

Ich sah zu Marino.

»Also, um die lange Geschichte kurz zu fassen, die DNS des Mörders und des nicht identifizierten Mannes stimmen so weit überein, um nahe zu legen, dass diese zwei Personen miteinander verwandt sind. Punkt.«

»Stimmen überein«, sagte Marino angewidert. »Ich hasse diese wissenschaftliche Scheiße. Die zwei Arschlöcher sind Brüder.« Ich zweifelte nicht daran.

»Wir brauchen Blutproben der Eltern, um es zu beweisen«, sagte ich.

»Wir rufen sie einfach an und fragen, ob wir vorbeikommen können«, sagte Marino zynisch. »Die netten Söhne der Chandonnes. Hurra!«

Ich warf den Bericht auf den Schreibtisch.

»Hurra ist der richtige Ausdruck«, sagte ich.

»Ist doch scheißegal.«

»Ich würde wirklich gern wissen, was für ein Werkzeug er benutzt hat«, sagte ich.

»Ich habe den ganzen Nachmittag damit verbracht, diese superteuren Häuser am Fluss abzuklappern.« Marino hatte die Denkrichtung gewechselt. »Die gute Nachricht ist, dass alle noch da und wohlauf sind. Die schlechte Nachricht ist, dass wir immer noch nicht wissen, wo er sich herumtreibt. Und draußen hat es minus vier Grad. Er wird also

nicht einfach spazieren gehen oder unter einem Baum schlafen.«

»Was ist mit den Hotels?«

»Niemand mit starker Körperbehaarung oder einem französischen Akzent und hässlichen Zähnen. Auch nur annäherungsweise. Und Stundenhotels sind nicht darauf versessen, mit der Polizei zu plaudern.«

Er ging mit mir den Flur entlang und schien keine Eile zu haben.

Ich hatte den Eindruck, dass ihn noch etwas beschäftigte.

»Was ist los?«, fragte ich. »Abgesehen von allem anderen?«

»Lucy hätte gestern in D.C. sein sollen, Doc, um vor der Kommission auszusagen. Sie haben vier Waco-Typen eingeflogen, die

sie befragen sollten, mit allem Drum und Dran. Und sie bestand darauf, hier zu bleiben, bis Jo wieder okay ist.«

Wir gingen auf den Parkplatz.

»Das ist ja verständlich«, fuhr er fort, während ich Angst bekam.

»Aber so funktioniert die Sache nicht, wenn sich der ATF-Direktor die Ärmel hochkrempelt und sie einfach nicht erscheint.«

»Marino, ich bin sicher, dass sie Bescheid gesagt hat«, verteidigte ich Lucy.

»Oh ja. Sie hat angerufen und versprochen, in ein paar Tagen zu kommen.«

»Können sie die paar Tage nicht warten?«, fragte ich, als ich meinen Wagen aufschloss.

»Die ganze Scheiße dort unten wurde auf Video aufgezeichnet«, sagte er, als ich mich

auf den kalten Ledersitz setzte. »Und sie sind die Sache wieder und wieder durchgegangen.«

Ich ließ den Motor an, und die Nacht wirkte plötzlich dunkler, kälter und leerer.

»Es gibt eine Menge Fragen.« Er vergrub die Hände in den Taschen seines Mantels.

»Ob die Schießerei gerechtfertigt war oder nicht? Ist es nicht Rechtfertigung genug, dass sie Jos Leben und ihr eigenes gerettet hat?«

»Ich glaube, es ist mehr ihre Einstellung, Doc. Sie ist so - na ja, du weißt schon. Immer sofort bereit, vorzupreschen und zu kämpfen. Das merkt man an allem, was sie tut. Deswegen ist sie auch so verdammt gut. Aber es kann zu einem Riesenproblem werden, wenn sie außer Kontrolle gerät.«

»Willst du nicht einsteigen, damit du nicht erfrierst?«

»Ich fahre dir nach, bis du zu Hause bist, dann hab ich noch was zu erledigen. Lucy ist doch bei dir, oder?«

»Ja.«

»Sonst würde ich dich nicht allein lassen, solange dieser Idiot noch frei herumläuft.«

»Was soll ich wegen Lucy unternehmen?«, fragte ich leise.

Ich wusste es nicht mehr. Mir kam es vor, als wäre meine Nichte außerhalb meiner Reichweite. Manchmal war ich mir nicht einmal mehr sicher, dass sie mich noch liebte.

»Es geht um Benton«, sagte Marino. »Klar, sie findet das Leben im Allgemeinen beschissen und ihr platzt regelmäßig der

Kragen. Vielleicht solltest du ihr seinen Autopsiebericht zeigen, sie damit konfrontieren, es aus ihr rausholen, bevor sie sich ihr eigenes Grab schaufelt.«

»Das werde ich niemals tun«, sagte ich und spürte den alten Schmerz, aber nicht mehr so intensiv.

»Himmel, es ist kalt. Und wir haben fast Vollmond, was mir im Augenblick gar nicht recht ist.«

»Vollmond heißt nur, dass wir ihn besser sehen können, wenn er es wieder versucht«, sagte ich.

»Soll ich dir nachfahren?«

»Nein, ist schon in Ordnung.«

»Ruf mich an, wenn Lucy aus irgendeinem Grund nicht da ist.

Du wirst auf keinen Fall allein bleiben.«

Ich fühlte mich wie Rose, als ich nach Hause fuhr. Ich wusste genau, was sie meinte, wenn sie davon sprach, Geisel der Angst, des Alters, der Trauer, von irgendjemandem oder irgendetwas zu sein. Ich war schon fast in meinem Viertel, als ich beschloss, umzukehren und zur West Broadway Street zu fahren, wo ich gelegentlich Pleasant Hardware aufsuchte. Es war ein alteingesessenes Geschäft, das im Lauf der Jahre expandiert hatte und mehr als die üblichen Werkzeuge und Gartengeräte auf Lager hatte.

Ich war immer nach sieben Uhr abends dort gewesen, wenn viele Männer von der Arbeit kamen und durch die Gänge wanderten wie kleine Jungen in einem Spielzeugladen. Der Parkplatz war gut besetzt mit Kleinwagen, Pickups und Kombis, und ich hastete an einem Ausverkauf von

Gartenmöbeln und Auslaufmodellen von Elektrogeräten vorbei. Gleich hinter dem Eingang standen Sonderangebote von Blumenzwiebeln und eine Pyramide von Eimern mit blauer und weißer Wandfarbe.

Ich wusste nicht genau, nach was für einem Werkzeug ich suchte, aber ich vermutete, dass Bray mit einem Hammer oder einem Pickel umgebracht worden war. Ich hielt die Augen offen und ging die Gänge entlang, betrachtete die Regale mit Nägeln, Muttern, Haltern, Schrauben, Haken, Scharnieren, Haspen und Schnappriegeln. Ich schlenderte an hunderten von Metern ordentlich aufgerollter Seile und Schnüre vorbei, an Isolierband und Abdichtmaterial und an so gut wie allem, was man zum Klempnern brauchte. Ich sah nichts, was in Frage gekommen wäre, auch nicht in der großen Abteilung für Stangen, Brecheisen und Hämmer.

Auch die Rohre brachten mich nicht weiter, weil die Gewinde entweder nicht dick oder nicht großflächig genug waren, um das merkwürdig gestreifte Muster auf Brays Matratze hinterlassen zu haben. Auch Werkzeuge zum Reifenwechseln waren eine Fehlanzeige. Ich war ziemlich entmutigt, als ich in die Maurerabteilung kam und ein Werkzeug entdeckte, das an einem Brett hing. Ich spürte, wie mir das Blut ins Gesicht schoss und mein Herz schneller schlug.

Es sah aus wie ein schwarzer eiserner Pickel mit einem gewundenen Griff, der an eine dicke große Spiralfeder erinnerte. Ich ging hin und nahm ihn in die Hand. Er war schwer. Ein Ende war spitz, das andere geformt wie ein Meißel. Auf dem Preisschild stand, dass es sich um eine spezielle Art Maurerhammer handelte. Er kostete sechs Dollar und fünfundneunzig Cents.

Der junge Mann, der den Preis eintippte, hatte keine Ahnung, wozu diese Art Maurerhammer diente, und wunderte sich, dass der Laden so etwas überhaupt führte.

»Gibt es hier jemanden, der mir das Werkzeug erklären kann?«, fragte ich.

Er griff zum Telefon und bat die stellvertretende Geschäftsführerin namens Julie zur Kasse zu kommen. Sie war sofort da und wirkte viel zu proper und gut gekleidet, um sich mit Werkzeugen auszukennen.

»Man benutzt es beim Schweißen, um Schlacke wegzuschlagen«, sagte sie. »Aber in der Regel wird es auf dem Bau benutzt.

Ziegel, Stein, was auch immer. Es ist ein Vielzweckwerk-zeug, wie man sieht. Und der orangefarbene Punkt auf dem Preisschild bedeutet, dass es zehn Prozent herabgesetzt ist.«

»Man könnte diese Dinger also überall finden, wo eine Baustelle ist? Es muss ein wenig bekanntes Werkzeug sein«, sagte ich.

»Wenn man nichts mit dem Bau oder mit Schweißen zu tun hat, gibt es keinen Grund, es zu kennen.«

Ich kaufte den um zehn Prozent reduzierten Maurerhammer und fuhr nach Hause. Lucy war nicht da, und ich hoffte, dass sie ins MCV gefahren war, um Jo abzuholen und hierher zu bringen. Ein schmales Wolkenband trieb, wie es schien, aus dem Nirgendwo heran, und ich hatte das Gefühl, dass es bald schneien würde. Ich fuhr rückwärts in die Garage, trat ins Haus und ging sofort in die Küche, wo ich eine Packung Hühnerbrüste in der Mikrowelle auftaute.

Ich goss Barbecuesauce über den Hammer, insbesondere den spiralförmigen Griff, legte ihn auf einen weißen Kopfkissenbezug

und rollte ihn darüber. Die Streifen waren unverwechselbar.

Ich klopfte mit beiden Enden des ominösen schwarzen Werkzeugs auf die Hühnerbrüste ein, und erkannte auch die Form der eingeschlagenen Stellen sofort wieder. Ich rief Marino an. Er war nicht zu Hause. Ich piepte ihn an. Es dauerte eine Viertelstunde, bis er zurückrief. Mittlerweile flatterten meine Nerven.

»Tut mir Leid«, sagte er. »Der Akku in meinem Telefon ist leer.

Musste erst eine Telefonzelle finden.« »Wo bist du?«

»Unterwegs. Ein Flugzeug der Staatspolizei kreist über dem Fluss, sucht alles mit Scheinwerfern ab. Vielleicht glühen die Augen des Dreckskerls im Dunkeln wie bei einem Hund. Hast du den Himmel gesehen?

Plötzlich heißt es, dass es zwanzig Zentimeter schneien soll. Es hat schon angefangen.«

»Marino, Bray wurde mit einer speziellen Art Maurerhammer ermordet.«

»Womit?«

»Wird auf dem Bau benutzt. Weißt du, ob am Fluss irgendwo eine Baustelle ist, wo mit Steinen oder Ziegeln gearbeitet wird?

Nur für den unwahrscheinlichen Fall, dass er das Werkzeug von dort hat und sich dort aufhält.«

»Wo hast du diesen Maurerhammer aufgetrieben? Ich dachte, du wolltest nach Hause? Ich mag es nicht, wenn du solchen Mist baust.«

»Ich bin ja zu Hause«, sagte ich ungeduldig. »Und er ist es vielleicht auch, jetzt in diesem Augenblick. Vielleicht irgendwo, wo Mauern eingezogen oder Steinfliesen verlegt werden.«

Marino schwieg eine Weile.

»Benutzt man so was auch für ein Schieferdach?«, fragte er dann. »Es gibt dieses große alte Haus, ein Stück hinter Windsor Farms, direkt am Fluss. Es bekommt ein neues Schieferdach.«

»Lebt dort jemand?«

»Ich habe nicht daran gedacht, weil die Arbeiter dort den ganzen Tag herumkriechen. Niemand lebt dort. Es steht zum Verkauf«, sagte er.

»Er könnte sich tagsüber drin verstecken und nach Einbruch der Dunkelheit, wenn die

Arbeiter weg sind, herauskommen«, sagte ich. »Vielleicht ist die Alarmanlage nicht eingeschaltet aus Angst, dass der Baulärm sie auslöst.«

»Bin schon unterwegs.«

»Marino, bitte geh nicht allein dorthin.«

»Es sind überall Leute vom ATF«, sagte er.

Ich machte ein Feuer, und als ich in den Garten ging, um mehr Holz zu holen, schneite es heftigst, der Mond ein bleiches Gesicht hinter tief hängenden Wolken. Ich nahm Holzscheite in den Arm und hielt meine Glock fest umklammert, während mein Blick zu jedem Schatten schweifte und mein Gehör jedes leise Geräusch wahrnahm. Die Nacht schien vor Furcht zu knistern. Ich kehrte rasch ins Haus zurück und schaltete die Alarmanlage wieder ein.

Ich saß im großen Zimmer, Flammen leckten am rußigen Abzug des Kamins, und machte Skizzen. Ich versuchte zu rekonstruieren, wie der Mörder Bray ins Schlafzimmer manövriert hatte, ohne ihr einen einzigen Schlag zu versetzen. Obwohl sie viele Jahre am Schreibtisch gearbeitet hatte, war sie eine ausgebildete Polizistin gewesen. Wie konnte er sie scheinbar so mühelos außer Gefecht setzen, ohne sie zu verletzen oder mit ihr aneinander zu geraten? Mein Fernsehgerät lief, und jede halbe Stunde brachte der Lokalsender Nachrichten.

Der so genannte Loup-Garou würde nicht erfreut sein über die Berichte, vorausgesetzt er hatte Zugang zu einem Radio oder Fernseher.

»... wurde beschrieben als stämmig, ungefähr einen Meter achtzig groß, möglicherweise kahl. Laut der Leitenden Gerichtsmedizinerin, Dr. Scarpetta, könnte er unter einer

seltenen Krankheit leiden, die sich in extremer Behaarung, deformiertem Gesicht und spitzen, weit auseinander stehenden Zähnen äußert.«

Vielen Dank, Harris, dachte ich. Er musste alles auf mich schieben.

»… sind gehalten, extrem vorsichtig zu sein. Öffnen Sie die Tür nicht, wenn Sie nicht wissen, wer davor steht.«

Harris behielt in einer Hinsicht Recht. Die Leute reagierten panisch. Kurz vor zehn klingelte das Telefon.

»Hallo«, sagte Lucy. So fröhlich hatte sie schon lange nicht mehr geklungen.

»Bist du noch im MCV?«, fragte ich.

»Wir machen hier alles fertig. Hast du das draußen gesehen? Es schneit wie verrückt. Wir sollten in einer Stunde bei dir sein.«

»Fahr vorsichtig. Ruf mich, wenn ihr da seid, dann kann ich dir helfen, Jo reinzubringen.«

Ich legte noch einmal zwei Scheite aufs Feuer, und so sicher meine Festung auch war, ich bekam es mit der Angst. Ich versuchte, mich abzulenken, indem ich einen alten Film mit Jimmy Stewart ansah, während ich Rechnungsformulare ausfüllte. Ich dachte an Talley, was mich bedrückte. Ich wurde wütend auf ihn. Zwar hatte ich mich ambivalent verhalten, aber er hatte mir nicht wirklich eine Chance gegeben. Ich hatte versucht, mit ihm Verbindung aufzunehmen, und er hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, mich anzurufen.

Als das Telefon klingelte, zuckte ich zusammen und ein Stapel Rechnungen fiel auf den Boden.

»Ja?«, meldete ich mich.

»Der Mistkerl ist tatsächlich dort untergeschlüpft«, sagte Marino. »Aber jetzt ist er weg. Abfall, Einwickelpapier, Dreck überall. Und Haare in dem verdammten Bett. Das Bettzeug stinkt wie ein schmutziger nasser Hund.«

Mir schien, als stünde ich unter Strom.

»HIDTA hat ein Sonderkommando hier, und ich habe Polizei her beordert. Wenn er in den Fluss will, haben wir ihn.«

»Lucy bringt jetzt Jo zu mir, Marino«, sagte ich. »Sie ist auch irgendwo dort draußen.«

»Bist du etwa allein zu Hause?«, schrie er mich an.

»Ich bin im Haus, alle Türen sind zugesperrt, die Alarmanlage ist eingeschaltet, meine Pistole liegt vor mir auf dem Tisch.«

»Du bleibst, wo du bist. Hast du mich verstanden?«

»Mach dir keine Sorgen.«

»Das einzig Gute ist, dass es richtig schneit. Es sind schon über zehn Zentimeter, und du weißt ja, wie der Schnee alles heller macht. Keine guten Bedingungen für ihn, um sich draußen herumzutreiben.«

Ich legte auf und schaltete von einem Kanal zum nächsten, aber nichts interessierte mich. Ich stand auf, schlenderte in mein Arbeitszimmer und holte meine E-Mail, hatte jedoch keine Lust, sie zu

beantworten. Ich nahm das Glas mit dem Formalin in die Hand und hielt es ans Licht. Ich betrachtete die kleinen gelben Augen, die einst goldene Punkte gewesen waren, und dachte, wie ich mit so vielem daneben gelegen hatte. Jeder langsame Schritt und jede falsche Richtung, die ich eingeschlagen hatte, peinigten mich. Zwei weitere Frauen hatten sterben müssen.

Ich stellte das Glas mit Formalin auf den Tisch im großen Zimmer. Um elf sah ich die Nachrichten auf NBC. Natürlich wurde vor allem über Loup-Garou berichtet. Als ich auf einen anderen Kanal schaltete, ging die Alarmanlage los. Die Fernbedienung fiel zu Boden, als ich aufsprang und in den rückwärtigen Teil des Hauses flüchtete. Mein Herz schien meinen Brustkorb sprengen zu wollen. Ich schloss die Schlafzimmertür ab, griff nach meiner Glock und wartete darauf, dass das Telefon klingelte. Was es Minuten später tat.

»Zone sechs, das Garagentor«, wurde mir gesagt. »Wollen Sie die Polizei?«

»Ja! Und zwar sofort!«, sagte ich.

Ich setzte mich aufs Bett und ließ den Alarm gegen meine Trommelfelle hämmern. Ich behielt den Airphone-Monitor im Auge, aber dann fiel mir ein, dass er nur ansprang, wenn die Polizei klingeln würde. Was sie, wie ich so gut wusste, nie tat. Ich hatte keine andere Wahl, als die Alarmanlage auszuschalten, neu einzustellen und dann in der Stille zu warten. Ich bemühte mich so sehr, jedes Geräusch wahrzunehmen, dass ich mir einbildete, den Schnee fallen zu hören.

Knapp zehn Minuten später wurde laut an meine Haustür geklopft, und ich hastete den Gang entlang, als eine Stimme vor der Tür laut »Polizei« rief.

Erleichtert legte ich die Pistole auf den Esszimmertisch und sagte: »Wer ist da?« Ich wollte sicher sein.

»Polizei, Ma'am. Wir kommen wegen des Alarms.«

Ich öffnete die Tür, und dieselben Beamten, die schon ein paar Tage zuvor dagewesen waren, klopften den Schnee von ihren Stiefeln und traten ein.

»In letzter Zeit geht's bei Ihnen aber rund«, sagte Officer Butler, als sie sich die Handschuhe auszog und dabei umsah. »Man könnte fast meinen, wir hätten ein persönliches Interesse an Ihnen.«

»Diesmal war es an der Garagentür«, sagte McElwayne, ihr Kollege. »Na gut, schauen wir mal nach.«

Ich folgte ihnen durch die Diele in die Garage und sah sofort, dass es diesmal kein falscher Alarm gewesen war. Die Garagentür war ungefähr zwanzig Zentimeter weit aufgestemmt worden, und als wir in die Hocke gingen, um durch die Öffnung hinauszuschauen, sahen wir Fußspuren im Schnee, die zur Tür führten und sich wieder entfernten. Wir fanden keine Spuren von irgendwelchen Werkzeugen außer Kratzern an der Gummidichtung unten in der Tür. Die Fußspuren waren leicht mit Schnee bedeckt, so dass sie ungefähr zu dem Zeitpunkt entstanden sein konnten, als die Alarmanlage losgegangen war.

McElwayne rief über Funk einen Detective vom Einbruchsdezernat, der zwanzig Minuten später eintraf, die Tür und die Fußspuren fotografierte und Fingerabdrücke nahm. Aber wieder einmal konnte die Polizei nichts anderes tun, als der Spur der Schritte zu folgen. Sie führten am Rand der Einfahrt

entlang zur Straße, auf der der Schnee von Autoreifen platt gefahren war.

»Wir können nur einen Streifenwagen hier Patrouille fahren lassen«, sagte Butler zu mir, als sie sich verabschiedeten. »Wir behalten Ihr Haus so gut wie möglich im Auge, und wenn irgendetwas passiert, rufen Sie uns sofort. Auch wenn es nur ein ungewöhnliches Geräusch ist, okay?«

Ich piepte Marino an. Mittlerweile war es Mitternacht.

»Was ist los?«, fragte er.

Ich erzählte es ihm.

»Ich komme sofort.«

»Hör mal, es ist alles in Ordnung«, sagte ich. »Ich bin zwar nervös, aber sonst geht es mir gut. Mir wäre lieber, du würdest ihn

weiter suchen, statt hier den Babysitter zu spielen.«

Er schien unsicher. Ich wusste, was er dachte.

»Außerdem entspricht es nicht seinem Stil einzubrechen«, fügte ich hinzu.

Marino zögerte, dann sagte er: »Es gibt etwas, was du wissen solltest. Allerdings weiß ich nicht, ob ich es dir sagen sollte. Talley ist hier.«

Ich war wie vor den Kopf gestoßen.

»Er leitet das HIDTA-Sonderkommando, das hier im Einsatz ist.«

»Seit wann ist er hier?« Ich versuchte, nichts weiter als neugierig zu klingen. »Zwei Tage.«

»Grüß ihn von mir«, sagte ich, als würde Talley mir kaum etwas bedeuten.

Marino ließ sich nicht hinters Licht führen.

»Tut mir Leid, dass er sich als so ein Arschloch herausgestellt hat«, sagte er.

Kaum hatte ich aufgelegt, rief ich in der orthopädischen Abteilung des MCV an, aber die Dienst habende Schwester wusste nicht, wer ich war, und wollte mir nichts sagen. Ich wollte mit Senator Lord sprechen, mit Dr. Zimmer, mit Lucy, mit einem Freund, mit irgendjemandem, dem an mir lag, und in diesem Augenblick vermisste ich Benton so sehr, dass ich meinte, ich würde es nicht mehr ertragen. Ich dachte, dass ich im Wrack meines Lebens begraben war. Ich dachte ans Sterben.

Ich versuchte, das Feuer wiederzubeleben, aber es war sinnlos, denn das Holz, das ich

geholt hatte, war feucht. Ich starrte auf die Schachtel Zigaretten auf dem Tischchen, hatte aber nicht die Energie, mir eine anzuzünden. Ich saß auf der Couch und vergrub das Gesicht in den Händen, bis der krampfhafte Schmerz nachließ. Als erneut laut an meine Tür geklopft wurde, war ich mit den Nerven am Ende, aber ich war auch todmüde.

»Polizei«, sagte eine männliche Stimme vor der Tür. Er schlug noch einmal mit etwas Hartem wie einem Schlagstock oder Totschläger dagegen.

»Ich habe die Polizei nicht gerufen«, sagte ich durch die Tür.

»Ma'am, wir hatten einen Anruf, dass sich auf Ihrem Grundstück eine verdächtige Person herumtreibt«, sagte der Mann.

»Ist alles in Ordnung?«

»Ja, ja«, sagte ich, als ich die Alarmanlage ausschaltete und die Tür aufmachte, um ihn einzulassen.

Das Licht vor dem Haus brannte nicht, und mir war nie in den Sinn gekommen, dass er akzentfrei sprechen könnte. Ich roch seinen schmutzigen nassen Hundegeruch, als er sich hereindrängte und die Tür mit einem Fußtritt schloss. Ich erstickte den Schrei in meiner Kehle, als er sein böses Lächeln lächelte und seine behaarte Hand nach meiner Wange ausstreckte, als hegte er zärtliche Gefühle für mich.

Eine Gesichtshälfte schien eingedrückt und war mit feinen blonden Stoppeln bedeckt, und in seinen hektischen irrsinnigen Augen funkelte Zorn und Lust und Hohn aus der Hölle. Er zog seinen langen schwarzen Mantel aus und wollte ihn mir wie ein Netz über den Kopf werfen, und ich rannte. All das geschah in wenigen Sekunden.

Panik trieb mich in das große Zimmer, und er folgte mir auf den Fersen, gab gutturale Laute von sich, die nicht menschlich klangen. Ich konnte vor Angst nicht mehr denken, verspürte nur den kindischen Impuls, etwas auf ihn zu werfen, und das Erste, was ich sah, war das Glas mit Formalin, in dem ein Stück des Bruders schwamm, den er umgebracht hatte.

Ich riss es vom Tisch, sprang über die Couch und fummelte am Deckel herum. Er hielt jetzt das Werkzeug in der Hand, den Hammer mit dem spiralförmigen Griff, und als er ihn hochhob und nach mir schwang, schüttete ich ihm Formalin ins Gesicht.

Er kreischte und fasste sich an Augen und Hals, während die Chemikalie brannte und ihm das Atmen erschwerte. Er kniff die Augen zusammen, schrie, zerrte an seinem nassen Hemd, um es sich vom Leib zu reißen, und keuchte, während seine Haut brannte

wie Feuer und ich davonrannte. Ich griff nach der Pistole auf dem Esszimmertisch und drückte auf den Panikalarm, als ich durch die Vordertür in den Schnee hinauslief. Auf der Treppe zog es mir den Boden unter den Füßen weg, und ich streckte den linken Arm aus, um meinen Sturz abzumildern. Als ich versuchte aufzustehen, war mir klar, dass ich mir den Ellbogen gebrochen hatte, und ich war entsetzt, als ich sah, dass er hinter mir her torkelte.

Er klammerte sich ans Geländer, als er blind die Treppe herunter tappte, immer noch schreiend. Ich saß auf der untersten Stufe, von Panik erfüllt, und stieß mich ab, als würde ich rudern. Sein Oberkörper war dicht mit langen hellen Haaren bewachsen, ebenso die Arme und der Rücken. Er fiel auf die Knie, nahm Schnee in die Hände und verrieb ihn wieder und wieder auf Gesicht und Hals und kämpfte dabei um Luft.

Er befand sich in meiner Reichweite, und ich rechnete jeden Moment damit, dass er wie ein Monster aufspringen würde. Ich hob meine Pistole, konnte jedoch den Schieber nicht zurückziehen. Ich versuchte und versuchte es, aber mein gebrochener Ellbogen und die gerissenen Bänder ließen nicht zu, dass ich den Arm anwinkelte.

Ich konnte nicht aufstehen. Ich rutschte immer wieder aus. Er hörte mich und kroch näher zu mir, während ich ihm auswich, ausrutschte und dann versuchte, von ihm fort zu rollen. Er keuchte und legte sich wie ein Kind mit dem Gesicht in den Schnee, um den Schmerz der schrecklichen chemischen Verbrennungen zu lindern. Er scharrte im Schnee wie ein Hund, presste Hände voll davon gegen seinen Hals. Er streckte mir einen behaarten Arm entgegen. Ich verstand sein Französisch nicht, aber ich glaubte, dass er mich um Hilfe bat.

Er weinte. Ohne Hemd zitterte er vor Kälte. Seine Fingernägel waren schmutzig und abgebrochen, und er trug die Stiefel und die Hose eines Arbeiters, vielleicht von jemandem, der auf einem Schiff angeheuert hatte. Er wand sich und schrie, und beinahe tat er mir Leid. Aber ich wagte mich nicht an ihn heran.

Gewebe blutete in mein gebrochenes Gelenk. Mein Arm schwoll an und pochte, und ich hörte den Wagen nicht, der vorfuhr. Dann rannte Lucy durch den Schnee, verlor mehrmals fast das Gleichgewicht, als sie den Schieber ihrer geliebten Glock Kaliber vierzig zurückriss. Sie ging neben ihm auf die Knie, nahm Kampfposition ein und zielte mit dem Rohr aus rostfreiem Stahl auf seinen Kopf.

»Lucy, nicht schießen!«, sagte ich und versuchte, mich aufzurappeln.

Sie atmete schwer, ihr Finger am Abzug.

»Du verdammter Dreckskerl«, sagte sie. »Du verfluchtes Stück Scheiße«, sagte sie, während er weiter stöhnte und sich Schnee in die Augen rieb.

»Lucy, nein!«, schrie ich, als sie die Pistole fester mit beiden Händen umklammerte und in Schussposition brachte.

»Ich werde dich von deinem Elend erlösen, du verdammter Scheißkerl!«

Ich kroch auf sie zu, während ich Schritte und Stimmen und das Zuschlagen von Autotüren hörte.

»Lucy!«, sagte ich. »Nein! Um Gottes willen nein!«

Es war, als ob sie weder mich noch sonst jemanden hörte. Sie war in einer von Hass und Zorn erfüllten Welt, die nur sie kannte.

Sie schluckte, während er sich wand und die Hände vor die Augen hielt.

»Rühr dich nicht vom Fleck!«, schrie sie ihn an.

»Lucy« - ich kroch näher und näher zu ihr - »nimm die Pistole runter.«

Aber er konnte nicht aufhören, sich zu bewegen, und sie war in ihrer Position erstarrt, und dann schwankte sie kaum merklich.

»Lucy, das willst du doch auch nicht«, sagte ich. »Bitte. Nimm die Pistole runter.«

Sie tat es nicht. Sie sprach nicht mit mir und sah mich nicht an.

Ich bemerkte die Füße um mich herum, Menschen in dunklen Kampfanzügen, entsicherte Gewehre und Pistolen.

»Lucy, nimm die Pistole runter«, hörte ich Marino sagen.

Sie rührte sich nicht. Die Waffe zitterte in ihren Händen. Dieser elende Mensch namens Loup-Garou rang nach Luft und stöhnte. Wir waren beide Zentimeter von ihren Füßen entfernt.

»Lucy, sieh mich an«, sagte ich. »Sieh mich an.«

Sie blickte in meine Richtung, und eine Träne lief ihr über die Backe.

»Es ist genug gemordet worden«, sagte ich. »Bitte. Es reicht. Du hast kein Recht zu schießen. Das ist keine Notwehr. Jo wartet im Wagen auf dich. Tu es nicht. Tu es nicht, bitte. Wir lieben dich.«

Sie schluckte. Ich hob vorsichtig den Arm.

»Gib mir die Pistole«, sagte ich. »Bitte. Ich liebe dich. Gib mir die Pistole.«

Sie ließ sie sinken und warf sie in den Schnee, wo der Stahl silbern schimmerte. Sie blieb, wo sie war, den Kopf gesenkt, und dann war Marino neben ihr und redete auf sie ein. Ich verstand ihn nicht, weil es in meinem Ellbogen pochte, als würde dort eine Trommel geschlagen. Dann half mir jemand mit festem Griff auf.

»Na komm schon«, sagte Talley leise zu mir.

Er drückte mich an sich, und ich sah zu ihm auf. In dem ATF-Anzug bot er einen ungewöhnlichen Anblick. Ich war mir nicht sicher, ob er es wirklich war. Es war ein Traum oder ein Albtraum. Nichts davon war wahr. Es gab keinen Werwolf, und Lucy erschoss niemanden, und Benton war nicht tot,

und ich fiel fast in Ohnmacht, und Talley hielt mich fest.

»Wir bringen dich in ein Krankenhaus, Kay. Du weißt bestimmt, in welches du willst«, sagte Jay Talley.

»Wir müssen Jo aus dem Auto holen. Sie muss frieren. Sie kann sich nicht bewegen«, murmelte ich.

Meine Lippen waren taub. Ich konnte kaum sprechen.

»Sie ist in Ordnung. Man kümmert sich um sie.«

Meine Füße waren aus Holz, als er mich die Einfahrt entlang führte. Er bewegte sich, als würden Schnee und Eis ihn nicht beeinträchtigen.

»Tut mir Leid, wie ich mich verhalten habe«, sagte er. »Ich hab damit angefangen.« Ich brachte die Worte kaum heraus.

»Ich könnte einen Krankenwagen rufen, aber ich würde dich lieber selbst fahren«, sagte er. »Ja, ja«, stimmte ich zu. »Das ist mir auch lieber.«